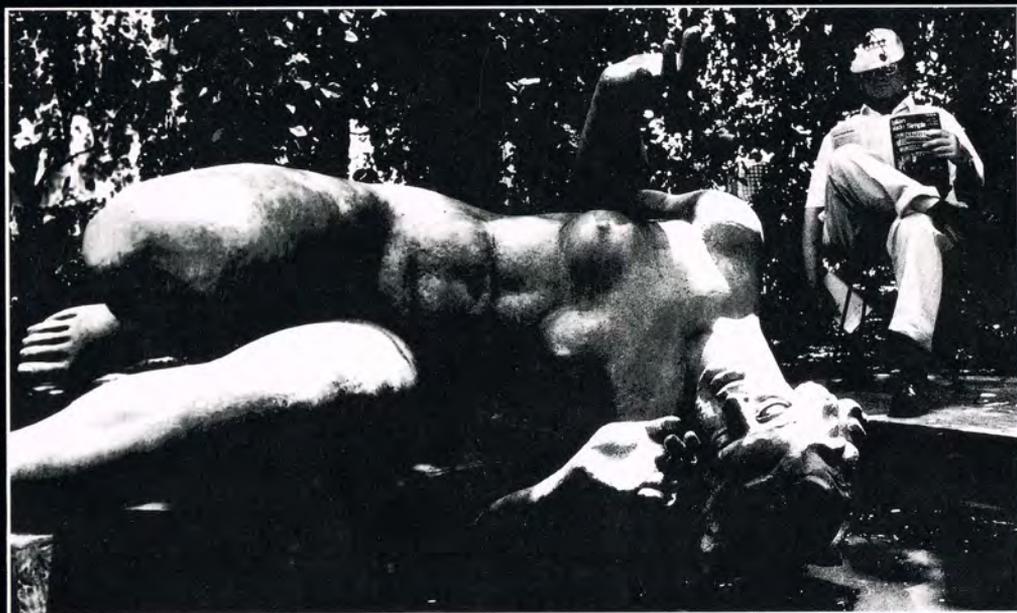


Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

187



Helga Königsdorf:

Liebe, Angst und Marktwirtschaft

Krieg und Liebe

Nancy Hartsock, Frigga Haug, Kornelia Hauser,
Gabi Lindner, Renate Schneider

Kunst und Politik

Romanistik im Faschismus

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1989/90 schrieben unter anderen

Günther Anders, Etienne Balibar, Volker Braun, Michael Brie, Cynthia Cockburn, Irene Dölling, André Gunder Frank, Heiner Goebbels, Stuart Hall, Sandra Harding, Heiko Haumann, Klaus Heinrich, Eckard Holler, Pierre Juquin, Wilhelm Kempf, Heiner Keupp, Klaus Peter Kisker, Helga Königsdorf, Annette Kuhn, Georges Labica, Eberhard Lammert, Norman Levine, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Claudia Pinl, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Karen Ruoff, Christina Schenk, Klaus Segbers, Su Shaozhi, Christian Sigrüst, Dorothee Sölle, Eckhard Stratmann, Karl Hermann Tjaden, Bernd Jürgen Warneken, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Volker Gransow, Sibylle Haberdtz, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Irene Dölling, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Jutta Meyer-Siebert, Eva Schäfer, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Hans-Jürgen Pandel, Ulrich Schmitz, Erich Wulff

Redaktionsanschrift: Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Tel.: (030) 813 50 24

Redaktionssekretariat: Peter Manz

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlag: Johannes Nawrath Foto © Andreas Schoelzel

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13,
Tel.: (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax: (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Tel.: (040) 23 09 92
Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Tel.: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1991 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) II 1440 1300, BLZ 100 101 11. Satz: Barbara Steinhardt. Druck: alfa Druck, Göttingen. — Mai/Juni 1991. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial	329
Helga Königsdorf: Liebe, Angst und Marktwirtschaft	332

Krieg und Liebe

Nancy Hartsock	
Nullsummenspiel der Ehre	335
Frigga Haug	
Eintritt der Frauen in den Krieg	349
Renate Schneider	
Diese Liebe ist im Kern Vernichtung. Zu Elfriede Jelinek	187
Kornelia Hauser	
Weiblicher Teiresias oder trojanisches Pferd im Patriarchat? Geschlechtertausch bei Irmtraud Morgner und Christa Wolf	373
Gabi Lindner	
Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur	383

* * *

Rolf Stefaniak	
Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen	397
E. San Juan	
Symbolisierung des Widerstands auf den Philippinen	409
Manfred Wekwerth	
Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles«	421
Peter Jehle	
Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus	431
Kongreßberichte	
Geschlechterverhältnisse im deutsch-deutschen Einigungsprozeß; Frauenkonferenz in der UdSSR; Folgen des Golfkrieges	443
Aufruf zur Rettung der MEGA	450
Besprechungen	
Moralphilosophie, Philosophiegeschichte; Intertextualität und Textphilologie; Künstliche Intelligenz; Erziehungswissenschaft; Frauen: Recht und Politik	451
VerfasserInnen, Zeitschriftenschau, Summaries	493

Philosophie

<i>Wolf, Ursula</i> : Das Tier in der Moral (<i>J.S. Ach</i>)	451
<i>Lützenkirchen, Harald</i> : Logokratie. Herrschaft der Vernunft in der Gesellschaft aus der Sicht Kurt Hillers (<i>R.v.Bockel</i>)	453
<i>Eichenseer, Georg</i> : Die Auseinandersetzung mit dem Privateigentum im Werk des jungen Hegel (<i>M. Drees</i>)	454
<i>Wöhler, Hans-Ulrich</i> : Geschichte der mittelalterlichen Philosophie (<i>F.Garten</i>)	455

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bauer, Gerhard</i> : Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich« (<i>M. Behrens</i>)	457
<i>Lachmann, Renate</i> : Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne (<i>U. Blumenbach</i>)	458
<i>Kraft, Herbert</i> : Editionsphilologie (<i>R.G. Bogner</i>)	460
<i>Garbers, Jürgen</i> (Hrsg.): Ästhetik Revolte Widerstand. Zum literarischen Werk von Peter Weiss (<i>M. Blumentritt</i>)	461
<i>Bohrer, Karl-Heinz</i> : Der romantische Brief (<i>H.-Ch. Oeser</i>)	463
<i>Bohrer, Karl-Heinz</i> : Die Kritik der Romantik (<i>H.-Ch. Oeser</i>)	463
<i>Frank, Manfred</i> : Einführung in die frühromantische Ästhetik (<i>H.-Ch. Oeser</i>)	463
<i>Kristeva, Julia</i> : Fremde sind wir uns selbst (<i>B. Damerau</i>)	465

Soziologie

<i>Elster, Jon</i> : Nuts and Bolts for the Social Sciences (<i>Ch. Gilleßen</i>)	467
<i>Kotthoff, H., und J. Reindl</i> : Die soziale Welt kleiner Betriebe (<i>J. Schmidt-Dilcher</i>)	469
<i>Holling, Eggert, und Peter Kempin</i> : Identität, Geist und Maschine (<i>R. Alisch</i>)	471
<i>Grassmuck, Volker</i> : Vom Animismus zur Animation. Anmerkungen zur künstlichen Intelligenz (<i>R. Alisch</i>)	471
<i>Leidmair, Karl</i> : Artificial Intelligence und Heidegger (<i>R. Alisch</i>)	471
<i>Wiener, Oswald</i> : Probleme der künstlichen Intelligenz (<i>R. Alisch</i>)	471

Erziehungswissenschaft

<i>Krüger, Heinz-Hermann</i> (Hrsg.): Abschied von der Aufklärung? Perspektiven der Erziehungswissenschaft (<i>A. Schäfer</i>)	474
<i>Bettelheim, Bruno</i> : Themen meines Lebens. Essays über Psychoanalyse, Kindererziehung und das jüdische Schicksal (<i>R. Kaufhold, W. Rügemer</i>)	477
<i>Rudnick, Martin</i> : Aussondern – Sterilisieren – Liquidieren. Die Verfolgung Behinderter im Nationalsozialismus (<i>Ch. Mürner</i>)	478

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Böttger, Barbara</i> : Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art. 3 II Grundgesetz (<i>S. Berghahn</i>)	479
<i>Gerhard, Ute</i> : Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht (<i>S. Baer</i>)	482
<i>Gerhard, Ute, Mechthild Jansen, Andrea Maihofer, Pia Schmid und Irmgard Schultz</i> (Hrsg.): Differenz und Gleichheit – Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht (<i>S. Baer</i>)	483
<i>Lucke, Doris, und Sabine Berhahn</i> (Hrsg.): Rechtsratgeber Frauen (<i>Ch. Klenner</i>)	485
<i>Schunter-Kleemann, Susanne</i> (Hrsg.): EG-Binnenmarkt – Euro-Patriarchat oder Aufbruch der Frauen? (<i>P. Dobner</i>)	486
<i>Fischer, Erica, und Petra Lux</i> : Ohne uns ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende (<i>Ch. Klenner</i>)	488
<i>Muckli, Martina</i> : Einbruch in die Männerwelt? Chancen und Restriktionen einer Veränderung von Politik durch Frauen. (E. Biester)	490

Editorial

Der Zusammenbruch des Sozialismus in der DDR wird als Ende der Nachkriegszeit gefeiert. Sie ging unmittelbar über in Vorkriegszeit. Seit dem Ende des Golfkrieges verschmelzen die Grenzen zwischen den historischen Perioden weiter, zumindest was die Welt der alltäglichen Erfahrungen betrifft. Meldungen von Ermordeten, Getöteten, Verhungerten, Erfrorenen und Bürgerkrieg in verschiedenen Weltgegenden erreichen uns täglich und werden übertroffen von Nachrichten über Naturkatastrophen, deren ungeheuerliche Wirkung rückwärts auch den von Menschen gemachten Krieg als bloßes Naturwerk erscheinen lassen. Dagegen muten die Vorgänge bei der Unterwerfung der Ex-DDR in die »marktwirtschaftliche Ordnung« geradezu gewöhnlich an. Und doch stehen wir auch hier wie schon im Golfkrieg eigenartig erstarrt, weil uns wieder und wieder eingeschränkt zu werden scheint, daß die Geschichte ohne das Volk gemacht wird, jedenfalls ohne uns.

Wir haben unserem Heft den Schwerpunkt »Krieg und Liebe« gegeben, nachdem sich um die Fragen von Krieg, Nation und Geld die Linken während des letzten Golfkrieges zerstritten. Rückblickend gegen die alltägliche Verschüttung durch neues Unheil bleibt eigentümlicherweise als eine der wenigen großen Protestbewegungen gegen den Krieg die Aktion von Frauen: Scheherazade. Sie spielte in der Medienschlacht kaum eine Rolle, so daß es notwendig wird, sich jetzt für die Zukunft zu erinnern. Scheherazade sprach: »entweder werde ich leben oder zum Opfer werden für die Töchter der Muslimin und der Anlaß ihrer Befreiung aus den Händen des Königs.« Diese Haltung der Wesirstochter, die mit ihren Geschichten, erzählt in 1001 Nächten, die Frauenmorde des Königs beendete, war ebenso Vorbild für die Frauenorganisation gleichen Namens wie für die Solidarität unter Frauen. Auch Scheherazade brauchte die Unterstützung ihrer Schwester Dinarzade, die jede Nacht um weitere Geschichten bat.

Frauen von Japan bis Lateinamerika erhoben ihre Stimmen mit dem Aufruf für eine Welturabstimmung gegen den Krieg. Viele Aktionen wurden durchgeführt, von Demonstrationen schwarzgekleideter Frauen bis zu praktischen Hilfsmaßnahmen wie der Luftbrücke »fliegender Teppich«. Geplant ist die kontinuierliche Arbeit in einem internationalen Frauenweltsicherheitsrat zur Verhinderung weiterer Kriege (*taz* vom 19.3.91). In dieser Weise stand einer breiten Lähmung und Entmutigung darüber, inwieweit gesellschaftliche Veränderungen in kleinen mühsamen Schritten auf Dauer zum Ziel einer grundlegenden gesellschaftlichen Umstrukturierung führen könnten, wenn ein Krieg in wenigen Wochen alles zerstören kann, ein großes Maß an spontaner Aktivität gegenüber. Die durch die Arbeit der Frauenbewegungen in den letzten zwanzig Jahren vor allem im kulturellen geschaffenen Strukturen ermöglichten in vielen Ländern diese Verbreitung. 40000 Unterschriften von Frauen wurden dem Pressesprecher des UNO-Generalsekretärs als Symbol eines weltweiten Frauenprotestes gegen den Krieg im März 1991 übergeben. Aber lassen sich Krieg, Regierungen, ökonomische Interessen, Machtkämpfe, historische Ungleichzeitigkeiten durch solche Aktionen auch nur beeinflussen? Zweifel macht müde und Zweifel ist zugleich notwendig (vgl. Scheherazade Rundbrief 1).

Was können wir aus den Erfahrungen und Debatten im Kontext des Golfkrieges gewinnen für eine praktische Prävention auf Dauer, zusätzlich zum Frauenweltsicherheitsrat und als Grundlage sowie Unterstützung für seine Politik? Die Diskussionen während des Krieges haben alte und neue Fragen auf die feministische Tagesordnung gesetzt, Widersprüche werden deutlich. Zum einen werden Frauen in den Medien als Abhängige oder bloße Opfer dargestellt, die zu Hause auf ihre Männer warten, zum anderen wird wie selbstverständlich von Frauen berichtet, die als Soldatinnen oder Nachrichtenkorrespondentinnen an die Front gehen. An anderer Stelle werden Abtreibungen mit dem Töten im Krieg gleichgesetzt (vgl. Barbara Zehnpfennig in der *FAZ* vom 8.2.91). Indem beide Fragen in dieser Weise in den öffentlichen Diskursen austauschbar scheinen, verweisen sie auf ihre Zusammenhänge, die es genauer zu erforschen gilt. – »Wo Analphabetentum herrscht, Kriege, Armut, da ist die Zeit für das Problem von Mann und Frau noch nicht reif.« (Ikbal Hassoon im *Freitag* vom 1.3.91) Wenn Frauenfragen mit Kriegsfragen zusammenhängen und Krieg mit Armut und letztere wiederum mit Analphabetentum, dann können auch Verteilungsfragen nicht gelöst werden, ohne Frauenfragen zu behandeln. Das Zitat verweist auf Verhinderungen und Möglichkeiten für Frauenbewegungen, die Bedeutung von Kultur, Religion, Ökonomie und darin die Fragen nach den Möglichkeiten von »organischen Intellektuellen«. Die Koordinaten männlicher und wirtschaftlicher Hegemonie setzen sich überall in der Welt unterschiedlich zusammen – immer zu Lasten der Frauen.

Was wissen wir über die Beweggründe von Frauen, sich für Krieg oder Frieden einzusetzen, und wie werden Zustimmung und Ablehnung in den einzelnen Ländern organisiert, wie sehen die Konstruktionen von Freund- und Feindbildern aus? Wir brauchen die vielen und detaillierten Geschichten der Frauen aus allen Ländern, um zu verhindern, daß Frauenfragen zugunsten von Kriegen zurückgestellt werden oder so auf die Tagesordnungen kommen können, daß Kriege als gehbare Wege erscheinen. In welcher Weise sind militärische Lösungen in die Zivilisationsmodelle der Länder eingegangen?

Im vorliegenden Heft veröffentlichen wir Vorschläge, solche Zusammenhänge von Geschlechterverhältnissen und Krieg zu begreifen:

Nancy Hartsock analysiert – ausgehend von zeitgenössischen Diskursen und Bildern – die Konstruktion von Männlichkeit im Zusammenhang mit Krieg, Heldentum und der Gemeinschaft der Männer, wie sie bereits in der *Ilias* von Homer angelegt sind und bis heute reproduziert werden. *Frigga Haug* arbeitet einen Zusammenhang von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und kriegsrischem Alltag heraus. In der sozial produzierten »Harmlosigkeit« von Frauen sieht sie eine Grundlage für die Anerkennung von Kriegführung und Regierung als Extra-Aufgabe und »Arbeit« von Männern.

Elfriede Jelinek hat insbesondere mit ihrem Roman »Die Klavierspielerin« für ein verbreitetes Unbehagen gesorgt. *Renate Schneider* zeigt, welche Auskunft über die Beziehungen der Geschlechter und vor allem über die Möglichkeiten von Frauen Jelinek gibt und ermöglicht uns so, im Schrecklichen die Klarheit von Erkenntnis zu finden. Der Geschlechterwechsel faszinierte die Dichter seit dem Altertum. Welche Erkenntnismöglichkeiten über das eigene und auch das

jeweils andere Geschlecht und vor allem über die sozialen Konstruktionen und gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten sind zu gewinnen, wenn sich eine Frau z.B. eines Tages als Mann wiederfindet? *Kornelia Hauser* zeigt Befreiung und Verhinderung in den Vorschlägen von Irtraud Morgner und Christa Wolf. Nach den Verunsicherungen über die Realität von Frauen in der früheren DDR, wird es überhaupt wichtig, sich dessen zu versichern, was an Frauenbefreiung schon erreicht, gedacht, geträumt wurde. *Gabi Lindner* geht mit einem feministischen Blick durch die DDR-Literatur auf der Suche nach Möglichkeiten für Frauen, Individualität und Kollektivität in einen produktiven Zusammenhang zu bringen.

Nach der Euphorie vor einem Jahr, in der wir die Anzahl der Mitarbeiterinnen verdoppeln konnten, haben inzwischen leider die sozialen Entwicklungen und Zustände in der ehemaligen DDR (v.a. Arbeitslosigkeit und »Abwicklung«) zur vorübergehenden Verkleinerung der Frauenredaktion geführt.

Frauenredaktion

* * *

Die Logik der westlichen Übernahme und Neueinrichtung der DDR folgt der Linie: wer immer früher in verantwortlicher Position war, gehört ausgegrenzt, aus dem Amt gezogen, in Ohnmacht versetzt, denn er/sie handelte unverantwortlich, da in falscher Gesellschaft bzw. im falschen Staat. Man mag meinen, derart all jene um Einfluß zu bringen, die zwar staats-treu, aber gegen die Gesellschaft, also gegen die dort lebenden Menschen handelten. Allerdings verschwinden so die Unterschiede zwischen solchen, die vor allem Macht gegen andere ausübten, und jenen, die sich für die Vermenschlichung der Gesellschaft einsetzten. Der selektierende Blick, der auf die Menschen in der ehemaligen DDR geworfen wird, bevor sie »abgewickelt« werden, wiederholt bewußtlos einen Effekt des SED-Staates: zumal vormalige Dissidenten es größtenteils schon wieder sind, privilegiert er Mitläufer – nicht die Widerständigen, denn auch sie wollten ja Sozialismus.

Manfred Wekwerth, Brechtschüler, langjähriger Intendant des Brecht-Theaters, ist als ehemaliges ZK-Mitglied vom zuständigen Berliner Senator dazu gedrängt worden, zum 31. Juli 1991 sein Amt aufzugeben. Zu den Vorwürfen gehörte, er habe das Theater heruntergewirtschaftet und keine neuen Perspektiven entwickelt. Wer jedoch etwa Volker Brauns »Großen Frieden« am Schiffbauerdamm gesehen hat, weiß, daß es so eindeutig nicht gewesen sein kann, um das Mindeste zu sagen. – Wir veröffentlichen Wekwerths noch 1990, in der DDR unter Lothar de Maizière, geschriebenen Entwurf für die Weiterarbeit des Brecht-Theaters, der bislang unbeachtet (und unveröffentlicht) geblieben ist. Es ist nicht der erste *Argument*-Beitrag Wekwerths: im Sonderband »Aktualisierung Brechts« (AS 50) erschien 1980 das Protokoll eines Seminars, das er im schwedischen Institut für Film und Theater gehalten hat und das einen guten Eindruck von seinem Versuch vermittelt, in der Nachfolge Brechts Wissenschaft und Dialektik auf der Bühne zusammenzubringen. W.F.H.

Liebe, Angst und Marktwirtschaft

Vielleicht gibt man unserem Jahrhundert später den Beinamen das »wissenschaftliche«. Wissenschaftliche Ergebnisse haben das Leben von Grund auf geändert. Doch wird es auch etwas Ironisches an sich haben. Wissenschaft ist für uns der große Mythos gewesen. Wir haben die Wissenschaft als eine anwachsende Sammlung von ewigen Wahrheiten gesehen und nicht als das was sie ist, nämlich als eine Methode zur Welterkenntnis, die sich ständig selbst in Frage stellen muß. Dies blieb auf einen kleinen Kreis von Wissenschaftstheoretikern beschränkt.

Kein Wunder, daß nichts so mißbraucht worden ist wie das Wort »wissenschaftlich«, und daß das Rationale weit herausgehoben dasteht. Dagegen wird die Kultur der Gefühle gering geschätzt. Die Beurteilung der Welt mit der Vernunft muß aber mager bleiben, tritt nicht das Gefühl hinzu. Ständig muß der Mensch im Leben Entscheidungen treffen, für die seine Information und die reine Logik allein nicht ausreichend sind, um sich zwingend auf das eine oder das andere festzulegen.

Der Intellektuelle hegt im allgemeinen ein tiefes Mißtrauen gegen das Gefühl. Gefühlsaufwallungen von Massen ängstigen ihn. Er weiß um deren Manipulierbarkeit. Und er vergißt gern die List seines eigenen Verstandes, der fähig ist, ihn in jede erwünschte Irre zu führen. Unser Jahrhundert ist an beidem wahrlich reich.

Wie auch immer, ob das Gefühl zuerst da war und danach die Interpretation kam, also erst die Liebe und dann der Geliebte, auf jeden Fall kann die Interpretation zum bedingten Reflex werden; also später wird, er, der Geliebte, selbst Auslöser des Gefühls sein. Genauso wie der Mensch, um sich sicher zu fühlen, einer gewissen Ausbildung in den Regeln des Verstandes bedarf, in denen er sich mit seiner Umwelt im Einklang weiß, genauso bedarf er eines gewissen Rahmens für sein Gefühl. Er kann nicht in jeder Situation aufs neue ergründen, was Gut und was Böse ist. Er will seiner Liebe vertrauen. Gibt sich das System von Werten durch das Beiwort »wissenschaftlich« den Anschein von etwas Unumstößlichen, so ist die Verführung groß, diesen Rahmen nicht mehr zu hinterfragen. Steht dieser Mensch eines Tages vor einem Trümmerhaufen, wird gar einer Mitschuld angeklagt, so bricht der feste Boden unter seinen Füßen. Er fühlt sich schuldig oder betrogen oder hält trotzig am Alten fest. Das ist eine Sache des Temperaments und des Anspruchs.

Ein Zusammenbruch von Werten und Visionen, wie wir ihn zur Zeit erleben, erzeugt ein Vakuum, das wie ein Sog neue oder altneue Werte ansaugt. Der Mensch hat seine Liebe, sei es als chemischen Zustand, und er braucht ein Liebesobjekt. Er muß über das, was in ihm ist, eine Sprache finden, und so weist er dem Bedeutungen zu, die sich seiner Umgebung mitteilen lassen. Heimat, Gott und Vaterland werden wieder als Liebesobjekte angesagt sein. Das elementare Bedürfnis des Menschen nach einer mitteilbaren gefühlsmäßigen Sicherheit,

nach einer Zugehörigkeit, wird nicht ungestraft gering geachtet. In der derzeitigen Situation, in der viele Menschen zu ihrer eigenen Überraschung eine Bindung an ihren engeren heimischen Landstrich entdecken, wäre es verhängnisvoll, wollte man das Nationale gering achten. Alle diese Bezugssysteme tragen die Wurzel zur Intoleranz und Ausgrenzung in sich. Vor allem dann, wenn sich Nationalbewußtsein aus einer kollektiven Demütigung entwickelt. Aus der kollektiven Liebe wird kollektive Lust, wenn ein gemeinsames Objekt der Ablehnung vorhanden ist. Die Verneinung gelingt dem Menschen im allgemeinen lustvoller als die Bejahung. Um so wichtiger ist es, sich solcher kollektiver Gefühle, wie Nationalbewußtsein, sowohl kulturell als auch politisch anzunehmen, sie als Wert zu begreifen. Denn ebenso wie im Individuellen ist die Verschiedenartigkeit und Eigenheit erst einmal ein Wert.

Neben den Gefühlen gibt es die handfesten Interessen, die sich manchmal als Gefühle tarnen. Beide, Gefühle und Interessen, können einander wechselseitig bestärken. Die Interessengegensätze werden in der nächsten Zukunft vehement zunehmen. Alles wird knapp: Die Märkte, die Luft, das Wasser, die Rohstoffe. Nur die Menschen werden immer mehr. Die Mächte beginnen ihre Reviere abzustecken. Tierversuche zeigen es: Sperrt man zu viele Ratten in einen Käfig, bringen sie einander um.

Was kann in diesem Zusammenhang neues Weltbewußtsein bedeuten? Die Utopie, man könnte den Menschen seiner Natur entfremden und ihn zum einsichtigen Einheitsmenschen machen, ist gescheitert. Ebenso werden Staaten und Konzerne nicht so einfach auf ihre Interessen verzichten. Was aber nun! Vaterland und Nation wieder auf die Fahnen? Säbelrasseln und Ordnungsmächte? Den Preis an Überlebenschancen, den die Menschheit für so etwas zahlt, zeigt der Golfkrieg.

Wie kann kollektive Verantwortlichkeit entstehen?

Es ist ein Plädoyer für die Angst angebracht. Angst ist kein Gefühl der Psychopathen und Schwächlinge. Die begründete Angst ist ein wichtiges, im Laufe der Evolution erworbenes Warnsystem. Wir sollten ausziehen und das Fürchten lernen. Die Apokalypse ist diesmal keine Erfindung falscher Propheten. Diesmal steht sie ins Haus. Und zwar in jedes. In die Hütten und in die Paläste.

Neben die kollektiven Interessen und das kollektive Selbstbewußtsein muß die kollektive Angst treten. Das erforderte die volle Offenlegung und Anerkennung der ökonomischen, demographischen, ökologischen, sozialen u.a. Probleme und Interessengegensätze und der daraus resultierenden Gefahren für die Welt.

Angst allein ist da nicht genug. Man muß auf Angst rational reagieren können. Dazu müßten weltweit wirtschaftliche und politische Strukturen weiterentwickelt werden, in deren Rahmen Interessengegensätze verhandelt und Kompromisse gefunden werden können. Die vorhandenen genügen in ihrem Entwicklungstempo dem ungeheuren Tempo der Problementwicklung nicht. Aus Angst rational reagieren bedeutet aber, verantwortlich handeln. Nationalbewußtsein in der beschriebenen Weise mit kollektiver Verantwortlichkeit koppeln und gleichzeitig die Freude an der kulturellen Vielfalt fördern. Toleranz bei gleichzeitiger Anerkennung des Rechts auf Erhaltung und Schutz des Nationalen. Der Ruf nach dem Multikulturellen kann unter Umständen genauso intolerant werden

wie die Überbetonung des Nationalen. – Der Vorteil des Realsozialismus war, daß er rechtzeitig scheiterte, ehe er durch seine Ineffizienz die Welt an den Abgrund brachte. Es wäre gut, später sagen zu können, der Vorteil der Marktwirtschaften war ihre Reaktionsfähigkeit auf die begründete kollektive Angst, auf Grund derer sie, unter Beibehaltung ihrer Effektivität, ihre Wachstumsrichtung in eine vernünftige Richtung lenkten. Dem steht aber heute eine bedenkliche Tendenz zur Vermarktung des politischen Systems entgegen, die eher darauf aus ist, solch ein Warnsystem Angst zu unterdrücken und zu verketzern. Ohne Angst kein verantwortliches Handeln. Nationalbewußtsein und handfeste Interessengegensätze ohne Verantwortlichkeit – die Menschheit würde einen notwendigen Schritt ihrer sozialen Evolution nicht vollziehen und wäre dem Untergang geweiht.

Mitschuldig wären wir an dem Trümmerhaufen alle, aber vielleicht gäbe es keinen Kläger mehr.

Nancy C.M. Hartsock

Nullsummenspiel der Ehre*

Sowohl in den USA als auch in Westeuropa haben Feministinnen eine wichtige Rolle in der Friedensbewegung gespielt. Zu erwähnen sind die Pentagon-Aktionen von Frauen 1981 und 1982 sowie die Frauenfriedenscamps in Seneca Falls, Puget Sound und Greenham Common. Feministische Theoretikerinnen stellten die Frage, ob sich Frauen ähnlich wie Männer im Widerstand gegen Kriegsvorbereitungen engagieren. Sara Ruddick (1983) u.a. haben gezeigt, daß die Erfahrungen, die Frauen machen, sie häufig zu Pazifistinnen werden lassen. Wir kennen auch die Debatten um die Folgen geschlechtsspezifischer Vergesellschaftung für die Politik und deren Auswirkungen auf Krieg und Frieden. In Debatten über Kriegsbereitschaft spielen Fragen des sozialen Geschlechts für die Theorie der Abschreckung und die Einberufung von Frauen eine wichtige bisher ungeklärte Rolle. Alle diese Fragen lassen sich am ehesten klären, wenn wir nicht von der Friedfertigkeit von Frauen ausgehen, sondern zu den Ursprüngen des männlichen Kriegseingagements zurückgehen. Ich möchte gleich zu Beginn davor warnen anzunehmen, daß wir über die Geschlechterfragen eine umfassende Analyse nationaler Militärpolitik der Gegenwart liefern können. Beide, Frauen und Männer, haben in Kriegen gekämpft und tun es noch immer. Nationalismus, Imperialismus und Revolution sind ebenso bedeutende Kriegsursachen. Allerdings gibt es wichtige Zusammenhänge zwischen Männlichkeit und Krieg, mit denen ich mich im folgenden befasse, um Grundzüge der heiklen Lage der Menschheit aufzuzeigen.

Mannhaftigkeit und militärische Tapferkeit

Manneskraft und Gewalt werden häufig in einen Zusammenhang gestellt, z.B. in der Literatur über politische Macht (Bell 1975). Nehmen wir ein satirisches Poster von 1915. Es trägt den Titel: »Warum wir gegen das Wahlrecht der Männer sind« Die Antworten darauf lauten u.a.: »kein wirklich männlicher Mann möchte irgendeine Frage anders als im Kampf lösen«; »der Platz eines Mannes ist in der Armee«; »wenn sich Männer friedlich auseinandersetzen würden, könnten Frauen nicht mehr zu ihnen aufschauen« (vgl. *Radical America* 1981, 147).

In der Grundausbildung der Wehrpflichtigen werden die Werte der traditionellen Männlichkeit systematisch beschworen. Rekruten lernen, daß ein Mann zu sein, ein Soldat zu sein bedeutet – nicht eine Frau (Lifton 1973, 15, 244). Ähnliche Assoziationen werden auch in der Debatte deutlich, ob Frauen in der U.S. Armee zu Kampfhandlungen zugelassen werden sollen. Wie Judith Stiehm (1978) zeigt, liegt ein wichtiger Grund für den Widerstand dagegen, daß Frauen an Kampfhandlungen teilnehmen, darin, daß die Rolle des Kriegers in der modernen Gesellschaft die einzige nur dem Mann vorbehaltene Rolle ist. Demzufolge

* Zuerst erschienen in: A. Harris und Y. King (Hrsg.): *Rocking the Ship of State*. Boulder 1989, redaktionell gekürzt.

fehlt Männern in Friedenszeiten die Möglichkeit, beweisen zu können, daß sie Männer sind. Die Einberufung von Frauen würde die exklusive Rolle des Kriegers bedrohen und damit die männliche Identität. Stiehs Ausführungen lassen sich durch die Argumente von General Robert H. Barrow belegen:

»Kriegführung ist Männerarbeit. Biologische Konvergenz auf dem Schlachtfeld (wobei er Frauen meint, die an Kampfhandlungen teilnehmen) wäre nicht nur unbefriedigend hinsichtlich dessen was Frauen tun können, sondern würde auch eine gewaltige psychologische Ablenkung für den Mann darstellen, der glauben möchte, daß er für diese Frau irgendwo dahinten, aber nicht neben ihr im Schützengraben kämpft. So etwas tritt nämlich sein männliches Ego mit Füßen. Um es ganz klar zu sagen: Es geht darum, die Mannhaftigkeit des Krieges zu schützen.« (Wright 1982)

Die Konstruktion von Männlichkeit nahm einen gefährlichen Einfluß auf die Kriegspolitik. So gelang es David Halberstam (1972) nachzuweisen, daß Lyndon Johnsons Sorge um seine Männlichkeit die Kriegsführung in Vietnam beeinflusst hat. Im America Watch Report über Guatemala vom Mai 1983 findet sich der Beleg, daß eine der Besonderheiten im »Pazifizierungs-Programm« der Appell an die Männlichkeit war. Laut eines zwar unbestätigten, aber detaillierten Berichts über ein Massaker in der Stadt Parraxtut, waren Mitglieder einer Zivilpatrouille einer Nachbarstadt zusammengestellt und aufgefordert worden, ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen, indem sie alle Männer der Kommune töten sollten. Im Anschluß daran wurden die Frauen in zwei Gruppen aufgeteilt, in alte und in junge, die ersteren wurden umgebracht und die letzteren vergewaltigt.¹

Ich werde der These nachgehen, daß die Ideologisierung von Männlichkeit der Schlüssel zum Verständnis von Heldentat und männlichem Bürgerrecht darstellt und zwar in einer Reihe kultureller Institutionen und Praktiken, worin die Normen und Regeln von Männlichkeit festgelegt werden, in einer Reihe von Idealen, denen nur wenige Männer gewachsen sind, wobei sich einige immer verweigern. Daß Männlichkeit eine kulturelle Konstruktion ist und weniger eine Folge »rasender Hormone«, zeigt sich daran, daß auch einige Frauen gut mit dieser Konstruktion zurecht kommen, wie z.B. Margaret Thatcher.

Aber wie wird Männlichkeit konstituiert? Ich behaupte, daß sie im wesentlichen aus einer Kombination von Angst vor und Faszination für Tod, Sterblichkeit und Vergänglichkeit entstanden ist. Besonders möchte ich darauf hinweisen, daß die spezifische Anordnung: Gewalt, Männlichkeit und Militarismus, wie sie in der modernen westlichen Zivilisation besteht, das Erbe kollektiver Bemühungen kleiner, durch ihre Rasse, Klasse und ihr Geschlecht privilegierter Gruppen von Männern ist, die damit versuchten, verschiedene, grundlegende Probleme der menschlichen Existenz zu lösen: Sterblichkeit, die Grenzen der menschlichen Macht, die Struktur der zwischenmenschlichen Beziehungen (vgl. Nancy Hartssock 1984).

Der Tod ist zentral

Die Probleme, die sich aus der Sterblichkeit ergeben, müssen in klar voneinander getrennte Sachverhalte zerlegt und analysiert werden: 1. Menschen sind dual – sowohl endlich wie unendlich, sterblich wie unsterblich. 2. Der endliche und

sterbliche Teil wird aufhören zu existieren. 3. Und dies wirft die Frage nach der Bedeutungslosigkeit der menschlichen Existenz auf, der menschlichen Natur als »Gotteswurm«.

In gewisser Hinsicht ist es ein Gemeinplatz, festzustellen, daß Menschen »Doppelwesen« sind. Das Selbst, so führt Ernest Becker (1973) aus, befindet sich »in einer seltsamen Körperbehausung und kann diesen Dualismus« in bezug auf physische und mentale bzw. körperliche und symbolische Erfahrung »nicht verstehen« (224). Sowohl die Unbeständigkeit als auch die Unvollständigkeit dieser Körperbehausung – mal weiblich, mal männlich – ist verwirrend. Der Körper, so sagt er, ergibt in seiner materiellen Erscheinungsform keinen Sinn für uns. Er verurteilt uns zu dem selben Schicksal, das alles andere Physische auch erfährt: Verfall und Tod.

Menschliche Dualität jedoch, so die von mir zitierten Theoretiker ist nicht einfach nur die Dualität von Körper und Geist. Das heißt zugespitzt formuliert, daß die Dualität das Schicksal des Menschen als »Gotteswurm« betrifft (ebd. 58). Und anders ausgedrückt ist es die Dualität des Unendlichen gegen das endliche Sein, der göttlichen Selbstgenügsamkeit gegen die Abhängigkeit (ebd. 63, 107). So gewinnt die Dualität eine enorme Bedeutung.

Diese Dualität erzeugt eine Feindseligkeit zwischen den bestehenden Teilen – eine Spannung im Dualismus – und diese wiederum führe dazu, daß sich das Selbst als im Kontext einer Spannung zwischen Gegensätzen existierend erfährt. Das Ergebnis sei dann, daß »sich die menschliche Kreatur der übrigen Natur widersetzen muß. Das schafft genau die Isolation, die nicht auszuhalten und dennoch nötig ist, um sich spezifisch menschlich zu entwickeln« (ebd. 153f.). Es sei eine physische, psychologische und philosophische Realität: »Die körperliche Existenz ist so beschaffen, daß sie eine Art Gegeneinander braucht.« (Ebd. 15) Dieses Gegeneinander oder diese Not wird zu einem Paradigma für das Verständnis unserer eigenen Existenz. »Um mich selbst zu erkennen, muß ich erfahren, daß etwas anderes nicht ich und mir (in gewisser Weise) entgegengesetzt ist – psychisch wie physisch.« (Ebd. 15f.)

Als physische, verkörperte Wesen erkennen die Menschen, daß sie ebensogut weiblich wie männlich, als Hund, Katze oder Fisch hätten geboren werden können. Außerdem erinnert die Tatsache der sexuellen Differenzierung die Menschen an ihre Unvollständigkeit und Endlichkeit. Das Ergebnis dieser Unvollständigkeit und Endlichkeit ist, nach Becker, die Angst, denn es ist schwierig, sich einzugestehen, nicht unerreichbar zu sein, nicht alles unter Kontrolle zu haben.

»Was bedeutet es, ein Tier zu sein das sich dessen *bewußt* ist? Die Vorstellung ist absurd, wenn nicht gar ungeheuerlich. Das bedeutet, daß wir wissen, der Fraß für die Würmer zu sein. Das ist Terror. Aus dem Nichts gekommen zu sein, einen Namen zu haben, ein Bewußtsein meiner selbst, tiefe innere Gefühle, ein qualvolles inneres Sehnen nach Leben und Selbstausdruck – und mit all dem sterben zu müssen. Das erscheint wie ein böser Witz ... Welche Gottheit würde solch ein kompliziertes und ausgefallenes Futter für Würmer erschaffen?« (Becker 1974, 67)

Erklärungen der menschlichen Existenz sind nicht geschlechtsneutral, sondern reflektieren männliche Erfahrungen, die für den weißen, europäischen Mann der

Mittel- und Oberschicht kennzeichnend sind. Warum? Ich habe an anderer Stelle auf der Grundlage psychoanalytischer Theorien, wie sie u.a. von Nancy Chodorow entwickelt wurden, versucht zu zeigen, daß das Leben von Männern durch ganz andere Probleme strukturiert wird als das der Frauen, und daß aus dieser Erfahrung hierarchische und dualistische Weisen des Denkens entstanden sind (vgl. Hartssock 1984). In diesem Zusammenhang ist es interessant, Hegels Darstellung der Beziehung des Selbst zum Anderen als eine Aussage über männliche Erfahrungen zu entziffern: Die Beziehung dieser beiden Arten des Bewußtseins nimmt die Form einer Todesprüfung an. Die phallogozentrische Gesellschaft und ihre Theorie ist durch einen Dualismus gekennzeichnet, wobei die eine Seite der Dichotomie der anderen übergeordnet ist. Und diese Dualismen haben geschlechtsspezifische Ursprünge, die ihren Ausdruck in der Kultur weiblicher und männlicher Bedeutungen finden. Das heißt, daß das Weibliche nur mit Körperlichem und nicht mit göttlicher Transzendenz in Verbindung gebracht wird – das Männliche dagegen mit einer Todesfaszination. Das männliche Selbst wird als von starren Ego-Begrenzungen umgeben gesehen, vergleichbar einer ummauerten Stadt, ohne Verbindung zu anderen. George Bataille (1963) hat brillant vorgeführt, wie der Tod als die einzig mögliche Lösung erscheint, Begrenzungen aufbrechen und Verbindungen zu anderen herstellen zu können. So muß in unserer Kultur das männliche Selbst, zumindest als kulturelle Norm, durch eine Todesfaszination definiert werden.

Ähnliche Zusammenhänge werden von einer Reihe anderer feministischer und nicht-feministischer Theoretikerinnen gesehen. Dorothy Smith erwähnt die Darstellung der Todesfurcht bei Alfred Schütz als eine fundamentale Angst des Menschen, die jeden individuellen Bedeutungszusammenhang in der Arbeitswelt beherrscht. Er geht davon aus, daß daraus der Versuch resultiert, »die Meisterung der Welt anzustreben, Hindernisse zu überwinden, Pläne zu entwerfen und sie zu verwirklichen.« (Zit.n. Smith 1989, 373f.) Dorothy Smith erklärt dazu:

»Ich habe mir diese Annahme nie zu eigen gemacht, da ich persönlich diese Angst nicht empfinde. Bevor ich von der Frauenbewegung gelernt hatte, pflegte ich sie in eine durch Erfahrung nicht gestützte metaphysische Aussage zu transformieren, doch Schütz meint das nicht so.« (1989, 373f.)

Oder betrachten wir das Werk von Elisabeth Kübler-Ross (1975) über das tägliche Sterben. Sie sagt darin, »daß der Tod ebenso ein Teil der menschlichen Existenz, des menschlichen Wachstums ist wie das Geborenwerden«, daß »der Tod kein Feind ist, der besiegt werden muß, oder ein Gefängnis, aus dem es zu entfliehen gilt. Er ist ein fester Bestandteil unseres Lebens ...« Und sie fährt fort: »Wir sind kleine, endliche Wesen, die einander helfen könnten, wenn wir es nur wagen würden zuzugeben, daß wir uns sorgen ...« Eindrucksvoll legt sie dar, daß jene, die das Kontrollieren so schätzen, »sich über den Gedanken ärgern, daß auch sie den Kräften des Todes unterworfen sind«. (X, 1, 5)

Im krassen Gegensatz dazu reinterpretiert z.B. Bataille sogar die lebensspendende Kraft der Sexualität als Tod. Philosophinnen hingegen scheinen sich im allgemeinen mehr mit dem Leben als mit dem Tod zu befassen. Hannah Arendt z.B. stützt ihre Ausführungen über die menschliche Existenz nicht auf das Sterbenmüssen sondern auf das Entstehen von Leben. Mary O'Brien (1981) hat auf

die Bedeutung der Geburt für die Entwicklung menschlichen Bewußtseins und sozialer Beziehungen aufmerksam gemacht. Obwohl der Tod zentrales Thema der männlichen Philosophie gewesen ist, muß die feministische Philosophie notwendig eine Philosophie der Geburt und der geistigen Erneuerung sein.

Meine These, daß die Auseinandersetzung mit Tod und Vergessen kein geschlechtsneutrales Phänomen ist, wird durch die Arbeit von Walter Ong (1981) über Konkurrenz und geschlechtliche Identität untermauert. Er legt dar, daß Männlichkeit grundsätzlich durch agonistische Aktivitäten definiert ist, durch rituellen Kampf unterschiedlichster Art, und daß dieser Kampf ständig wiederholt werden muß, da Männlichkeit nie endgültig zu erreichen sei, sondern immer wieder erworben werden müsse. Die Feindseligkeit, die aus der menschlichen Dualität erwachse, nimmt u. a. die Form des Wettkampfes an. Zeremonieller und ritueller Wettstreit, so Ong, sei keine geschlechtsneutrale Aktivität. Sie sei für die Entwicklung der männlichen Identität viel prägender als für die der weiblichen. Was er über das menschliche Verhalten zu sagen hat, enthält mehr Sinn (wenn auch nicht gerade den, den er nahelegen möchte) als seine Ausführungen über das Herdenverhalten von Truthühnern auf Winterweiden. Wettstreit und Kampf sind äußerst bedeutsam für die männliche Identität.² Auf der Grundlage von Robert Stollers Analyse folgert Ong, daß Weiblichkeit der natürliche Zustand ist. Der junge männliche Mensch müsse sich von diesem Zustand wegentwickeln. Männer müßten sich selbst als Männer gegen diesen Hintergrund der Weiblichkeit abgrenzen (1981, 65, 70).

Was hat nun dieses Bedürfnis nach Gegnerschaft und nach Wettkampf, mit meiner These zu tun, daß in der westlichen Kultur die Männlichkeit der herrschenden Gruppen von Männern im wesentlichen durch Tod definiert wird?

Erstens geht der Wettstreit – der sportliche und geistige Wettkampf im antiken Griechenland – in Krieg über. Somit kann für Männer in manchen Kulturen »der Krieg sogar eine Art Spiel sein – vielleicht ein saisonales – in dem Töten ein Ziel ist, das nur halbherzig oder zufällig erreicht wird. Die antiken Griechen unterbrachen ihre Kriege wegen der Olympischen Spiele und nahmen sie direkt danach wieder auf. Psychologisch gesehen waren Kriege und Spiele in gewisser Weise gleichwertig.« (Ong, 1981, 62) Und zweitens fordert der kulturell definierte Vorgang der Differenzierung von dem Jungen den Kampf gegen die alles umfassende Figur der Mutter. Stollers Darstellung der Probleme, die sich durch die Angst vor symbiotischen Beziehungen ergeben, kann uns helfen zu erkennen, weshalb Männlichkeit im wesentlichen mit einer Todesfaszination verbunden ist, einem ideologischen Element, das die gesellschaftlichen Praxen zutiefst beeinflusst. Wenn die Angst wirklich so ist, wie er sie beschreibt, dann erscheint es verständlich, daß Beschuldigungen, verweicht zu sein, den ärgsten Makel der Männlichkeit darstellen. Diese Urangst, so Ong (1981), ist die Angst vor dem Absorbiertwerden durch das andere, das Weibliche, die Mutter (71). Ong erklärt, daß das Problem darin besteht, daß alle, auch wir selbst, befürchten, weiblich zu sein, und deshalb ständig der Beweis geführt werden muß, daß dem nicht so ist (103ff.).

Wenn das die Probleme sind, denen sich die europäischen, weißen Männer der Mittel- und Oberschicht, die die westliche Kultur maßgeblich geformt haben,

ausgesetzt sehen, dann ist zu verstehen, daß Ernest Becker (1973) behaupten konnte, daß es die Idee des Todes und die Angst vor dem Tod ist, die »das Menschentier heimsucht wie sonst nichts« (ix). Und man kann verstehen, daß die Vertreter dieser Auffassung eine bekannte Saite in unserer Kultur anschlagen.

Heldentum

Welche Lösung haben diese Männer für das Problem der Bedeutungslosigkeit gefunden, das ihnen durch die Tatsache des Todes auferlegt wurde? Schließlich ist der Tod ein Problem, das den Menschen innewohnt. In den letzten dreitausend Jahren westlicher Geschichte war das Heldentum die Antwort der Männer, die die Gesellschaft kontrolliert haben. Zur höchsten menschlichen Vollendung haben sie ein Ideal aufgestellt. In der *Ilias* heißt es, daß ein Mann ein Held werden solle, weil er kein Gott sein könne (Il. IX, 300ff.).³ Heldentum könne diese Funktion erfüllen, da

»alle Männer geboren sind, um zu sterben, aber sich nur der Held allein in seinem sozialen Leben mit dieser Tatsache konfrontieren muß. Denn er erfüllt seine Verpflichtungen nur dadurch, daß er mit denen zusammentrifft, die seinen Tod beabsichtigen ... Für etwas zu sterben ... ist besser als für nichts zu sterben – das ist schließlich die Alternative. Dadurch, daß er den Tod akzeptiert, zeigt er sich dieser Tatsache schmerzlich bewußt. In einer gewissen Weise wird der Held von der Sterblichkeit errettet. Er wird gottähnlich in Status und unsterblich in der Erinnerung. Gleichzeitig ist er sich einzig und allein seiner eigenen Sterblichkeit bewußt.« (Redfield 1975, xiii)

Nirgendwo wird die Konstruktion des Heldentums so klar wie in der *Ilias*. Im folgenden werde ich nicht nur über die Auslegung dieser Dichtung etwas sagen, sondern vor allem über das Heldentum und die Auswirkungen bis in unsere Gegenwart. In Homers Epos ist die Bühne der unsicheren Gemeinschaft zunächst von Helden, später von Bürgern bevölkert. In der *Ilias* sind Schlachtfeld und Militärlager Schauplatz der Handlung, und die höchste männliche Rolle ist das Heldentum.

Achilles, der Beste der Achäer, vereinigt in seiner Person die Probleme und Möglichkeiten des Helden am deutlichsten. Sein wahres Sein wird durch die Ehre bestimmt. Das höchste Gut des Kriegerhelden ist nicht ein ruhiges Gewissen, sondern ganz im Gegenteil die Freude an der öffentlichen Wertschätzung und die dadurch bedingte Unsterblichkeit. Im Mittelpunkt steht also die Ehre (*tímē*). Der Held erwirbt Ehre und damit Unsterblichkeit in der Dichtung (*kléos*) durch die Vortrefflichkeit seiner Stärke (*biē*). Sowohl die zentrale Bedeutung der Stärke als auch die daraus für den Helden entstehende widersprüchliche Situation werden dadurch charakterisiert, daß der Held mit Hilfe seiner Stärke (*biē*) Sterblichkeit und Tod gegenübertritt und überwindet – ironischerweise durch seinen eigenen Tod. Seine Position ist einzigartig. Denn während alle Männer geboren werden, um zu sterben, ist die soziale Rolle des Helden dadurch festgelegt, daß er auf jene treffen muß, die ihn töten wollen. Die Größe seiner Leistung besteht darin, daß er sowohl die Bestimmung der Menschen als auch die der Götter überwindet: »Menschen sterben, während Götter ewig leben, für den Helden gilt beides.« (Redfield 1979, x) Der Held gewinnt seine Macht und Unsterblichkeit durch den Tod, eine Tat, die nicht einmal die Götter vollbringen können,

weil sie nicht sterben. Das Heldentum im Kampf verleiht einer zutiefst vom Tod geprägten Welt Bedeutung. Doch trotz des ungeheuren Aufwands bleibt diese nur eine vorübergehende und unsichere Bedeutung in einer allgemeinen durch den Tod bedingten Bedeutungslosigkeit.

Heldentum, wie wir es in der Ilias finden, ist keine einfache Lösung für das Todesproblem, sondern eine komplizierte Angelegenheit, die verschiedene Schritte erfordert, erstens den Ausschluß von Frauen als Teilnehmerinnen an dieser wichtigen Aktion. Zweitens erfordert sie die Einführung eines Nullsummen-Wettkampfes, eines Wettkampfes um die Ehre, das heißt, der Gewinn des einen muß der Verlust des anderen sein. Prahlerei, Ritualkampf, Charakterisierung der Gesamtgemeinschaft durch Feindschaft und Rivalität sowie die Betonung der Potenz, Stärke und Kraft, all das sind Aspekte der in der männlichen Wettkampfgemeinschaft gültigen Strukturen. Drittens erfordert das Heldentum eine heroische Tat. Die Heldentat, in sich selbst kompliziert, besteht hauptsächlich aus der freiwilligen Konfrontation mit der Beendigung des eigenen Lebens, aus einem Kokettieren mit dem Tod. Ein Mann kann keine großen Taten vollbringen, ohne in einer derart gefährlichen Situation zu sein, daß sie die eigene weitere Existenz bedroht. Man könnte also sagen, daß das Vorhandensein einer solchen Bedrohung die Voraussetzung der Heldentat ist. Und so kann eine heldenhafte Handlung nur im Abgetrenntsein vom täglichen Leben, von täglichen Notwendigkeiten und Produktionen stattfinden. Kriege führen ist eine notwendigerweise destruktive und nicht konstruktive Handlung, die (traditionsgemäß) in großer emotionaler (und oft auch körperlicher) Entfernung von irdischer Produktions- und Reproduktionsarbeit stattfindet. Darüber hinaus sind Heldentaten Handlungen, die nur in Anwesenheit oder zumindest unter Billigung einer ausschließlich männlichen Gemeinschaft, mit all ihren Geheimnissen vor Frauen, stattfinden können.

Viertens erfordert Heldentum Abstraktion. Das Wort bedeutet »(sich) lösen von« oder, einen Aspekt aus einem größeren Ganzen nehmen. Man muß sich weder auf seine gesamte Existenz noch auf den Gegner als vollständiges Wesen konzentrieren. Der individuelle Augenblick, die Gegenwart ist wichtig, nicht die Zukunft – die spezielle Aufgabe, nicht der Krieg – die Funktionen der Dinge, nicht ihr Zweck – der Teil und nicht die gesamte Situation. Der Zweck dieser komplizierten Konstruktion ist die Verneinung des Todes durch eine zweite, »homosoziale« Geburt, die die Mängel der ursprünglichen, heterosexuellen Geburt überwindet. Während die erste Geburt durch den Körper einer Frau ein Todesurteil darstellt, führt die zweite durch die körperliche Macht des Mannes zur Unsterblichkeit. Ich glaube, daß wir diesen Entwurf in einer Reihe klassischer Texte von westlichen politischen Denkern finden können, sicherlich jedoch auch in den Arbeiten zeitgenössischer Nuklearstrategen – die Ilias ist der Ausgangspunkt dieser Konstruktion. Der Held Achilles ist der beste im Krieg. Er bemerkt: »im Rat aber sind besser auch andere« (Il., xviii, 106). Aber er ist der Beste der Achäer, denn er ist der Beste im Krieg, der Höchste und sogar der Prüfstein für Mannhaftigkeit. Jeder der oben aufgeführten Schritte wird getan und erweist sich als wichtig für die Achilles-Dichtung (kléos).

Frauen müssen nicht unbedingt vom Schauplatz ausgeschlossen werden, aber

von der Teilnahme an Kriegshandlungen. In der Ilias wie auch in den Vorstellungen von General Barrow kämpft ein Mann für und nicht neben Frauen. Schließlich wurde allem Anschein nach der Krieg um Helena geführt, doch letztlich ging es eher um die Heldenehre als um Helenas Rettung. Die Ilias beginnt mit einem Streit: Agamemnon hatte Briseis – Achilles' Teil der Kriegsbeute – gestohlen. Der Streit um eine Frau also setzt die Ilias in Gang. Das ist der Grund, weshalb Achilles sich weigert zu kämpfen, die Griechen zurückgedrängt werden und Patroklos stirbt. Frauen oder das Weibliche dienen tatsächlich als Symbol des unvollständigen Männlichen. Also werden Feiglinge zu Frauen, oder sie laufen in die Arme ihrer Frauen. Die Wertlosigkeit des Paris als Krieger besteht darin, daß er sich oft unter Frauen aufhält. Es gibt jedoch auch auf dem Schlachtfeld Frauen, die die Männer zum Handeln bringen: Göttinnen, die die Ereignisse und die Männer lenken. So macht es Athene möglich, daß Achilles Hektor töten kann. Während seiner Auseinandersetzung mit Achilles erscheint sie Hektor als dessen Bruder und bietet ihm Hilfe an. Sie ist es, die Achilles Speer zu ihm zurückbringt, nachdem er vergeblich versucht hatte Hektor zu töten. Obwohl in der Dichtung Männer die einzigen Akteure sind, spielen Göttinnen wichtige Rollen, obwohl sie keine wirklichen Frauen sind.

Die Welt der Ilias besteht aus Wettkampf und Rivalität. Die Ehre (*timē*) ist zentrales Thema. So fragt Achilles: »Warum sollte ich kämpfen, wenn der gute Kämpfer nicht mehr Ehre als der schlechte erhält?« (Zit.n. Dodds 1951, 17f.) Der Vorrang der Ehre zeigt sich sowohl in Achilles' Rückzug aus dem Trojanischen Krieg, denn er fühlt sich in seiner Ehre verletzt, als auch in seiner Wahl zwischen seinen »zwei Schicksalen«, denn er wählt den Kampf, um Ruhm und um Unsterblichkeit in der Erinnerung der Männer zu gewinnen, statt nach Hause zurückzukehren und ein langes Leben zu genießen. Aber das Problem ist nicht, nur Ehre zu erlangen, sondern sie muß auf Kosten eines anderen erlangt werden, der dadurch seinen Ruhm und seine Ehre verliert. Darüber hinaus hängt die Ehre des Kriegerhelden sehr stark vom Rang seines Kontrahenten ab. Die größten Siege sind die über die größten Krieger.

Schließlich wird die Ehre, wie sie die antiken Krieger suchen, durch Potenz und Kraft charakterisiert. Achilles' in Dichtung und Gesang gepriesene Ehre und Unsterblichkeit, sein Status als der Beste der Achäer wird eher durch seine außerordentliche Kraft (*biē*) als durch seine Kunstfertigkeit (*mētis*) erreicht. Bemerkenswert ist, daß die Wahl des Achilles, des Helden, nicht einfach die des Dichters ist, sondern die einer ganzen Kultur, da Dichtungen die Dokumente einer jahrhundertealten mündlichen Überlieferung sind.

Charakteristischer Mittelpunkt der Ilias ist die noch über die Ehre stehende Rivalität. So glaubt Agamemnon, daß seine Ehre eines eigenen Preises bedarf, nachdem Chryseis, seine Kriegsbeute, freigekauft ist. Er sagt, es sei »unpassend«, leer auszugehen. Die Ehre eines Mannes zeigt sich in Trophäen, die seiner würdig sind. Und später ist Achilles darum bemüht, sich Agamemnon nicht zu unterwerfen, was wiederum zum Tod von Patroklos führt. So bemerkt Achilles, als Agamemnon Odysseus als Anführer einer Delegation mit Geschenken zu ihm schickt – einschließlich Briseis und anderer weiblicher Gefangener einem Landangebot und dem Angebot, eine seiner Töchter heiraten zu können – daß

die Annahme all dieser Geschenke gleichzeitig die Anerkennung der Macht Agamemmons und damit seine eigene Unterordnung bedeutet. Also widersetzt er sich. Agamemnon hat das selbst formuliert, als er Odysseus mitteilte: »Und er ordne sich mir unter! Um soviel königlicher ich bin. Und soviel an Geburt ich mich rühme, früher geboren zu sein!« (Il. IX, 160f.) Rivalität zeigt sich auch in Form von Prahlerei, wo das Moment des Vergleichens, wer der Beste ist, offensichtlich wird. Prahlen ist eng verwandt mit anderen Formen von Wettstreit und Kampf. Erfolg im Kampf ist der klarste Beweis für Ehre und Größe, aber der Held muß seine Ehre fordern, er »muß sich bewähren, indem er sich durchsetzt« (Redfield 1975, 129). So schließt die letzte Gegenüberstellung von Achilles und Hektor rituelles Prahlen mit ein. Achilles sagt zu Hektor, daß dieser bald durch seinen Speer getötet werde. Hektor antwortet, daß die Rede von Achilles ihm nur Angst machen soll und daß Achilles ihm dazu den Speer in die Brust stoßen müssen, wenn er nur mutig vorwärts laufen würde.

Die Art der Bruchstellen innerhalb einer durch Rivalität und Wettkampf um Ehre charakterisierten Gemeinschaft werden deutlich im Streit zwischen Achilles und Agamemnon, deren Beziehung auf »Zwietracht« (éris) basiert, die Ursache für viele Handlungen in der Ilias. Bedeutend für die Gemeinschaft ist, daß sie durch den gemeinsamen Wettstreit im Krieg zusammengehalten wird. Einige Homer-Experten gehen davon aus, daß die durch Wettstreit strukturierte Gemeinschaft nicht gänzlich negativ sei. Und andere beurteilen den Krieg teilweise sogar positiv. Auf dem Schlachtfeld, so Redfield, findet man eine festverbundene Gemeinschaft derjenigen, »die bereit sind füreinander zu sterben« (ebd.). Und er führt weiter aus, daß, auch wenn der Krieg anfangs eine unselige Aufgabe sei, das Ansehen des Kriegers dem Krieg doch einen gewissen positiven Wert verleihe. Nagy (1979) betrachtet den Krieg an sich negativer, vertritt aber die Ansicht, daß der Wettkampf, »diese wichtigste Grundlage der meisten hellenistischen Institutionen einschließlich der Dichtung«, eine positivere Form derselben Sache darstelle (309f.). Beim nochmaligen Lesen der Ilias zeigt sich, daß die Helden viel weniger geneigt waren füreinander zu sterben als für ihre Ehre (kléos). Schließlich gibt Achilles den Krieg auf, weil seine Ehre verletzt wurde. Und plötzlich wird Odysseus von den Griechen verlassen und muß seinen eigenen Weg aus dem Schlachtfeld finden.

Der Ausschluß der Frauen und die Bestimmung der Gemeinschaft durch Rivalität und Wettkampf haben den Schauplatz für die Heldentat – das Vollbringen großer Taten vorzugsweise in der Konfrontation mit dem Tod – festgelegt. Hektor drückt das klar aus: als er bemerkt, daß es Achilles gelingen wird, ihn zu töten, will er erst etwas Großes vollbringen. Das erfordert in der Ilias nicht nur die Konfrontation mit dem möglichen eigenen Tod, sondern auch die Distanz des Helden zum Alltagsleben.

Kampf ist eindeutig eine Konfrontation mit dem eigenen Tod. Das tägliche Leben, die Suche nach dem Lebensunterhalt erinnert uns ständig daran, daß wir sterblich sind, körperliche Wesen, und daß wir mit einem Todesurteil geboren wurden. Die Trennung der Heldentat vom täglichen Leben ist offensichtlich. Dennoch ist es wichtig festzustellen, daß im Kampf Männer anderen Männern (und Göttern) gegenüberreten, aber nicht der natürlichen Welt. Sie suchen und

schaffen auch keine neuen Ressourcen, sondern plündern die der anderen. Darüber hinaus fordert die Vortrefflichkeit im Kampf, daß man aufhört an die Zukunft zu denken und alles nur noch in den momentanen Erfolg steckt. So fällt die Heldenethik nicht nur aus dem Rahmen des Alltagslebens, sondern läuft ihm auch noch zuwider. Der Sinn der Heldentat besteht darin, etwas Großes zu tun, und das tägliche Leben bietet kaum den Rahmen für solche Taten. In diesem Zusammenhang fragt Hannah Arendt, warum man weiterleben solle nach einer außergewöhnlichen Heldentat, die das ganze Leben schon in sich birgt. Also muß die Heldentat von Zwängen und vor allem von der Sorge um den täglichen Lebensunterhalt, das heißt, der körperlichen und sterblichen Existenz, abgetrennt werden. Die Heldentat und die Rolle des Helden sind außergewöhnlich, da sie eng mit der Möglichkeit des Mißlingens und des Todes verbunden sind.

Die Heldentat kann nur in einer Welt voneinander abgesonderter Teile stattfinden. Man muß aufhören, den anderen, im Kampf gegenüberstehenden Kontrahenten als ganzheitliches Wesen zu sehen und ihn stattdessen nur partiell wahrnehmen. Für uns heute hat diese Teilung in der Ilias eine merkwürdige Form. Interpreten des homerischen Werkes sind einhellig der Meinung, daß die Charaktere und Figuren in diesen Dichtungen über keine Innerlichkeit verfügen und wie eine Reihe zwar untereinander verbundener, aber nicht integrierter Teile agieren. So finden sich viele Hinweise auf Gefühle und Körperteile, die jedoch unabhängig und autonom vom Selbst behandelt werden. Tatsächlich findet sich überhaupt keine wirkliche Vorstellung vom Selbst in einem modernen Sinn. Dies wird z.B. deutlich an der Stelle, wo Hektor vor Achilles flieht. Dort heißt es nicht, daß er läuft, sondern »rasch bewegte er die Knie« (Il. XXII, 145).⁴

Die Helden erfahren sich selbst nicht nur als Ansammlung von Körperteilen, sondern wenn sie unsicher und in Zweifel sind, werden einzelne Körperteile von ihnen sogar entfremdet. Die Monologe der Helden müssen als Dialoge erfahren werden. Als Odysseus mitten in der Schlacht unsicher ist, ob er mit den übriggebliebenen Achäern davonlaufen oder bleiben und kämpfen soll, wird dargestellt, wie er zu seinem »beherzten Geist« spricht, einem eindeutig anderen, dem er die Frage stellt: »Was wird aus mir werden?« Aber dann beginnt er sich zu wundern, warum sein »Herz« solche Dinge »erörtert«. (Redfield 1975, 21f.)

Zusätzlich werden die Gefühle manchmal als losgelöste Wesenheiten angesehen, die für die Verblendung verantwortlich sind, eine zeitweilige Geistesgestörtheit oder Trübung des Normalbewußtseins (atē), in der sich der Held in einer Weise verhält, die er nicht angemessen erklären kann. Dann werden aus dem Innen des Kriegerhelden Elemente nach außen projiziert, die die Form einer Dichotomie zwischen der Person selbst und übernatürlichen, fremden Kräften, die ihn von Zeit zu Zeit überkommen, annehmen können.

Zweck des Heldentums ist die Überwindung des Todes und das Erlangen von Unsterblichkeit. Die Helden gebären sich selbst in einer reinen Männergemeinschaft derart, daß sie nicht mehr sterben werden. Ironischerweise erlangen sie diese Unsterblichkeit mit Hilfe des physischen Todes. Sowohl Achilles als auch Hektor stehen vor der Wahl zwischen zwei Schicksalen. Zu bleiben und zu kämpfen bedeutet den nahen Tod und immerwährenden Ruhm. Achilles entscheidet sich eindeutig zu bleiben und zu kämpfen. Und Hektor sagt, als er

bemerkt, daß sein Ende nah ist: »Wahrhaftig! Nicht ohne Mühe und ruhmlos will ich zugrunde gehen, sondern etwas Großes tun, auch für die Späteren zu erfahren!« (Il. XXII, 304f.) Durch diese Wahl eines frühen Todes und eines indirekten Lebens in der Erinnerung der Männer wird der durch den Tod bedingten Bedeutungslosigkeit Bedeutung verliehen. Der Tod des Helden ist die Quelle seiner Macht.

Nur durch die Opferung einer menschlichen Gemeinschaft ist es dem Helden möglich, den Tod zu überwinden und den Grenzen menschlicher Macht zu trotzen. Diese Strategie wirft bei der Lösung der eingangs erwähnten menschlichen Grundprobleme gewaltige Schwierigkeiten auf: Gemeinschaft wird durch Konflikt und Herrschaft bestimmt; durch den Tod einiger Mitglieder der Gemeinschaft wird die Sterblichkeit, mit der Behauptung der Tod sei nicht real, und man könne tatsächlich ewig leben, werden die Grenzen menschlicher Macht gelehnet.

Themen der Gegenwart

Daß dies nicht einfach nur eine archaische Vision ist, sondern durchaus in unserer Zeit wirksam wird, zeigt sich in unterschiedlichen Bereichen. Betrachten wir die Antwort des Homer-Experten James Redfield (1975) auf die Frage: »Warum kümmern wir uns um diese Geschichten, die so weit weg von uns sind und sowieso nicht stimmen?« Nur sieben Jahre vorher schrieb er: Homers Dichtung scheint »einzig wahr hinsichtlich der Erfahrung, meine eigene eingeschlossen«. Sie »scheint mir mehr als alles andere das reife Verständnis zu verkörpern, das ein wahrer Mann für seine Welt haben sollte«. Und so, folgert er, »habe ich bei der Darlegung der homerischen Weltsicht diese auch loben wollen«. (xiii)

Die gleiche Haltung besteht in unserer Kultur fort, wie sich in einem Fernsehinterview mit Eval Knieval, einer Karikatur von Männlichkeit zeigte. Auf die Frage, weshalb er denn solche gefährlichen Motorradstunts mache, antwortete er: »Wenn Eval Knieval da raus kommt, dann hat er nur einen Konkurrenten gehabt, den härtesten von allen. Sein Name ist Tod, und ich habe ihn noch jedesmal geschlagen.« (Baltimore, Kanal 13, Januar 1983)

Dies ist nicht einfach nur das Verständnis eines Motorrad-Stuntmans. Ernest Beckers Buch hat nicht nur den Pulitzer-Preis für allgemeine Sachbücher gewonnen, sondern auch die auf der Rückseite der Taschenbuchausgabe zitierten RezensentInnen haben es als »prachtvoll«, als ein »seltenes Meisterwerk« oder als »ein Werk von begeisternder Intelligenz« bezeichnet. Ernest Becker (1973) führt aus, daß »unsere bedeutendste Berufung, unsere Hauptaufgabe auf diesem Planeten das Heroische ist« (I). Sogar die Gesellschaft als Ganzes muß als »Vehikel« des Heldentums verstanden werden. Becker erkennt ebenso, daß Heldentum »in aller erster Linie ein Reflex auf den Todesterror« ist, denn wir bewundern den Mut derjenigen am meisten, die sich mit ihrer Vernichtung konfrontieren. Der Sieg darüber ist der größte, den wir uns vorstellen können. So ist der Tod die »echte 'Muse der Philosophie' von den Anfängen in Griechenland bis hin zu Heidegger und dem modernen Existentialismus.« (Ebd., II)

Der männliche politische Akteur, wie er in der Ilias auftaucht, fühlt sich tatsächlich am heimischsten an Schauplätzen des Todeskampfes oder Wettstreits,

dem Schlachtfeld oder der Agora, wo er Ruhm, Ehre und Unsterblichkeit in der Erinnerung der Männer erwerben kann. Dabei haben für ihn Überlegungen hinsichtlich des besten Einsatzes für die gesamte Gemeinschaft weniger Bedeutung als sein Status in ihr. Und politische Aktionen in diesen Texten sind auch Krieg, nur mit anderen Mitteln. Mit diesem Krieg erlangen und feiern Bürger, Noch-nicht-Bürger und Krieger ihre Mannhaftigkeit.

Diese zentralen Elemente heldenhaften Handelns sind in den heutigen Ideologien über Politik und Krieg bedauerlich klar vorhanden. Es handelt sich dabei um vorherrschende Ideologien in unserer Kultur, die von der führenden Gruppe weißer Männer forciert und gebilligt werden. Die Realitäten von Politik und Krieg stellen sich für die ganz unten ziemlich anders dar. Betrachten wir der Reihe nach jedes einzelne Element.

Der Ausschluß von Frauen ist ein offensichtliches Charakteristikum unserer heutigen Welt. Frauen sind gesetzlich von Kampfhandlungen ausgeschlossen. Rekruten im Militärdienst werden genötigt, sich nicht wie Frauen zu verhalten, auch wenn sie Frauen sind. Und Figuren wie Lyndon Johnson haben während des Vietnamkriegs Feiglinge und Kriegsdienstverweigerer mit Frauen verglichen (vgl. Judith Stiehm 1981). Das widerspricht der Realität, schon deshalb weil Frauen in jedem Krieg des 20. Jahrhunderts gekämpft haben (und in vielen davor), weil Frauen heute als Soldatinnen dienen, und weil einige weibliche Staatsoberhäupter die nationale Ehre verteidigt haben.

Zum anderen hat die heutige Außenpolitik sehr viel mit Ehre und Überlegenheit zu tun. So hat John McNaughton, Ministerialdirektor im Verteidigungsministerium, 1965 die Absichten der USA in Vietnam wie folgt in Prozentsätzen zusammengefaßt: 70 Prozent Vermeidung einer erniedrigenden Niederlage, 20 Prozent Abschreckung der Chinesen, 10 Prozent Verbesserung des Lebensstandards des vietnamesischen Volkes. Man denke an Präsident Nixons Betonung eines Friedens mit Ehre. Wir haben George Bush zur Libanon-Affäre gehört, wo er eher in der Sprache eines Straßenraufbolds als in der eines vernünftigen Außenpolitikers sagte: »Wir werden die Außenpolitik der Vereinigten Staaten nicht durch einen Haufen hinterhältiger Terroristen erschüttern lassen.« (N.Y.T. 27.10.1983)

Auch die Geschichte der Politik des äußersten Risikos in der Außenpolitik der fünfziger Jahre zeigt diese Heldentat-Ideologie, das heißt, die Konfrontation mit der Möglichkeit der Existenzvernichtung, der Flirt mit der Vergänglichkeit. Und was das heutige nuklearstrategische Denken betrifft, so hat Carol Cohn (1987) kürzlich gezeigt, wie die Fähigkeit, kühl der Möglichkeit eines Nuklearkriegs zu begegnen, Achtung und Anhörung erfährt. Zudem gibt es Großmachtpolitiker, die genau wie Hektor darum bemüht sind, »etwas Großes zu tun« bevor sie sterben bzw. bevor sie aus ihrem Amt ausscheiden. Ihrer erinnert man sich nicht in Dichtung und Gesang, sondern in den Geschichtsbüchern.

Der vierte Gesichtspunkt des Heroismus, die Abstraktion, nimmt in der modernen Welt eine ziemlich andere Form an als in der Ilias, eine sehr wichtige allerdings. Zum Beispiel in General Barrows Rede über die »biologische Konvergenz« auf dem Schlachtfeld. In intellektuellen Diskussionen werden Ausdrücke wie »saubere Bombe«, »Operationsangriff«, »strategisches Zielschießen und

Bombardieren« verwendet: der Tod von Menschen wird mit »Schäden am Rande« bezeichnet. Carol Cohn erwähnt auch, daß das Außenministerium 1984 beschloß, das Wort »töten« nicht mehr zu verwenden und noch weniger das Wort »Mord« für Menschenrechtsverletzungen in Ländern, mit denen die USA verbündet waren. Statt dessen heißt das heute »ungesetzliche oder willkürliche Deprivation von Leben« (690f.). Elaine Scarry (1985) hat ähnliche Abstraktionen und Verkehrungen erwähnt. Sie beschreibt, wie Verwundete im Krieg verschwinden – jedenfalls in der Sprache der Kommandanten. So wurden Brandbomben-Einsätze in Nordvietnam »Sherwood Forrest« oder »Rosa Rose« genannt. Außerdem verschwinden in der Kriegssprache Soldaten, und Waffen werden zu Subjekten. So erhalten Panzer »massive Beschädigungen«, während der Tod von Soldaten und Zivilisten »Resultate erzielt« (66f., 74f.). Bei dem bereits erörterten Wunsch, eine große Tat zu vollbringen – die Suche nach Unsterblichkeit oder der »zweiten Geburt« – geht es darum, daß die politischen Führer in die Geschichte eingehen, einen »Platz in der Geschichte« erhalten, wie sie es nennen. Zudem waren in der Geschichte des Krieges Vorstellungen von der männlichen Geburt wichtig – in jüngster Zeit die Entwicklung der Atom- und Wasserstoffbombe. So sprach man z. B. bei der Atombombe von »Oppenheimers Baby«. Und als Wissenschaftler sich fragten, ob sie funktionieren würde, kleideten sie ihre Sorge in die Frage, ob das Baby wohl ein Junge werde. Der erste Atombombentest, so Carol Cohn (1987), wurde »Trinity« (Dreieinigkeit) genannt – Vater, Sohn und Heiliger Geist – eine Beschwörung der männlichen Schöpferkräfte (702). Das menschliche Überleben wird jedoch nur möglich sein, wenn die Verbindung zwischen Männlichkeit, Militarismus und Tod durchbrochen wird.

Aus dem Amerikanischen von Alwine Heidi Schuler

Anmerkungen

- 1 New York Review of Books, Auszug aus der Ergänzung vom Mai 1983 zum America Watch Report über Guatemala vom 2. Juni 1983.
- 2 Zu beachten: Er verwechselt männlich mit Männlichkeit und spricht davon, daß vom Lebensbeginn eines jeden Säugetiers an, Männlichkeit bedeutet, in einem Zustand der Gegensätzlichkeit, im Gegensatz zu einer »ständig feindlichen« Umgebung zu leben – ursprünglich die Umgebung des weiblichen Bauches (64).
- 3 Zitate aus der Ilias sind im folgenden durch II gekennzeichnet, die römischen Ziffern geben die Nummer des Gesangs an, die arabischen die Zeilen. Nancy Hartsock benutzte die Übersetzung von Richard Lattimore, Chicago 1951, die deutschen Zitate hier sind entnommen der Übertragung von Wolfgang Schadewaldt. Frankfurt/M. 1975.
- 4 Nancy Hartsock führt noch weitere Beispiele aus der englischsprachigen Übersetzung an, die sich so nicht Wort für Wort in der deutschen Übertragung finden ließen, z. B. »an anger that 'fills the heart to the rim'.« In der deutschen Ausgabe heißt es an der entsprechenden Stelle »von Ingrimim gewaltig waren die ringsumdunkelten Sinne erfüllt« (II. I, 103f.).

Literaturverzeichnis

- Bataille, G., 1963: *Death and Sensuality*. New York
 Becker, E., 1973: *The Denial of Death*. New York
 Bell, D., 1975: *Power, Influence, and Authority*. New York

- Cohn, Carol, 1987: Sex and Death in the Rational World of Defense Intellectuals. In: Signs 12, 4.
- Dodds, E.R., 1951: The Greeks and the Irrational. Berkeley
- Hartssock, Nancy, 1984: Money, Sex, and Power. Boston
- Kübler-Ross, Elisabeth, 1975: Death: The Final Stage of Growth. Englewood Cliffs
- Lifton, R., 1973: Home from the War. New York
- Nagy, G., 1979: The Best of the Achaeans. Baltimore
- O'Brian, Mary, 1981: The Politics of Reproduction. Boston
- Ong, W., 1981: Fighting for Life. Ithaca
- Radical America 1981: XV, 1-2
- Redfield, J., 1975: The Tragedy of Hector. Chicago
- Ruddick, Sara, 1983: Pacifying the Forces: Drafting Women in the Interests of Peace. In: Signs VIII, 3
- Scarry, Elaine, 1985: The Body in Pain. New York
- Smith, Dorothy, 1989: Eine Soziologie für Frauen. In: List, Elisabeth und Herlinde Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Frankfurt/M
- Stiehm, Judith, 1978: Implementation of Women's Integration into U.S. Military Academies. Manuskript zu: Meetings of the American Political Science Association
- dies., 1981: Bring Me Man and Woman. Berkeley
- Wright, M., 1982: The New Marines: Life in the Pits. In: The San Francisco Chronicle

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Kornelia Hauser: Literatur in politisierten Verhältnissen. Zu Christa Wolf. Argument 184 (1990)
- Frigga Haug und Kornelia Hauser: Frauenerfahrung und Geschlechtsbegriff. Argument 177 (1989)
- Kornelia Hauser: Der Sozialismus bleibt untröstlich. Zu Christa Wolfs »Sommerstück«. Argument 176 (1989)
- Dorte Marie Søndergaard: Revolutionierung der Geschlechterverhältnisse. Argument 176 (1989)
- Frigga Haug: Ariadne spinnt den Faden noch, oder: Gibt es überhaupt eine feministische Kriminal-literatur? Argument 171 (1988)
- Frigga Haug: Mütter im Vaterland. Argument 172 (1988)
- Cora Kaplan: Die Büchse der Pandora. Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität. Argument 169 (1998)
- Susanne Kappeler: Pornographie: Rassismus der Darstellung. Argument 170 (1988)
- Teresa de Lauretis: Rhetorik als Gewalt. Argument 169 (1988)
- Erica Carter: Happy-End und kalter Krieg. Argument 150 (1985)
- Julia Dech: »Vom Paradekissen zum Paradeplatz«. Argument 138 (1983)

Frigga Haug

Eintritt der Frauen in den Krieg

Im geteilten Berlin vor mehr als 20 Jahren gab es regelmäßig den »Tag der offenen Tür« auf dem Tempelhofer Feld. In Erinnerung an die »Rosinenbomber«, die vor vielen Jahren Nahrungsmittel ins blockierte Berlin flogen, konnten an diesem Tag Berliner Eltern mit ihren Kindern US-amerikanische Kriegsflugzeuge von Nahem sehen, ja besteigen, womöglich die Kinder, vor allem die Söhne sehen und fühlen lassen, auf welchen Knopf gedrückt werden mußte, damit Bomben flogen. Auch während des Vietnamkrieges waren diese Tage in der Bevölkerung beliebt. Tausende von Eltern kamen und wir, die wir eine Empörung gegen den Vietnamkrieg allgemein machen wollten, beschlossen, diese Eltern-Kind-Festlichkeit umzukehren. Als Mütter mit Kleinkindern wollten wir auf das Feld gehen und gegen den Krieg demonstrieren. Wir waren 13 Frauen und 15 Kinder mit Plakaten wie: Amerikanische Bomber töten Kinder in Vietnam. Die Botschaft schien uns geeignet und leicht verständlich. Wir kamen bis auf das Feld; aber schon wurden die Stimmen insbesondere von Frauen lauter, die da nicht nur »ab nach drüben« riefen, sondern auch »man sollte ihnen die Kinder wegnehmen« und dann »in den Gasofen mit ihnen«. Angst vor allem um unsere Kinder stieg in uns auf. Wir hatten nicht genug daran gedacht, daß dies der Sonntagsspaß der BerlinerInnen war, weil Spaß und Krieg uns nicht zusammen denkbar war. Unsere Lage wurde immer bedrohlicher. Da kam ein Jeep gefahren mit US-amerikanischen Soldaten. Sie sprangen heraus und, statt uns festzunehmen, bildeten sie eine Kette um uns, so daß die Berliner Eltern uns nichts anhaben konnten. Unter ihrem Schutz konnten wir das Feld verlassen. Die Plakate, mit denen wir allzu gefährdet waren, behielten sie. Wortlos ließen wir geschehen, daß diejenigen, gegen die wir mobilisieren wollten, uns gegen diejenigen, die wir gewinnen mußten, verteidigten und verstanden es und auch nicht. Die Lehre ist: wir brauchen Soldaten, da der Schutz von Frauen und Kindern zu ihren Aufgaben gehört. Wer gegen den Krieg ist, ist gegen Frauen und Kinder. Frauen und Kinder, die gegen den Krieg sind, gehören nicht zum Volk, daher brauchen sie den Schutz von Soldaten ganz besonders. Und welche Aufgaben hat die Zivilbevölkerung?

Während des Golfkrieges von 1991 stand ein Hund vor einem Lebensmittelladen im Schnee und fror wartend. Um ihn bildete sich eine Gruppe von eleganten Frauen, warm gehalten von unzähligen Fellen getöteter Tiere. Und eine schrie: »wegnehmen müßte man solchen Leuten die Hunde«, und »sie sollten ins Gefängnis wegen Tierquälerei«, ergänzte eine andere. Und einverständnis stieg der Pegel der eigenen Rechtschaffenheit.

Im folgenden wollen wir keineswegs unterstellen, daß nackte ökonomische Interessen im Golfkrieg nicht die entscheidende Rolle spielten, und doch wäre auch dieser Krieg nicht möglich gewesen ohne die Zustimmung der Völker selber zumindest dazu, daß die Regierenden arbeitsteilig immer wahnsinnigere Geschäfte besorgen, von denen die Regierten weitgehend ausgeschlossen sind, außer als Soldaten. Immer mehr scheint gleichzeitig die humane Qualität einer

Gesellschaft abhängig davon, daß sich die einzelnen human verhalten. Aber was ist human, spezifisch menschlich?

Zutritt nur für Männer?

Noch ringen wir Frauen um unseren bloßen Einritt in die Geschichte, da sind wir schon mitten im Krieg: aktiv. Wußten wir den Krieg als Vater der Geschichte, so wissen wir doch nicht, was die Mutter in diesem Verhältnis ist. Anders in anderen Kulturen. Im Irak gibt es eine »Mutter aller Schlachten«.

Als Feministinnen haben wir feste Vorstellungen, daß der Krieg männlich ist, so gesprochen, gelebt, gehandelt wird, sich männlicher Logik und ebensolchem Geschäft verdankt, ja, daß alle Symbole im Krieg zum Männlichen gehören, zudem die Waffen, die Technik, die Schlachtpläne, die Kampfhandlung selbst. Dem scheint nichts mehr hinzuzufügen zu sein. Um so erschrockener sind wir in unserer Sprachlosigkeit angesichts der Wirklichkeit dieses Ölkrieges am Golf mit den entwickeltsten Mitteln von Chemie und Technik am Ende des 20. Jahrhunderts. Im Gegensatz dazu und uns nicht weniger stumm machend die mittelalterliche Sprache über die angeblichen Gefühle der Völker, die sich zwischen Rache und Vergeltung, Ehre und männlicher Enttäuschung bewegen wie es nach Piaget nur Knaben unter sechs Jahren eigen ist. Später entwickeln Kinder wie auch Völker (so seine allzu optimistische Diagnose) ein Rechtsempfinden, das von Gefühlen der Wiedergutmachung bestimmt ist. Aber auch unsere feministischen Aussagen über einen direkten Zusammenhang von Männlichkeit und Militarismus scheinen in der gegenwärtigen Zeit nicht richtig zu sein, sondern sind wohl davon ausgegangen, daß wir die kriegerische Vergangenheit als männlich sprechen können, gerade weil in der Gegenwart vielleicht keine Kriege mehr geführt werden würden. Oder anders: wie handeln wir eigentlich als Frauen in unseren kriegführenden Gesellschaften, wenn wir annehmen, daß Krieg ausschließlich männliche Konstruktion und Wirklichkeit ist? Sind Frauen wieder einmal nichts als Opfer männlicher Großmacht? Unsere Handlungsunfähigkeit ist vielfältig. Sie ist auch eine der Sprachlosigkeit. Dagegen gibt die Sprache der Medien über die Kriegshandlungen am Golf unseren Vorannahmen, daß Kriege rein männliche Konstruktionen und Taten seien, überreichlich Genugtuung. Presse und Fernsehen waren von Anfang an bemüht, das Ganze als das Ringen zweier Männer zu stilisieren, von denen der eine sich für abstrakte Werte wie Freiheit und Gerechtigkeit einsetzt, der andere von Machtrausch und Wahnsinn besessen ist. Einsicht in die ökonomischen Interessen hellt das Bild der Männlichkeit des Krieges ebensowenig auf wie es der Triumph über die technische Effizienz der Waffen tut. In aller Sprachlosigkeit, aller Ohnmacht und allem Grauen stehen wir als Frauen zudem vor dem Problem, daß wir uns durch unsere eigene Annahme der bloßen Männlichkeit des Krieges ein weiteres Mal aus dem Handlungszusammenhang herausgetrieben haben. Indem wir zunächst nichts mit der Anstiftung zum Krieg zu tun zu haben scheinen, bleibt uns auch keine Gegenhandlung. Unsere feministische Analyse also brachte eine weitere Marginalisierung der Frauen durch Verharmlosung. Das Resultat: es gibt nirgends einen Eintritt in die Geschichte für Frauen. In dieser Verzweigung muten die Versuche,

sich der Männlichkeit etwa von Raketen wegen ihres phallischen Aussehens noch einmal zu versichern, eigenartig abstrakt an, selber wiederum viel zu harmlos angesichts der tatsächlichen und nicht bloß symbolischen Zerstörung, die dieser Krieg anrichtet.

Nähern wir uns dem Problem zunächst gleichwohl noch einmal auf dem symbolischen Feld. Dieser Golfkrieg ist ja auch ein Medienkrieg. Hier – in Zeitungen, Funk und Fernsehen – geschieht die innere Mobilmachung, da selbst dieser computergesteuerte Krieg (caw) die Zustimmung der regierten Völker zu brauchen scheint.

Ein Rückblick in die Medien¹ zeigt auf den ersten Blick nicht nur den hohen Unterhaltungswert, den dieser Krieg hatte, zudem gewinnen wir auch noch im Nachhinein ziemlich schnell die schon bekannte Überzeugung, daß dieses gesamte Geschehen weitgehend und wesentlich ohne Frauen auskommt. (Zur Frage der Soldatin siehe weiter unten.) Wir könnten kritisch herausarbeiten, daß der Krieg auf der einen Seite als heilig und gerecht stilisiert wurde, als wahn-sinnig und kulturlos auf der anderen. Die Verteufelung der irakischen Seite macht die USA zur Retterin der Welt. Im Widerspruch, in dem es keine Zustimmung geben kann, werden wir mit Gefühl und Vernunft auf die Seite der Rettung gezogen auch um den Preis der Vernichtung eben dieser gleichen Welt. Daß dabei von ökonomischen Interessen zunächst geschwiegen, die Geschichte dieses Ölkriegs verdrängt und über das Öl selber nur noch im Zusammenhang ökologischer Zerstörung und nicht seiner Vergeudung für den hohen Lebensstandard der westlichen kapitalistischen Länder gesprochen wurde, gehört in den Anfang der Kriegsberichterstattung. Später sind nur noch die Boulevardblätter dermaßen widerspruchsfrei. Die liberale Presse nennt Namen, Interessen, Vergehen, Schuld und errichtet zugleich das Gebäude der Hoffnung, daß es eine »neue Weltordnung« geben könne – aus Notwendigkeit. Darunter mischen sich Stimmen, die die Selbstzerstörung der Menschheit für eher wahrscheinlich halten, einfach weil der Mensch so sei, aggressiv, gewalttätig, machthungrig, rücksichtslos.

Selbst in dieser letzteren Zuschreibung bleibt uns kaum die Möglichkeit, diese angeblichen Eigenschaften der Menschen als typisch männlich zu kennzeichnen. Zu deutlich ist auch hier in der Vereigenschaftung selbst die Fragwürdigkeit der Unterstellung. So finden wir weder in den Medienkampagnen selbst noch in unserer kritischen Zurechtlegung die Gestalten der Frauen oder gar den Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen und Produktionsverhältnissen.

Zwei Dimensionen scheinen weniger stumm zu sein, was die Geschlechterverhältnisse angeht: die Frage der Technik im Krieg und die diskursive Anordnung von Vernunft und Unvernunft. Unsere Vermutung, daß hier zumindest implizit von Geschlechterverhältnissen die Rede ist oder daß diese für die Frage der inneren Mobilmachung in Dienst genommen sind, stammt aus feministischer Erkenntnistradition. Die Geschichte der Philosophie der Aufklärung und die Konstruktion eines Vernunftbegriffs, der auf dem Gegensatz zur Natur (als weiblich) gründet und in dieser Dualität Männerherrschaft in die Grundlagen des Denkens überhaupt einbaut, sind feministisch entzaubert. Damit können wir die Auffassung, daß die Welt des männlich-Vernünftigen, die Welt der Ordnung

gegen das weiblich-Naturhafte durchzusetzen sei, gerade, um das Weibliche zu schützen, weil es von sich aus zum ordentlichen vernünftigen Überleben nicht fähig ist, als eine der Grundlagen männlicher Suprematie erkennen. Die Unterwerfung der Natur zum eigenen »besseren« Überleben und die Unterwerfung der Frauen als Natur scheinen dem gleichen Verhältnis zu entstammen. Die Natur als Steinbruch zu benutzen, Frauenleben zu vergeuden und weibliche Arbeitskraft anzueignen zum eigenen Wohlleben, dies sind geradezu Grundgesetze unserer Gesellschaftsordnung. In diesem diskursiven Kontext ist die Bedienung der Kategorien Vernunft und Rationalität für die US-amerikanische Kriegsführung und die Zuschreibung von Unvernunft an den irakischen Kriegsführer eine eigentümliche Verschiebung. Niemand kann beim Lesen solcher Nachrichten vom Wahnsinn und Irrsinn des Saddam Hussein auf den Gedanken kommen, dieser werde hier gewissermaßen als Weib gesprochen, welches der männlich-vernünftigen westlichen Welt unter Führung der USA oder des Mannes Bush zu unterstellen sei. Und doch mobilisiert solche Berichterstattung auch Schutzgefühle oder vielleicht eher Schutzhaftgefühle gegenüber einem Volk, welches einem solchen Führer zu folgen bereit war. Die bereitgestellten Interpretationsfolien, welche die herrschenden Geschlechterverhältnisse glaubwürdig, ja vernünftig und daher zwingend machen, lassen sich nur undeutlich erkennen.

Die Soldatin

Wechseln wir das Feld und versuchen, Erkenntnis aus dem unmittelbaren Einsatz von Frauen im Krieg zu erlangen. Schließlich muß das Auftreten der Soldatin einige Unordnung in das symbolische Funktionieren der Geschlechterverhältnisse bringen. Bevor wir die Berichterstattung zum weiblichen Einsatz an der Front studieren, vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was das ist: ein guter Soldat. Hier werden wir aus eigener Erinnerung heraus ebenso fündig wie aus der ebenfalls im Golfkrieg hitzig gefochtenen Debatte um Kriegsdienstverweigerer, die immer zahlreicher wurden – besonders in Deutschland –, und aus dem möglichen Einsatz der deutschen Bundeswehr am Golf. Folgen wir z.B. der *Bildzeitung* (vom 4.2.91, dem 19. Tag des Golfkriegs), so wird ins kollektive Einverständnis geschrieben: zunächst der Schwur an die Bundesrepublik, »treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen«. Die offenbar gültige Wortwahl zieht uns unvermutet in frühere Jahrhunderte. Vor dem inneren Auge sehen wir den wackeren Kämpfer unerschrocken seinen Degen schwingen und dienend die Treue bis zum Tode haltend, da nicht weniger als Recht und Freiheit des ganzen Volkes auf dem Spiele stehen. Die Worte verlieren ihre Würde, setzt man sie für Frauen ein. Was könnten sie tapfer verteidigen, wenn nicht ihre Unschuld, wem dienten sie treu, wenn nicht Mann und Kindern, und wer wären sie, daß sie Recht und Freiheit des ganzen Volkes zu schützen sich anmaßen könnten? Die einzige weibliche Gestalt, der wir solches unvermittelt zutrauen, ist Johanna, Jungfrau von Orléans, die widernatürliche, die folgerichtig auf dem Schaffott endete. Aber die Lehren aus der *Bildzeitung* gehen über das bloße Zitieren des Schwurs hinaus ins Heutige. Zusammengefaßt können wir das unbewußt Erwartete lernen: ein richtiger deutscher Soldat

schiebt nicht sein Gewissen vor, sondern er hat »den Umgang mit der Waffe gelernt«, um auch einmal töten zu können. Dies ist die »Pflicht zur Tapferkeit«. »Der Steuerzahler leistet sich Soldaten, damit sie im Notfall kämpfen ... (ihr) Leben riskieren.« Das nennt man: ein Rückgrat haben. Das Rückgrat brauchen die Soldaten, nicht die Steuerzahler. Die seltsame Arbeitsteilung, in die der Krieg hier eingeschrieben wird, ist wieder eine wesentlich unter Männern; denn zumindest in der Bundesrepublik ist ihr steuerlicher Ablass weit höher als der der Frauen mit ihrem Zweidrittel-Einkommen. Im Klartext heißt das: Einige Männer zahlen dafür, daß andere Recht und Freiheit verteidigen wie eine Arbeit, zu der sie sich verpflichtet haben. Insoweit sind wir auch hier nicht so weit von den Söldnern früherer Zeiten entfernt. Je weiter wir uns in der symbolischen Welt zurück in die Geschichte begeben, desto schwieriger wird es, sich Frauen in solcher Ordnung aktiv zu denken. Springen wir also in die Berichterstattung über die Soldatin heute und lesen einen Artikel vom 2.2.91 (aus der *Hamburger Morgenpost*): »40000 Mann sind Frauen«. Der Text ist begleitet von einem großen Foto einer Soldatin mit Babybutton am Helm. Die diskursanalytische Lektüre wird erschwert durch beständig sich einmischende eigene Gefühle, mit denen auch der Text geschickt spielt. Der Hauptmann, der von seiner elfmonatigen Tochter Abschied nimmt, weint die Tränen zu recht, denn er ist eine Frau, ebenso wie die Männer in der Überschrift Frauen sind. Das Geschehnis berichtet also über eine Verkehrung, die auch wir spontan so empfinden. Wie kann die Haupt»frau« vom Baby Abschied nehmen, ohne daß es verhungern muß? Steht auf der Schwelle der Ehemann – bereit, zu warten und notfalls als Witwer das Kind großzuziehen ...? Hat sich die Großmutter bereit erklärt, oder gibt die Rabenmutter das Baby gar in ein Heim? Der Artikelschreiber zieht unsere Zweifel abrupt in einen größeren Schrecken. Der nächste Satz heißt: »Wann zum ersten Mal in der US-Geschichte eine Soldatin im schwarzen Plastik-Leichen-Sack heimkehrt, ist nur eine Frage der Zeit.« Der Zusammenprall der Worte: Plastik/Leiche/Heim muß immer einen Schock hervorrufen, aber in der Frage der Soldatin wird die Sache weit bodenloser, denn was wäre eigentlich das Heim, in das sie zurückkehrt, da es ja durch ihren Fortgang schon vernichtet ist? Nur wo eine wartende Frau ist, kann im Grunde eine Leiche heimgeführt werden. Verunsichert durch solche Vorbereitung erhalten wir im sehr kurzen Text folgende Informationen: es wird Probleme mit der öffentlichen Meinung geben, wenn die erste Frau im Krieg als Soldatin stirbt; gleichwohl sind 2000 tote Soldatinnen einkalkuliert. Die Frauen gehören offiziell nicht zur kämpfenden Truppe, sie laden Raketen und reparieren Panzer oder sind als »Fernmelder« tätig, aber im Schlachtgewimmel kann man da keine richtigen Unterschiede machen. Die Zulassung zum Truppendienst, einst als Gleichberechtigung gefeiert, erweist sich als Gleichheit im Sterben. Und: immer mehr Soldatinnen werden (offenbar aus Angst) schwanger und damit dienstuntauglich. (An anderer Stelle [*Hamburger Abendblatt* vom 19.2.91] erfahren wir, als »andere Probleme«, daß »es in der gemischten Truppe schon zu zahlreichen Schwangerschaften gekommen ist«. »Es gibt keine Strafen gegen Frauen, die schwanger werden ... sie wissen alle, daß wir es tun.« Und »das Dilemma für Frauen und Ehepaare im Krieg: die Kinder zu verlassen.«)

Der sachliche Ton sucht, ohne dies etwa tatsächlich zu sagen, unser Einverständnis zu folgender impliziten Botschaft: Frauen sind gefühlsmäßig (sie haben Angst), körperlich (sie werden schwanger), als Geschlechtswesen (im Schlachtgewimmel kann man sie schlecht von Männern unterscheiden), als Rechtswesen (sie dürfen keine Jets fliegen und keine Panzer steuern) und als Mütter (die ihre Babies verlassen müssen) sind sie für den Krieg nicht geeignet. Daß sie dennoch dort sind, ist ein zweifelhafter Erfolg der Frauenbewegung, die solcherart den Frauen den Tod und die öffentliche Meinung in unvorhersehbare Unordnung bringt.² (*Herald Tribune* versichert uns allerdings am 1.2.91, daß die öffentliche Meinung wohl weniger gegen den Krieg emotionalisiert werde als doch eher noch intensiver gegen Saddam.) Das Kunststück, das dieser Artikel vollbringt, ist ein doppeltes: es wird nicht nur die Gleichberechtigung von Frauen ganz neu auf die Tagesordnung gebracht und dort schon als unzulässig verabschiedet; zugleich stimmt uns der Artikel angesichts des Golfkrieges solcherart in umfassende Überlegungen über die Wirklichkeit der Soldatin ein, daß die Frage des Krieges an sich ebenso wie die der dort tötenden und getötet werdenden Männer als unwichtig hinter dem Gedankenhorizont verschwindet. Die Lehre, die wir ziehen: wenn wir uns mit »Frauensachen« befassen, entgehen uns die »Männersachen« wie Krieg selbst dann, wenn Frauen sich zuvor in diese Geschäfte gemischt haben.

Aber die Presse nutzt die Anwesenheit der Frauen in diesem Krieg auch anders. Die technische Effizienz und das Schweigen über das Morden im Irak haben den Eindruck eines ganz und gar unblutigen Krieges erwecken sollen. In solcher Sauberkeit kann Frauengleichberechtigung auch gelingen. In einem Artikel über den bevorstehenden Landeinsatz, in dem mit einer Kriegsführung mit Bajonetten und durchstochenen Leibern gedroht wird, sehen wir das Foto einer Soldatin mit konzentrierter Miene auf den Computer blickend (*Hamburger Abendblatt*, 23.1.91). Sie hat »die Patriot unter Kontrolle«. Der Begleittext macht klar, daß sie im Landeinsatz gar nicht vorkommen kann, da dies schon der Wortwahl nach ein Krieg »Mann gegen Mann« sein wird, »mit Feindberührung«, »schmutzig« und voller Opfer. Die Frau als Soldatin »dient« hier ganz anders. Ihre Anwesenheit ist Beweis, daß die Kriegsführung human ist, eben noch nicht kriegerisch. Entsprechend ist ausschließlich auf der Seite der US-Amerikaner und Alliierten überhaupt von Frauen die Rede.

Weiteres zur Berichterstattung über Frauen: – zunächst einmal – sie halten überhaupt die Presse in Atem; fast immer gibt es Fotos von Frauen, die eher aus einer Modezeitung kommen könnten als aus dem Krieg, auf ihn weist das *Accessoir*, das Maschinengewehr – tatsächlich meldet die *Hamburger Morgenpost* am 15.3. über die Freilassung der Kriegsgefangenen nach dem Ende des Golfkrieges, daß das Lächeln einer US-Soldatin der Tatsache geschuldet sei, daß sie auf die Titelseite von *Paris Match* kommen sollte. Unvermittelt gibt es auch Fotos – die immergleichen, die um die Welt gehen –, auf denen Soldatinnen so aussehen, wie wir sie uns vorstellen: in voller Montur. Aber immer wieder junge Frauen mit träumendem Blick oder gleich schlafend, ein Teddybär in ihren Armen. »Wenigstens im Schlaf möchte sie sich wie zu Hause fühlen.« »Ein Bild wie im Frieden.« Ein Artikel mit einer solchen Teddybär-Frau handelt von der Kontroverse um die

Weltpolizei »Washington« und stimmt mit dem Foto in grenzenlose Bejahung ein – wehe dem, der den Schlaf eines Kindes nicht zu hüten verlangt. Auf der Seite der USA scheinen auf: Vernunft, Führung, Stärke, Frieden, denn Frieden ist das Resultat des Krieges, und die USA die »einzige Nation, die die Kräfte des Friedens versammeln konnte.« (*Hamburger Abendblatt*, 26.2.91) – Die USA vertritt die Interessen aller Menschen, wie ein Vater die seiner Kinder.

Der Blick in die Pressestimmen zu den Soldatinnen im Krieg hat uns Vielfaches gezeigt: entgegen aller Vorannahmen sind Frauen auch im Krieg in erster Linie Mütter; eher wird der Krieg selbst ein Mütterkrieg als daß Frauen ihre biologisch-soziale Form abstreifen könnten. Sind die Soldatinnen nicht selbst schon Mütter, so können sie auf drei verschiedene Weisen artikuliert werden: als selbstbewußt Schwangere als Folge eigenen Tuns; als Opfer von Vergewaltigung (der »Urangst der Frauen«, *Quick*, 21.2.91) oder als Kinder. In allen Fällen stecken Frauen ausschließlich körperlich im Reproduktionszusammenhang; so wundert es nicht, wenn sie selbst in ihrem Tun nicht in ihren Fähigkeiten beschrieben werden, sondern wiederum als Körper mit Problemen: »In der Sandwüste und der mörderischen Hitze sind die Möglichkeiten für Körperpflege und Hygiene sehr begrenzt.« Als wenn Männer keine Körper hätten oder Dreck und Schmutz und Gestank natürlich zu ihnen gehörten. Während der Regel sei die Einsatzkraft der Frauen geschwächt! (beides *Quick*, die hier im übrigen fast wortgleich wie alle andere Medien und nicht spezifisch schreibt. Die Presse scheint auf den Wortlaut der Nachrichtenagentur eingeschworen.) Die gesamte Berichterstattung über die Soldatinnen zieht aus dem Krieg weg in die Ordnung der Geschlechterverhältnisse. Dies scheint am intensivsten auf in der (ebenfalls u.a. von *Quick*) gestellten Frage: Was haben Frauen im Krieg verloren? Des Wortes Doppelsinn gehört zurückgestuft: Frauen verlieren im Krieg Väter und Männer, Söhne und Brüder, aber nicht sich selbst, da sie sich in dieser Weise nicht besitzen. Und so kommen wir am Schluß auf die relativ einfache Formel, daß Frauen nicht töten dürfen, da sie Leben zu gebären haben. Die Sache scheint unvereinbar. Die Unvereinbarkeit verlangt nach Erklärung, die wiederum mit dem Machen von Kriegen zusammenhängen muß. Die Beschäftigung mit der Frage, warum Frauen nicht töten sollten, verdeckt im übrigen die Ungeheuerlichkeit, warum Männer dies tun könnten, obwohl sie das Leben nicht zur Welt bringen.

Es ist überhaupt eigentümlich, wie viele Worte aus der Kriegssprache eine Beimischung oder auch einen Doppelsinn aus den Geschlechterverhältnissen haben. So bewegte auch die Frage der Uneinnehmbarkeit des Landes eine Weile auf eine solche Weise die Medien, als handle es sich bei diesem Land um eine Frau. Solche Haltung ist kulturell lange vorbereitet. Erinnern wir uns an die geliebten Märchen unserer Kindheit, so mischt sich eines beständig in die tägliche Nachrichtenlektüre:

Das Märchen von der jungfräulichen Königin. Wie häufig, hatte ein König drei Söhne, von denen der jüngste dümmere als die anderen und also mißachtet war. Der König war auf den Tod krank, nur das Wasser des Lebens könnte ihm noch helfen. Dieses aber wird von der jungfräulichen Königin bewacht, die selbst uneinnehmbar ist. Ein Sohn nach dem anderen zieht aus, begegnet bald schon einer alten Frau, die dabei ist, die Risse im Boden zu nähen. Erhaben

über die Unsinnigkeit solchen Tuns ziehen die Söhne weiter und erreichen nichts. Der jüngste aber fragt sogleich, was sie tue, wünscht ihr ein gutes Gelingen und wird daraufhin in die Geheimnisse der jungfräulichen Königin eingeweiht. Diese nämlich hat sich mit der Natur verbündet. So gilt es, Natur mit Natur zu begegnen: sich Gras um die Füße zu wickeln, daß keine verräterische Botschaft sein Herannahen verkünde; mit Zweigen gegen Zweige sich zu wehren und schließlich Eingang zu finden. Der Junge beißt die Königin in die Wange, bevor er das Wasser des Lebens nimmt. So trägt sie das Zeichen, an dem sie ihn herausfragen kann, wenn sie mit ihren unbesiegbaren Heeren in die Stadt des Königs, des neu gekräftigten einzieht. Sie wird die Stadt nicht einnehmen, sondern selbst eingenommen werden, den jüngsten Sohn heiraten. – Der kindliche Triumph, daß hier der jüngste, kleinste, mißachtete, dumme die Königin überlistet, den König rettet und schließlich die ganze Stadt, übersieht gerne, daß die Königin dafür überwunden werden mußte wie eine Festung, daß die Natur mit eigenen Mitteln überhöpelt war, daß im Rivalenkampf unter den männlichen Nachkommen des Königs einer den Sieg davon trug und weder Volk noch Königin. Und schließlich, daß dieser Sieg durch den weisen Rat einer alten Frau ermöglicht wurde, von der nur berichtet wird, daß sie Schäden an der Natur zu reparieren versucht.

Was tun die Soldatinnen im Krieg? In der *Welt* lesen wir: Frauen »reparieren als Mechaniker Panzer und als Ärztinnen derangierte Soldatenkörper.« Und überall sonst: sie reparieren, reparieren, reparieren. – Gleichwohl ist ihre direkte Anwesenheit im Krieg so falsch wie die der Jungfrau von Orléans oder der jungfräulichen Königin. Es gibt für sie nur Tod oder Heirat. – So fällt tatsächlich den Autorinnen des schon zitierten *Quick*-Artikels unversehens ein, daß Frauen als Soldatinnen in einer »Notsituation« sogar »irakischen Kindern die Eltern rauben« könnten, als sei dies »Privileg« von Frauen. Und sie stellen als neue Frage, welche ebenfalls die Medien eine Zeitlang beschäftigte: dürfen junge Mütter in den Krieg ziehen, »Frauen, die gerade erst geheiratet haben, junge Mütter, die ihre Kinder nie richtig kennenlernen werden, die bei Problemen nicht bei ihren Kindern sein können?« Die Einfühlung in diese Fragestellung ist selbst schon die Bestätigung der bestehenden Ordnung. – Umgekehrt wird auch von den Ehefrauen der Soldaten zu Hause berichtet. Da heißt es z.B. pathetisch in *Bild* (1.2.91), daß Präsident Bush nach North Carolina geflogen sei: Dort wohnt nämlich »eine Frau, die seit 10 Tagen zwischen Angst und Hoffnung lebt.« Ihr Mann kehrte von seinem ersten Einsatz nicht zurück. Eilige Einfühlung verdeckt auch hier die Ungeheuerlichkeit, daß sie erst jetzt Angst hat und nicht zuvor, da er zum Töten flog. Allerdings Bush selbst hat höhere Motive. Er möchte die Wiederbelebung des Vietnam-Traumas und damit einen möglichen zivilen Widerstand gegen den Krieg durch Heldenverehrung im Keime ersticken. Unsere Zeitungen sind auch voll von Nachrichten über Eltern, die, erst nachdem ihre Söhne vermißt gemeldet sind, sich zu ängstigen und zu trauern beginnen.

Die Aussagen und die Praxen im Krieg legen uns nahe, daß Frauenkörper hier mehrfach eingesetzt sind. Gewöhnlich sind es nicht die gleichen Frauen, die als Mütter vorgestellt werden und die als Opfer von Vergewaltigung beschrieben sind bzw. daß sie es nicht sein sollten, bedarf in unseren Gesellschaften des Schutzes von Männern für die Mütter. Es sind allerdings die gleichen Männer, die im Krieg nicht nur töten dürfen, sondern ebenfalls vergewaltigen, diesmal die Frauen der Feinde. Die wechselseitigen Feindbilder sind so konstruiert, daß die Schändung der Frauen die Rache der »zivilisierten« Völker an den »unzivilisierten«

sind. Der umgekehrte Fall kann nur vorkommen, wenn die eigenen Frauen mit ins Feindesland gebracht werden, als Soldatinnen z.B. Wir sehen, daß nicht nur die Moral zu Hause, sondern auch und vor allem die Moral im Krieg, die Lust zu töten, also die Kampfkraft und die Siegesbeute auf dem Spiel stehen, wenn die Kriege von Männern durch die Dazwischenkunft von »eigenen« Frauen gestört werden.

Insofern scheint es eine notwendige feministische Tat zu sein, im Kriegsfall aktiv an der Front mitzumachen. Allerdings war unsere Frage, inwieweit die existierenden Geschlechterverhältnisse das Führen von Kriegen legitimieren, nicht, ob Gleichberechtigung tatsächlich bis in den Krieg getrieben werden müßte. Letzteres war uns vielmehr eher heuristisches Mittel, über das Funktionieren der Kriegslogik und die innere Mobilmachung mehr zu erfahren, wo die gewohnte Ordnung gestört ist. Die eigentümliche Antwort, die wir erhielten, ist, daß Frauen auch dort aktiv im Kriegsgeschehen mitmachen, wo sie Opfer männlicher Gewalt und also Objekte männlichen Schutzes sind; wo sie Leben gebären, für dieses sorgen und damit arbeitsteiliges Töten erlauben; wo sie überhaupt in einer Arbeitsteilung leben, in der sie für alles Körperliche zuständig sind, sie selbst wesentlich als Körper wahrgenommen werden und sich wahrnehmen und sich gegenüber männlichen Menschen mitformen, die wesentlich in der Abstraktion von Leben existieren, so daß körperliche Berührung und Gewalt – wie im Kriegsfall und bei Vergewaltigung – eins werden. Die Schwäche der Frauen ist die Kriegsbereitschaft der Männer. So wäre es die Harmlosigkeit der Frauen auf der einen Seite, welche die ungeheuerliche Logik der Kriege mit konstituiert.

In der Kriegslogik »lebt« eine Orientierung, die uns sprachlos macht und doch für viele etwas bedeuten muß. Es ist nicht nur die Logik des Tötens oder der Vergewaltigung, sondern zusätzlich die der großen Zahlen. Niemals konnten wir so deutlich, wie in diesem Krieg die Triumphe der großen Zahlen erleben: so z.B. meldet das *Hamburger Abendblatt* unter vielen anderen an einem x-beliebigen Tag: in 24 Stunden wurden 2400 Einsätze geflogen: Bis zum 22.2. waren es schon 88000 Einsätze. Die in Kuwait eingesetzten Bomben sind 7 Tonnen schwer und werden wegen ihrer gewaltigen Sprengkraft »Rasenmäherbomben« genannt (*Hamburger Abendblatt*, 22.2.91). So wird das Ungeheuerliche vertraut. So wie der heimliche Vorgarten zum Vergleich mit der Tötungsmaschine erhalten muß, werden auch die übrigen Taten gleichsam mit einem Sprung domestiziert. Getötet wird für Freiheit und Recht und Menschenwürde. Kein Wunder, daß es Frauen so schwer fällt, sich unter diesen großen Worten Konkretes vorstellen zu können.

Frauen im Irak

So konkret die eigenen Soldatinnen im Golfkrieg wurden, so abstrakt das Volk der Iraker, dem ja der Krieg gelten mußte, der für fast alle erfolgreich als Krieg fast der gesamten zivilisierten Welt gegen einen einzigen Mann, Saddam Hussein, den Wahnsinnigen, diese Hitlerkarikatur gesprochen wurde. Die Zerreißung ging durch die Linke hindurch. Selbst hier, wo man gewöhnt ist, das

Volk wenigstens zur Kenntnis zu nehmen, reicht die Erinnerung an Hitler, um aus Saddam allein das auszurottende Übel zu machen. Seine Vernichtung, die doch die Geheimdienste der Welt ohne allzugroße Schwierigkeiten in die Wege hätten leiten können, braucht den Umbau ganzer Staatshaushalte und die Wiederaufrüstung des US-amerikanischen Militärs. Nach den Rasenmäherbomben kommen die ans Wohnzimmer gemahnenden Bombenteppiche, wochenlang über ein Land gelegt, aus dem wir getrost keine Nachrichten empfangen. Die militärische Effizienz geht Zahl gegen Zahl, nicht Leben und Tod stehen hier auf dem Spiel. Ähnlich heimelig sind die Nachrichten über den General Schwarzkopf, der den Oberbefehl hatte. In seiner Familie liegen die Geschenke noch säuberlich verpackt unter dem Weihnachtsbaum, denn, wenn er aus dem Golfkrieg nach Hause kommt, wird er das Weihnachtsfest mit Frau und 3 Kindern nachholen: »Dann gibt es auch seine Leibspeise: Ente mit gebackenem Reis und danach Pfefferminzeis mit Schokostreuseln.« (*Hamburger Morgenpost*, vom 8.3.91) Auch in den übrigen Zeitungen nach dem Krieg sehen wir Fotos von glücklichen Familienzusammenkünften. Die Väter sind heimgekehrt. »Grenzenlos ist der Jubel, mit dem Amerika seine Helden empfängt« (*Die Welt*, 1.3.91 zu einem Foto mit zwei lachenden Frauen). Im gleichen Artikel erfahren wir, was eine Zeitbombe ist: »ein Sturm von kreischenden Frauen und Kindern auf 500 wehrlose Männer (Kriegsheimkehrer) im Wüstendreß«, ihre Männer und Väter, die sie selig empfangen.

Wo wir vom Volke der Iraker schon nichts hören, so doch von seinen Frauen. Keine Zeitung versäumt es, beim gemißbilligten Einsatz »der eignen Soldatinnen« und ihrer Verursachung durch die Frauenbewegung darauf zu verweisen, daß solcher Unsinn ja auch noch für ein Volk geschehe, das seine Frauen in tiefster Benachteiligung halte. Noch ist umstritten, ob Frauen überhaupt ein Wahlrecht – etwa im befreiten Kuwait – haben oder nicht. Die Bilder der Zustimmung in unseren Köpfen – die verschleierte Frauen aus dem Islam – machen es notwendig, wenigstens Stimmen irakischer Frauen selbst hier zu dokumentieren.

»Krieg um Kuwait: Krieg um den Irak zu zerstören. Krieg für eine neue Weltordnung: Krieg für den Imperialismus der USA und die Vormachtstellung Israels. Krieg im Namen des Internationalen Rechts: Krieg um Öl. Wir arabischen Frauen/ Wir sind der Überzeugung, daß es nie zu spät ist,/ daß jeder Konflikt mit friedlichen Mitteln lösbar sein muß,/ daß, wenn es den Regierenden an Klugheit mangelt, es den Bevölkerungen nicht daran fehlen mußte,/ daß solche Kriege auch darum geführt werden, weil Frauen aus den Entscheidungsbereichen ausgeschlossen sind (...) Wir arabischen Frauen,/ verurteilen wir die Bombenteppiche auf die terrorisierten Zivilbevölkerungen,/ die Zerstörung der Wiege unserer Zivilisation,/ die Vernichtung der wissenschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Potentiale des Irak,/ die verabscheuungswürdige Bombardierung, die Schulen, Krankenhäuser und Heilige Stätten zerstört./ Verurteilen wir, daß die palästinensische Sache durch eine Politik, in der mit zwei Gewichten gewogen wird, an den Rand gedrängt wird,/ verurteilen wir die Rückkehr in die Barbarei, auch wenn sie elektronisch ist und hinter geschlossenen Türen stattfindet. Wir arabischen Frauen,/ sprechen wir denen, die sich 'Großmächte' nennen, das Recht ab, über Kriege zu entscheiden, /fordern wir

für die Bevölkerungen der Länder das Recht ein, ein Veto gegen den Krieg einzulegen! Fordern wir den sofortigen Stopp des Krieges, daß Hoffnungslosigkeit und Haß sich nicht ein für allemal in unserer Region einleben./ Fordern wir die sofortige Aufnahme einer internationalen Konferenz für Frieden und eine gerechte und ausgewogene Regelung für alle Konflikte im Nahen Osten, an erster Stelle das legitime Recht des palästinensischen Volkes auf einen unabhängigen Staat./ Fordern wir den sofortigen Stopp des Krieges für einen gerechten, würdevollen und andauernden Frieden.« (Presseerklärung der Internationalen Frauen-Initiative für Frieden im Golf, die am 10.1.1991 in Bagdad abgegeben wurde – entnommen *Antikriegszeitung* Nr. 1, 24.1.91)

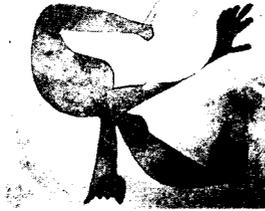
Aus der arabischen Kultur kommen die Märchen von den 1001 Nächten, die Scheherazade dem König erzählte, um ihn am immer weiteren Morden von Frauen zu hindern. Insofern ist die Idee, die Aktion einer Frauenwelturabstimmung zu Fragen des Krieges Scheherazade zu nennen, historisch bedeutsam. Aber müßten nicht die Frauen der Welt zudem ihre sozial konstruierte Harmlosigkeit als eigene Arbeitsteilung an allen Punkten aufgeben, Schwäche in Stärke verwandeln, sich überall einmischen, die Herausbildung von Männlichkeiten im herkömmlichen Sinn nicht mehr dulden oder gar befürworten durch eigenes Verhalten und Erwartungen und daran gehen, die Hohlformen wie Recht und Freiheit mit wirklichen Inhalten zu füllen? Immer noch befinden wir uns in der Vorgeschichte der Menschheit.

Seit 1945 wurden 150 Kriege geführt. In ihnen starben laut Unicef 60 Millionen Kinder. Täglich sterben 40 000 Kinder an den Folgen von Unterernährung in der »Dritten Welt«. Das Jahreshilfsprogramm von Unicef kostet so viel wie die Weltrüstungsausgaben in zehn Tagen. Wir erinnern, daß angeblich wesentlich Frauen und Kinder geschützt werden im Krieg. (Zahlen nach *Hamburger Abendblatt* vom 7.2.91)

Anmerkungen

- 1 Die vielen Eindrücke aus täglichem Fernsehen wurden für diese Analyse ergänzt um die Lektüre ganz unterschiedlicher Zeitungen und Zeitschriften. Illustrierte wie *Quick* und die Zeitschrift *EMMA* wurden in Einzelnummern ebenso herangezogen wie die großen Tageszeitungen – die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, die *Frankfurter Rundschau* und die *Welt*; hinzu kamen regionale Zeitungen wie das *Hamburger Abendblatt* und die *Hamburger Morgenpost* und die Boulevardblätter wie *Bild* und *BZ*. Insgesamt wurden etwa 150 Artikel studiert; einen Schwerpunkt bildeten die Artikel über die Soldatinnen. – Es sollte so eine Stichprobe gefunden werden, die den Presseumgang mit allen Schichten der Bevölkerung zeigen könnte.
- 2 Die *Welt* hat dieser Dimension der Gleichberechtigung eine kampagnenähnliche Artikelreihe gewidmet. Feministinnen wetteten gegen die Verbote, direkt in vorderster Front eingesetzt zu werden, behauptet Fritz Wirth in seinem im Eifer ganz verrückt genannten Artikel »Doch spätestens bei der Totenfeier endet die Gleichberechtigung«. Er behauptet, einige »Kritiker« nannten den Krieg schon jetzt »Krieg der Mütter«, womit auf die hohe Zahl alleinerziehender Mütter im Krieg (16 %) hingewiesen würde. Ihr Sterben sei weniger harmlos, da aus ihren Kindern auf diese Weise Vollwaisen würden. Der Kongreß sieht sich zu neuer Gesetzgebung veranlaßt: nur ein Elternteil dürfe an der Front dienen, der andere gehöre heimgeschickt. Und erst in diesem Kontext der umkämpften Gleichberechtigung in der US-Armee fällt dem Berichtersteller auf, daß den arabischen Frauen nur beschränkte Freiheit gewährt werde, ein Umstand, der die Soldatin wiederum unglaubwürdiger mache.

Feministische Erkundungen



Frigga Haug

Erinnerungsarbeit

Argument

Frigga Haug

Erinnerungsarbeit

ca. 250 Seiten, br., DM 22,-

Im vorliegenden Buch veröffentlichen wir die wichtigsten Texte (in überarbeiteter Form) von Frigga Haug aus 10 Jahren Erinnerungsarbeit. Einige von ihnen sind seit langem vergriffen; die meisten haben eine heftige Diskussion ausgelöst; sie sind in viele Sprachen übersetzt. Zwei Texte erscheinen erstmalig in deutscher Sprache. Alle Aufsätze haben einen praktischen Bezug, greifen in die Frauenbewegung ein. So sind sie Grundlage für Arbeitsgruppen wie Aufforderung zur Weiterarbeit.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Frauenbewegungen in der Welt, Band 3

Berichte u. a. aus Kanada, Australien, USA, Japan, Israel, Neuseeland

Autonome Frauenredaktion (Hg.)
Argument-Sonderband AS 176
ca. 200 Seiten, DM 18,50/15,50 für Studierende. Bei Subskription aller vier Bände je Band DM 13,50

Nach den ersten beiden Bänden *Westeuropa* und »*Dritte Welt*« berichten wir nun über die Frauenbewegungen in den *außereuropäischen kapitalistischen Ländern*. Der Vergleich der Beiträge zeigt einmal mehr, daß die Produktionsweise nicht das allein Bestimmende ist; Lebensweise, Religion, Kultur und Regierungsform weben mit am Netz der Frauenunterdrückung.



Renate Schneider

Diese Liebe ist im Kern Vernichtung

Zu Elfriede Jelinek

Für die Marxistin Elfriede Jelinek sind in der bürgerlichen Gesellschaft die Verhältnisse der Menschen untereinander und zur Natur immer Herrschafts- und Besitzverhältnisse. Sowohl die äußere Natur als auch die Sexualität (als Teil der menschlichen Natur) werden als Objekte beherrscht – die Trennung des Geistes vom Körper und die Trennung des Menschen von der Natur bilden die kulturellen Voraussetzungen dafür.

Jelinek betreibt die Entmythologisierung von Natur und Sexualität: Sie befreit die Objekte von dem »Natürlichkeitsschleim, der alles überzieht und verklebt« (Jelinek 1980, 56). Sie politisiert Sexualität, indem sie deren Verklärung und Ästhetisierung destruiert. Die darunter zum Vorschein kommenden Gewaltverhältnisse werden durch die Technik der satirischen Verfremdung und Zuspitzung von Realität sinnlich kenntlich gemacht; durch Montage und Verzerrung, ja regelrechte Sprachzertrümmerung, wird besonders die Gewalt in der Sprache selbst bloßgelegt. Elfriede Jelineks Romanfiguren sind »Typenträger« mit »starker Künstlichkeit«, keine psychologischen Figuren. Sie konstruiert sie aus klassen- und geschlechtsspezifisch verorteten Bewußtseinsmomenten und Verhaltensmerkmalen, und läßt sie vor dem Hintergrund entfremdeter kapitalistischer Gesellschaftlichkeit agieren.

Jelinek versucht, die strukturellen Widersprüche der modernen Gesellschaft zusammenzudenken und differenziert in ihrer Literatur zu verarbeiten. In ihrem Roman »Die Klavierspielerin« konstruiert sie den Zusammenhang von Kontrolle und Unterwerfung; das Wechselverhältnis von Sexualität und Macht, von Gewalt und Autorität, von Ökonomie und Liebe. Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf den zweiten Teil dieses Romans, in dessen Zentrum die Geschlechterbeziehung von Erika Kohut und Walter Klemmer steht. Eine ausführliche Einlassung auf den sozialökonomischen Gehalt des Romans, insbesondere auf die von Jelinek präzise herausgearbeitete Verortung der Figuren im Wiener Mittelschichtsmilieu, kann hier nicht erfolgen.*

Die Klavierlehrerin Erika Kohut, eine Frau, Mitte dreißig, sollte eigentlich eine berühmte Pianistin werden. Das zumindest sahen die ehrgeizigen Aufstiegsphantasien ihrer Mutter vor, die dazu führten, daß sie Erika von klein an zurichtete: sie in ein herrschsüchtiges System von Anordnungen, Belehrungen und Kontrollen einerseits, und in eine wohlige Brutkastenatmosphäre andererseits einschloß – isoliert von allen 'normalen' sozialen Kontakten. Für Erika hat es nicht zur Solistin gereicht, sondern nur zu einer Anstellung mit Professorentitel am Konservatorium der Stadt Wien und zu einem bescheidenen Einkommen für sich und die Mutter.

* Alle im Text nur mit Seitenzahl nachgewiesenen Zitate sind aus Elfriede Jelinek: Die Klavierspielerin, Reinbek bei Hamburg 1986.

Dem von der Mutter aufgebauten Herrschaftssystem unterworfen, geht Erika Kohut mechanisch ihrer Tätigkeit im Schulbetrieb nach. Sie agiert in der Funktion der Lehrenden einen erheblichen Teil ihrer Aggressionen aus und organisiert in den geringen Zeiträumen, in denen der mütterliche Einfluß gebannt bleibt, Material für ihre Imaginationen: Sie kauft Kleider, nur zum Anschauen. Sie durchstreift als Spannerin im Dunkeln die Praterwiesen und besucht Peep-Shows. Im häuslichen Bereich ermöglicht der Fernseher ein Leben aus sicherer Distanz: Sie ist ihrem Körper wie dem Leben total entfremdet. Die verschiedenen Bereiche ihres Lebenszusammenhangs sind jeweils fremdbestimmt und voneinander getrennt. Erika gelingt es nur mühevoll, sie in einer Balance zu halten. Alles gerät aus diesem Gleichgewicht, als sich der sportlich männliche Ehrgeiz ihres Schülers Walter Klemmer auf sie als Frau in überlegener Position konzentriert. Der zehn Jahre jüngere Technikstudent wird zum völlig ungeeigneten Objekt ihrer unterdrückten Begierden. Von einer zwanghaften 'Liebesprobe' erhofft sich Erika eine Lösung der Widersprüche, die ihr Leben bestimmen. Diese gehen aber vollständig in diesen Versuch mit ein und wirken verheerend, und Erika Kohut fällt, kaum daß sie sie verlassen hat, in ihre umhegte Isolation zurück.

Autorität und Unterwerfung: Die Mutter als Vaterinstanz

Erika Kohut wird von frühester Kindheit an ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen entfremdet, sie wird mit weitreichenden Folgen für ihr Leben einem fremden Willen unterworfen und funktionalisiert. Das Verbrechen geschieht aber innerhalb der Räume größtmöglich denkbarer Privatheit, nämlich denen der Liebe. Tatort ist die Familie, die aber nur scheinbar von den sozioökonomischen Zwängen der Gesellschaft abgekoppelt ist.

»Das Kind ist der Abgott seiner Mutter, welche dem Kind dafür nur geringe Gebühr abverlangt: sein Leben. Die Mutter will das Kinderleben selbst auswerten dürfen.« (28)

Mit einem Klischee über Mutterliebe beginnt Jelinik den Satz. Göttliches klingt an, Anbetung – entrückt und übersteigert erscheint das Mutter/Kind-Verhältnis als absolut und Einzigartiges. Jelinek schafft dann einen Übergang und den ersten Bruch, indem auf die »geringe Gebühr« hingewiesen wird, die das Kind zu entrichten hat.

Wenn man das Klischee ernst nähme, wäre es ein Sakrileg, von dem Kind in irgendeiner Weise Gegenleistungen zu verlangen. In der bürgerlichen Gesellschaft ist es aber üblich, daß Klischees nicht ernst genommen werden und darum spiegelt der Satz bis zu dieser Stelle immer noch den bürgerlichen Mütterlichkeitsdiskurs, in dem beides enthalten ist:

- Das Kind ist der Abgott der Mutter, Selbstlosigkeit und Hingabe charakterisieren das einseitige Verhältnis. Und
- die Mutter kann vom Kind auch etwas verlangen: Kindesliebe, Gehorsam, Wohlverhalten, Dank.

Das Wort »Gebühr« kennzeichnet in diesem Tauschverhältnis eine recht geringe Entrichtung, für eine Dienstleistung beispielsweise, man denkt an Porto oder Rundfunkgebühr. Es steht im krassen Widerspruch zu »Abgott« – eine Dissonanz

entsteht. Nach dem Doppelpunkt detoniert der Sprengsatz, den Jelinek gelegt hat: »sein Leben« ist eine doppelte Negation, des Begriffes »Gebühr« wie des Begriffes »Abgott«. Sie dreht die Mutter/Kind-Beziehung heraus aus dem Klischee in ein wirkliches soziales Verhältnis: Die Mutter verlangt die totale Verfügung über das Kind. Sie will auch noch mehr als einen Tausch von Gefühlen und Verhaltensweisen, sie will den totalen Zugriff auf das Kind, es als Besitz, das heißt: ökonomisch auswerten. Jelinek stellt somit Mütterlichkeit in den Funktionszusammenhang der bürgerlichen Gesellschaft: Erika bzw. ihre musikalischen Fähigkeiten werden als 'Kapital' verstanden, mit dem sich eine selbständige Existenz aufbauen läßt. Jelinek will aber damit nicht den Müttern die Schuld am Leid der Welt zuschieben und ist auch weit davon entfernt, ein besonderes Schreckensszenario schreibend aufzuführen. Sie interessiert sich nicht zuletzt für die Autoritätsproblematik, gerade im kleinbürgerlichen Milieu, und seziert in diesem Zusammenhang die geheiligten familiären Gefilde.

Jelinek geht hierbei aber in zweifache Opposition zu Freud: Erika internalisiert äußeren Zwang in einer Weise, die von Sigmund Freud im Zusammenhang mit der Analyse des ödipalen Konflikts als Identifikation bezeichnet wird. Jelinek widerspricht seinem phallischen Modell, das von der frühkindlichen Situation abgeleitet ist und vereinsseitig männliche Sexualität und männlichen Sozialcharakter als Norm setzt. Sie ignoriert die klassische Vater/Sohn-Beziehung und stellt eine Mutter/Tochter-Beziehung ins Zentrum der Gesamtbetrachtung. Die Mutter tritt zwar im eigentlichen Sinne an (Gott-)Vaterstelle, bleibt aber durchaus das, was sie ist, nämlich Frau.

»Als sie dann den aus ihrem Leib hervorschießenden Lehmklumpen betrachtete, ging sie sofort daran, ohne Rücksicht ihn zurechtzuhalten, um Reinheit und Feinheit zu erhalten. Dort ein Stück weg und dort auch noch.« (25)

Die Mutter als Gott, der aus einem Lehmklumpen ein Wesen nach seinem Bild schafft: Ein männlicher Schöpfungsakt. Und doch auch nicht: Frauen verinnerlichen zwar Normen und Gesetze patriarchalischer Herrschaftsausübung, verbleiben aber trotzdem innerhalb ihrer Strukturen. Das dramatische Autoritätsverhältnis ist eindeutig geschlechtsspezifisch geprägt, eine phallische Anmaßung der Mutter, die aber im weiteren nach typisch weiblichem Muster verfährt. In Erika wütet schließlich ein mächtiges Über-Ich – es stabilisiert sich aber kein Ich, das sich erfolgreich gegen Triebtendenzen mit den Mechanismen der Verdrängung oder Sublimierung wehren könnte. Der gesamte Text ist ein Hohn auf die These der Sublimierung des Eros durch die Kunst. Die Identifikation setzt starke Zerstörungs- und Selbstzerstörungspotentiale in Bewegung und bewirkt eine Persönlichkeitsspaltung mit erheblicher Resistenz. Die zweite Opposition zu Freud äußert sich darin, daß Jelinek den Autoritätskonflikt nicht vor einem quasi 'natürlichen' Hintergrund gesehen haben will. Sie arbeitet heraus, daß Anpassung, Unterwerfung und Identifikation nicht biologisch begründet, sondern sozialen Tatsachen geschuldet sind. Es geht ihr nicht um den Unterwerfungsakt unter die Mutter, sondern um die gesellschaftlichen Verhältnisse, die in ihrem klassenspezifischen Ausdruck in der Person der Mutter transparent werden. Der massive Autoritätskonflikt mit einer Bezugsperson, von der das Kind

in extremster Weise abhängig ist, führt zu seelischer wie körperlicher Deformation und zu einem Lebensmuster, das eine tagtägliche Gratwanderung zwischen Unterwerfung einerseits und Herrschaftsanspruch andererseits diktiert. Die Dressur erzwingt Triebverzicht und verformt Wünsche und Bedürfnisse in einem frühen Stadium. Die soziale Anpassung gelingt nur, wenn neben der Identifikation mit der Autoritätsperson auch ein Lustgewinn an Gehorsam und Unterordnung erreicht werden kann.

Geschlechterbeziehung als Hoffnung auf Erlösung

»Fühllos und keinem zum Fühlen preisgegeben.« (37)

Erika sind von frühester Kindheit an lustvolle Empfindungen ausgetrieben worden. Sonne auf der Haut, kindliches Tollen, der Minirock – alles war immer im Vorfeld unterbunden worden. Erika, die alle sinnlichen Regungen zugunsten des Übens unterdrücken mußte, kann sie nicht mehr spüren. Der Unterdrückung ihrer Sexualität war dabei immer eine besondere Bedeutung beigemessen worden, denn ein Mann hätte die mütterlichen Pläne aufs Empfindlichste durchkreuzt.

»Erika ist ein kompaktes Gerät in Menschenform. Die Natur scheint keine Öffnung in ihr gelassen zu haben. Erika hat ein Gefühl von massivem Holz dort, wo der Zimmermann bei der echten Frau ein Loch gelassen hat.« (53)

Ihren aufquellenden Wünschen versucht Erika zu begegnen, indem sie heimlich Peep-shows besucht und Paare auf den Praterwiesen beobachtet. Die sichere Distanz der Voyeurin verschafft ihr das Gefühl der Kontrolle über die Situation. Ungeübt im Fühlen der eigenen Regungen und ungeübt im Umgang mit denen anderer, kann sie sich auf nichts einlassen. Sie hat aber den dringenden Wunsch, Körperlichkeit zu spüren und die Grenzen der extremen Verhärtungen zu sprengen.

»Wenn kein Mensch zu Hause ist, schneidet sie sich absichtlich in ihr eigenes Fleisch ... Sie setzt sich mit gespreizten Beinen vor die Vergrößerungsseite des Rasierspiegels und vollzieht einen Schnitt, der die Öffnung vergrößern soll, die als Tür in ihren Leib hineinführt ... Sie ist sich selbst ganz ausgesetzt, was immer noch besser ist, als anderen ausgesetzt zu sein ... Es war ihr eigener Körper, doch er ist ihr fürchterlich fremd.« (88f.)

Erikas verschlossene Sexualität macht sie unfähig zum sexuellen Verhältnis mit anderen. Ihr Wunsch nach Grenzüberschreitung bewegt sich auf zwei Ebenen. Auf der einen versucht Erika, Bedürfnissen aus gesicherter Distanz beizukommen. Sie übernimmt den männlichen Blick auf den weiblichen Körper, aber die Befriedigung des männlichen Voyeurs bleibt ihr versagt.

»Erika, die zuschaut ohne anzusteifen. Erika hat keine Empfindungen und keine Gelegenheit, sich zu lieblosen. Die Mutter schläft im Nebenbett und achtet auf Erikas Hände. Diese Hände sollen üben, sie sollen nicht wie die Ameisen unter die Decke huschen und dort an das Marmeladenglas fahren.« (54)

Auf der zweiten Ebene geht es um die eigene Körperlichkeit. Unter dem Druck ungelebter Sexualität mit anderen ist Erika selbst der naheliegende Ausweg der Autoerotik versperrt. Die Vehemenz, mit der die Mutter diese verhindert, zeigt

wieder die Verknüpfung mit der ökonomischen Sphäre, denn: »Diese Hände sollen üben ...«

Jelinek zerstört im Roman den Mythos, daß Frauen in der Gesellschaft selbstverständlich Männerpositionen einnehmen können. Einerseits sind in der Logik der Kapitalverwertung qualitative Differenzen aufgehoben. Menschen werden auf ihre Arbeitskraft reduziert und sind Träger bestimmter Funktionen. Welcher Mensch an der Arbeitskraft hängt, ist dabei gleichgültig: ob es ein männlicher oder weiblicher ist, ob er in Hamburg oder Izmir geboren wurde. Andererseits ist aber die Kapitallogik nicht allein ausschlaggebend für die sozialen Beziehungen. Erika Kohut nimmt die ErnährerInnenposition nicht nur als Erwachsene ein, sie wird von Kind an darauf getrimmt. Sie wird einerseits wie ein Junge behandelt, und zwar nicht nur in bezug auf die formale Ausbildung für eine bestimmte Berufskarriere, sondern bis in die intimsten Verästelungen des Lebensalltags hinein (Masturbation wird mit einer Rigidität unterdrückt, wie es nur gegenüber Jungen üblich ist/war). Andererseits wird kein Moment vergessen, daß sie ein Mädchen ist (und später Frau).

Jelinek geht von konkreten gesellschaftlichen Tatsachen aus. Für Erika gilt ein doppelter Anspruch: Sie soll eine männliche Position einnehmen und Frau bleiben – beiden Geschlechterrollen gerecht werden, wodurch sie die Repressionen aus beiden Rollenansprüchen zu erleiden hat. Hierin ist Erikas Deformierung ursächlich begründet, sie ist in keiner Rolle bei sich.

Noch einmal zurück zum Ausgangspunkt: »Ihr Hobby ist das Schneiden am eigenen Körper.« (88)

Erika macht sich selbst zum Opfer von Handlungen, die sich auf Körperlichkeit beziehen. Sie führt eine männliche Handlung am eigenen Körper aus, indem sie (mit einer Klinge) in diesen eindringt. Aber auch hier – wie bei Erikas Voyeurismus – 'funktioniert' das Fühlen nicht. – Bei einer Triebtat gibt es Opfer und Täter, und die Gefühle sind aufgeteilt: Lust und Macht auf seiten des Täters, Schmerz und Erniedrigung auf seiten des Opfers. Bei Erika Kohut doppelt sich das, sie ist Subjekt und Objekt der Tat, aber sie spürt weder die einen noch die anderen Gefühle. Erika übernimmt die männliche Perspektive auf der Suche nach Lustgewinn und will gleichzeitig auf diese Weise Sexualität kontrollieren und die eigene 'Preisgabe' an andere verhindern. Sie bleibt sich jedoch fremd. Sie will sich den weiblichen Körper erschließen, indem sie den Vorgaben von männlich definierter Sexualität folgt. Daraus kann aber nur der Mann Genuß ziehen, nicht die Frau (vgl. Luce Irigaray 1987, 17ff.).

Erster »Liebesversuch«:

Dominanzanspruch und kontrollierte Unterwerfung

Walter Klemmer ist der Schüler von Erika Kohut, zehn Jahre jünger als sie. Sein »Gesicht ist spiegelglatt, unberührt« (116).

Es gibt zwei Konstanten in Klemmers Welt. Er ist Technik-Student, orientiert auf eine Karriere im unteren/mittleren Management. Das Studium ist für ihn der zentrale Lebensbereich. Prozesse von Herrschaft und Kontrolle werden in bezug auf die spätere Berufstätigkeit eingeübt; seine Handlungen beziehen sich auf

Menschen und Dinge als zu beherrschende Objekte. In zweiter Linie ist er Sportler. Im Sport bezieht er sich nicht auf andere, sondern auf sich selbst, auf seine Körperlichkeit. Das Wildwasser-Paddeln ist Kompensation für die Ausschaltung des Körperlichen in seinem zentralen Lebensbereich. Trotzdem bilden beide Bereiche auch eine Einheit, sie sind zusammengenommen konstituierend für seine Männlichkeit. Das findet eine Entsprechung im Empfinden, beide sind libidinös besetzt. Mit der Musik verhält es sich anders. Klavierunterricht ist für ihn nur Mittel, das ihm in einer musikbegeisterten Stadt wie Wien den sozialen Aufstieg erleichtern soll.

Erika Kohut ist für Klemmer eine Provokation. Er trifft auf sie in einem Bereich, den er nicht kontrolliert und in dem er Anfänger ist, es entsteht in der Geschlechterbeziehung für ihn eine reizvolle Schüler/Lehrerin-Konstellation. Ein weiterer Aspekt der Provokation ist die Persönlichkeitsstruktur der Lehrerin: Erika übt ihre Funktion in besonderer Weise aus, indem sie ihre Dominanz exzessiv ausspielt. Musik ist die Welt, zu der Erika den Zugang hat und andere nicht. Das gibt sie jedem und auch Klemmer zu verstehen.

Für Klemmer ist diese Welt ebenso wie Erika Kohut selbst unbedeutend. Trotzdem wird er aktiv und 'investiert' viel in seine Versuche, die Lehrerin zu 'erobern'. Im Rahmen des Klemmerschen Kosten-Nutzen-Kalküls erscheinen diese Handlungen zunächst irrational, weil das zu erobernde Objekt für ihn relativ »wertlos« ist. Sie werden nur dadurch erklärlich und im Kosmos der Klemmerschen Strategien rational, wenn sie als Antworten auf die Provokation gedeutet werden, die von Erika Kohut ausgeht: Er will die auf einer höheren Stufe der sozialen Hierarchie etablierte Lehrerin unterwerfen und damit auch den Lebensbereich kontrollieren, den sie repräsentiert.

»Die Freuden der Liebe wird sie genießen, warte nur! Walter Klemmer fährt im Sommer und schon im Frühjahr auf Wildwassern Paddelboot, sogar Tore umrundet er dabei. Er bezwingt ein Element, und Erika Kohut, seine Lehrerin wird er auch noch unterwerfen.« (67)

Die erste körperliche Begegnung findet auf einem Schülerklo statt, wohin Klemmer Erika gefolgt ist. Sie provoziert Klemmer zu einer sexuellen Attacke und weist ihn dann zurück. Im Laufe dieses Geschehens erreicht sie ihrem Schüler gegenüber den Gipfel an Dominanz.

»Sie bedeutet ihm, damit aufzuhören, weil sie ihn sonst verläßt. Sie muß es etliche Male leise wiederholen, weil ihr plötzlich überlegener Wille nicht so leicht bis zu ihm und seiner rammeligen Wut durchdringt. Sein Kopf scheint vernebelt von zornigen Absichten. Er zögert. Fragt sich, ob er etwas falsch verstanden habe. In der Geschichte der Musik nicht und auch nirgendwo sonst wird der werbende Mann aus dem Geschehen einfach entlassen. Diese Frau – kein Funken Hingabe.« (179)

Erika verweigert Klemmer, was er will; sie entblößt ihn körperlich und psychisch. Bei dieser, wie den nachfolgenden Begegnungen werden von Erika die Regeln, die unausgehandelt zwischen den Geschlechtern gelten, verletzt, während sich Klemmer typisch, regelgerecht verhält. Für Klemmer ist Erika Kohut eine Affäre, sie ist am Rande seiner eigentlichen Welt angesiedelt. Sein Begehren ist begrenzt, alles ist für ihn, nicht nur zeitlich, kalkulierbar. Er verhält sich in diesem Rahmen angemessen und mit entsprechender Eroberungsstrategie.

Erika will etwas Entgegengesetztes. Sie schwankt zwischen Unterwerfung und

Herrschaftsambitionen. Bei der Begegnung auf dem Schülerklo weist sie ihn abrupt zurück:

»Die Lehrerin ist ruhig in den Boden gepflanzt. Sie weigert sich entschieden, sein Liebesorgan zu berühren. Der Liebesorgan tost noch schwach. Klemmer läßt nichts mehr von gegenseitigem Empfinden verlauten. Schmerzhaft verkleinert er sich.« (183)

Indem sie Dominanz demonstriert, unterstreicht sie das LehrerIn/Schüler-Verhältnis mit dem entsprechenden Reiz für Klemmer, das Dominanzverhältnis umzukehren. Die ursprüngliche Provokation wird modifiziert und mehrfach neu belebt.

»Klemmer sieht sich außerstande, diese Frau zu begehren, doch seit längerem wünscht er in sie einzudringen. Koste es, was es eben kostet, sicher Liebesworte. Erika liebt den jungen Mann und wartet auf Erlösung durch ihn. Sie gibt kein Anzeichen für Liebe von sich, damit sie nicht unterliegt. Erika möchte Schwäche zeigen, doch die Form ihrer Unterlegenheit selbst bestimmen. Sie hat alles aufgeschrieben.« (207)

Erika hat in einem ausführlichen Brief sadomasochistische Praktiken als Bedingung für die Fortsetzung der Beziehung zu Klemmer gefordert, doch dazu später. In der angeführten Textstelle wird die beiderseitige Perspektive in der Beziehung auf den Begriff gebracht. Zwei Dinge sind bemerkenswert. Zum einen stimmen die Perspektiven nicht überein, zum anderen sind die jeweiligen Perspektiven in sich widersprüchlich. Bei Klemmer geht es nicht mehr um Begehren, sondern nur noch um Penetration als Ausdruck seiner Ambition nach Macht und Kontrolle. Klemmers Machtmotiv hat sich gegenüber dem Sexuellen verselbständigt. »Koste es, was es eben kostet, sicher Liebesworte ...« bezieht sich auf Konventionen in der Geschlechterbeziehung. Klemmer ruht in seiner männlichen Position – es sei denn, sie wird von außen gestört. Er verhält sich regelhaft. Er weiß, daß die Perspektiven und Erwartungen unterschiedlich sind und daß für die Durchsetzung seines Interesses eine Anpassungsleistung erforderlich ist: er nimmt die vermuteten Anforderungen von Erika voraus und fabuliert »Liebesworte«.

Klemmer ist auf sich selbst orientiert, die Frau ist nur Mittel für seine Zwecke. Erika ist auf ihn orientiert, nicht auf die eigenen Bedürfnisse, sondern auf ihre Erwartung an ihn. Jelinek verwendet in diesem Zusammenhang Begriffe wie »Liebe« und »Erlösung«.

»Sein Instrument [Klemmers Geschlechtsorgan; R.S.] hat im Grunde nichts mit seinem übrigen Körper zu tun. Während die Liebe stets die ganze Frau ergreift. Die Frau hat den Drang, die Liebe ganz auszugeben und das Wechselgeld liegenzulassen.« (245)

Im konkreten Verhalten zeigt sich dann das Widersprüchliche: Klemmer liebt nicht, bringt aber Liebesworte. Erika Kohut 'liebt' und gibt kein Liebeszeichen von sich, weil sie nicht unterliegen will. Erika will Schwäche zeigen, auf Dominanz verzichten, sich verwundbar machen. Sie akzeptiert die Unterlegenheit in der Geschlechterbeziehung, will jedoch deren Form bestimmen.

»Erika gibt ihren Willen ab. Sie gibt diesen Willen, den bisher immer die Mutter besessen hat, jetzt wie einen Stab beim Stafettenlauf an Walter Klemmer weiter.« (208)

Erika kann sich die Geschlechterbeziehung nicht als Verhältnis von Gleichen vorstellen. Sie willigt in ihre Beherrschung ein und gibt sich der Illusion hin, daß

sie deren Gestaltung bestimmen könnte. Indem sie den Mann aber als Erlöser imaginiert, ist die Unterwerfung die logische Folge und die Bestimmung der Form ein hilfloser Versuch, ihre 'männliche Linie' weiter zu verfolgen. Aber auch hier macht sie das nicht in der üblichen Form eines romantischen Unterwerfungsrituals, sondern diktiert seitenlang extreme Vorgaben. Sie verunsichert Klemmer vollständig:

»Was will diese Frau von mir, befürchtet er. Hat er recht verstanden, daß er dadurch, daß er ihr Herr wird, ihrer niemals Herr werden kann?« (217)

Klemmer sieht realistisch, worum es geht, und sagt nein.

Weitere »Liebesversuche« – Vergewaltigung

»In der Phantasie von der erotischen Unterwerfung drückt sich der Wunsch nach Unabhängigkeit und gleichzeitiger Anerkennung durch den andern aus.« Jessica Benjamin (1989, 511) stellt die These auf, daß die individualistische Überbetonung strenger Grenzen zwischen dem eigenen Selbst und anderen ein Gefühl von Unwirklichkeit und Isolation fördert. Mit Hilfe von kontrollierter, ritualisierter Gewalt soll in der erotischen Phantasie ein starres Gehäuse gesprengt, das Durchbrechen des Getrenntseins vom anderen erreicht werden. Der Schmerz ist das Mittel; die Kontrolliertheit wird von beiden Teilen erlebt, da sich der masochistische Teil mit dem die Gewalt ausführenden Teil identifiziert. Benjamin betont, daß diese Phantasie als Verheißung der Entgrenzung, jedoch selten als Realisierungswunsch gemeint ist.

Es kommt zu einer erneuten 'Liebesszene' in der Abstellkammer der Schule, in der Erika unterrichtet. Erika gibt nun unvermittelt ihre Dominanzposition vollständig auf. Alle ihre Haltungen widersprechen dem, was Klemmer als übliches weibliches Verhalten kennt und erwartet:

»Als Liebeslawine rast sie auf ihn zu.« (243)

Erikas totale Unterwerfung und unverhüllte Begierde verunsichern und bedrohen Klemmer, führen zur Impotenz.

»Ihr Musikwissen stellt sie über ihn und, unter ihm vergehend, ekelt sie ihn mehr an, als er sagen kann. Sie macht sich klein vor seinem Schwanz, der seinerseits klein bleibt.« (245)

Erika Kohut ist nicht in der Lage, den weiblichen Unterwerfungsakt nach den Normen eines männlich dominierten Geschlechterverhältnisses zu gestalten, ihn so auszubalancieren, daß beide Teile das Gesicht wahren können. Klemmer fühlt sich als Versager, wofür er Erika verantwortlich macht. Die Provokation, die als besonderer Reiz gewirkt hatte, schlägt um in Haß und Gewalttätigkeit.

»In seinen Eingeweiden ein schwebender Ballon von Gewalt.« (259)

Es kommt zu einer dritten Begegnung, in der sich männliche Frustration gewalttätig entlädt. Klemmer schlägt Erika Kohut brutal zusammen und vergewaltigt sie.

»Er sagt zu Erika: damit das gleich klar ist. Nichts Schlimmeres, als eine Frau, welche die Schöpfung neu schreiben will.« (265)

Es kommt in dieser Szene zu einer Umkehr im Verhalten beider. Erika hatte in den bisherigen Begegnungen entweder übermäßig ihre Dominanz betont oder

sich extrem gedemütigt, was Klemmer beides, allerdings in unterschiedlicher Weise, irritierte. Bei der letzten Begegnung verhält sie sich anfangs, und das ist die Umkehrung, normgerecht ('typisch weiblich'): Sie empfängt Klemmer in absoluter Realitätsverkennung voller Glücksgefühl, begegnet den ersten Schlägen mit Entgegenkommen.

»Sogar eine Entschuldigung bringt sie in den Klauen an, legt sie dem Mann als Beute, noch bluttriefend, vor die Füße.« (266)

Erika reagiert nicht aggressiv, sondern sucht auf den verschiedensten Ebenen nach Verständigung. Sie hat Dominanz vollkommen aufgegeben und die totale Unterwerfung auch. Der Brief war Ausdruck von Imaginationen:

»Den Schmerz möchte sie aus dem Repertoire von Liebesgesten gestrichen sehen. Jetzt fühlt sie es am eigenen Leibe und erbittet sich, wieder zur Normalausführung der Liebe zurückkehren zu dürfen.« (269)

Jelinek zieht hier eine Parallele zu der Szene, wo Klemmer Liebesworte einsetzt, ohne zu lieben, und Erika 'liebt', aber kein Anzeichen dafür von sich gibt. Die Umkehr in Klemmers Haltung vollzieht sich, indem er, der sich durchgängig nach Regeln verhalten hat, diese Ebene jetzt verläßt. Erika hatte Gewalt gegen sich in Verbindung mit Sexualität imaginiert; Klemmer hatte die Vorstellung entrüstet als 'krank' abgelehnt – und schlägt jetzt zu. Bei ihm hat sich eine Entwicklung vollzogen: Sexuelles Begehren und Machtambition sind immer mehr auseinandergetreten. Er wird sich bewußt, daß sein eigentliches Motiv nur sexuell ummäntelt gewesen ist.

»Endlich die Wohltaten von Haß werden Klemmer gespendet, er ist bezaubert; die Wirklichkeit klärt sich ihm auf wie ein verhangener später Sommertag. Nur aus Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst konnte er diesen wunderbaren Haß so lange mit Liebe bemänteln.« (268f.)

In Klemmer artikuliert sich ein Vernichtungswille, der sich auf Erika konzentriert, aber über sie hinausgeht.

»Erika krümmt sich ein wenig blutend embryonal zusammen, und das Zerstörungswerk schreitet fort. In Erika erwachsen dem Mann nun viele andere, die er immer schon zu beseitigen wünschte.« (271)

Jelinek konstruiert die Vergewaltigungsszene, indem sie verschiedene Ebenen in Klemmers Haltung als absolut voneinander verselbständigt vorführt. Erstens wird von Klemmer Haß lustvoll erlebt. Zweitens besteht er im physiologischen Sinn auf Triebabfuhr – nackte biologische Triebhaftigkeit kommt zum Tragen (trotz sexuellem Widerwillen gegen Erika). Drittens gibt es die sportliche Ebene, wo er persönliche Bestleistung erbringen will und seine entfremdete Körperlichkeit maschinenhaft funktioniert. Als vierte gibt es schließlich noch die Ebene 'Liebe'. Gewalt und 'Liebe' sind beides Aspekte von Macht in der Totalität der Geschlechterbeziehung, bei der es um ein Verhältnis von Ungleichheit geht. Gewalt wird hier von Jelinek in zugespitzter Form als körperliche Gewalt dargestellt; mitgemeint sind alle anderen Formen von Gewalt – besonders auch die psychische –, mit denen der Mann die Frau beherrscht. Bei der 'Liebe' geht es darum, daß der Mann wünscht, daß das, was er erzwingt, von der Frau aus freien Stücken erbracht wird. Er macht sie zum Objekt und erwartet von ihr gleichzeitig, daß sie sich als liebendes Subjekt verhält. Dahinter steckt, daß der Mann das

Gewaltverhältnis nicht als solches sehen will, das heißt, er will 'geliebt' werden. Normalerweise würde die Frau ihre Reaktion auf seine Gewalt zurückspiegeln, der Mann will sich aber in seiner ganzen 'Größe' in der Frau anschauen können.

»Die Frau gibt sich nicht mit frohem Willen, doch der Mann Klemmer erwünscht es sich von ihr aus freien Stücken. Er hat es nicht nötig, eine Frau zu zwingen. Er schreit sie an, sie solle ihn freudig aufnehmen! Er sieht das unbewegte Gesicht, dem seine Anwesenheit keinen Stempel als den des Schmerzes aufdrückt. Soll das heißen, daß ich genauso gut gehen könnte, fragt Klemmer unter Schlägen.« (275)

Klemmer führt als Vergewaltiger sich und der Frau auf spezifische Weise die auch sonst überall herrschende Ordnung der Geschlechterverhältnisse vor: »Der Mann verschafft sich die Erfahrung, Macht gegenüber einer Frau zu spüren, zu sehen, auszuprobieren, auszukosten – über sein kardinales Männlichkeits- und Macht-Symbol, seine Sexualität. Er verschafft sich selbst den Machterweis, indem er – mit Körperkraft und zumeist strammem Penis – der Frau den Ohnmachtserweis erteilt und ihre Unterwerfung erzwingt.« (Thürmer-Rohr 1989, 25) Klemmer verhält sich danach wieder bruchlos konventionell, gibt ein paar Ratschläge, macht ein paar Versprechungen, die er nicht einhalten wird, und hat es plötzlich eilig.

»Hätte er jetzt eine einzelne rote Rose, schenkte er sie Erika glatt.« (276)

Zurück zu Erika: In allen Geschlechterbegegnungen funktioniert sie nicht nach den Normen: in keiner der Begegnungen entspricht sie den Anforderungen von Klemmer, das gilt letztendlich auch für die letzte Begegnung. Diese geht sie ein auf der Basis von 'Normalität', dann verweigert sie Klemmer aber wieder den 'Liebesbeweis' – sie spiegelt nicht seine Größe. Das kann nicht als Widerständigkeit interpretiert werden, denn es geschieht nicht bewußt. Es bleibt aber immer eine Provokation. Dadurch, daß sie nicht funktioniert in diesem Bereich, wehrt sie dem Mann die Erfüllung der jeweiligen Ansprüche.

Erika Kohuts totale Zerrissenheit gründet in ihrem sozialen Lebenszusammenhang. Sie hat einen 'männlichen' Zugriff aufs Leben, aber nicht die männlichen Möglichkeiten in ihrer Gesamtheit. Sie ist andererseits nicht in der Lage, den anerkannten Normen von Weiblichkeit zu entsprechen. Jelinek faßt diese Zerrissenheit am Ende des Romans zusammen. Am Tag nach der gewaltsamen Begegnung bricht Erika mit einem Messer auf zu Klemmer.

»Die Tochter weiß noch nicht, ob sie einen Mord begehen wird oder sich dem Mann lieber küssend zu Füßen werfen.« (279)

Sie sieht ihn aus einiger Entfernung ausgelassen mit StudentInnen vor der Technischen Universität und fügt sich selber eine Stichverletzung zu. Danach geht sie nach Hause.

»Die Frau dreht den Hals sehr weit zur Seite und bleckt das Gebiß wie ein krankes Pferd. Keiner legt eine Hand an sie, keiner nimmt etwas von ihr ab.« (283)

Die Autorin konstruiert in ihrem Roman Figuren als 'Typenträger' einer entfremdeten Existenz, die in ihrer Zurichtung hermetisch abgeschlossenen Strukturen unterworfen sind (und sich ihnen beständig aufs neue unterwerfen), aus denen keine Wege zu führen scheinen. Sie zeigt ihre Figuren nicht als autonome Individuen, sondern als Produkte undurchschaubarer gesellschaftlicher Verhältnisse.

Sie ironisiert und demaskiert das illusionäre Selbstverständnis dieser Personen – und doch wird eine Gestalt wie Erika Kohut von ihr nicht denunziert. Das bestürzende Schlußbild zeigt, daß die Charakterisierung der Jelinekschen Schreibweise als 'kalt und unbarmherzig' nicht zutreffend ist (vgl. Gürtler 1987, 50f.). Es gibt keinen Ansatz zum Aufbruch, es klingt keine Utopie an, und doch ist Elfriede Jelineks Schreiben zutiefst aufrührerisch. Sie gestaltet keinen Weg und keine Perspektive im Roman, aber im Verhältnis von LeserIn und Buch gerät etwas in Bewegung. Durch ihre Technik der Zertrümmerung von Bildern macht sie Situationen in aller Schärfe kenntlich. Jelinek verhindert bewußt Identifikation und führt auf eine Ebene von Erkenntnis, wo Veränderung zum Gebot wird: es entsteht »Mitleid im Sinne einer aufklärerischen, parteilichen Wut« (Jelinek, zit. n. Brüggmann 1986, 172).

Literaturverzeichnis

- Benjamin, Jessica, 1989: Herrschaft – Knechtschaft: Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung. In: List, E., und H. Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt/M.
- Brüggmann, Margret, 1986: Amazonas der Literatur. In: Minis, C., und A. Quak (Hrsg.): Studien zur deutschsprachigen Frauenliteratur der 70er Jahre. Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur, Amsterdam
- Gürtler, Christa, 1987: Der böse Blick der Elfriede Jelinek. Dürfen Frauen so schreiben? In: B. Mazohl-Wallnig (Hrsg.): Frauenbilder, Frauenrollen, Frauenforschung. Wien, Salzburg
- Irigaray, Luce, 1987: Eine andere Kunst des Genießens. In: dies., Zur Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge. Wien
- Jelinek, Elfriede, 1980: Die endlose Unschuldigkeit. München
- dies., 1986: Die Klavierspielerin. Reinbek
- Schmölzer, Hilde, 1982: Elfriede Jelinek: Ich funktioniere nur im Beschreiben von Wut. In: Frauen sein und schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst. Wien
- Thürmer-Rohr, Christina, 1989: Frauen in Gewaltverhältnissen. In: Studienschwerpunkt 'Frauenforschung' am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin (Hrsg.): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin

Feministische Erkundungen



F. HAUG / K. HAUSER (HG.)
DIE ANDERE ANGST

FRAUENFORMEN

Die andere Angst

F. Haug/K. Hauser (Hg.)

Argument Sonderband AS 184

Angst vor der Dunkelheit, Angst vor Höhen und Tiefen, vor Geschwindigkeit. Später Angst vor Öffentlichkeit, vor Fremdheit, vor Veränderung. Angst, vor der geflohen, Zuflucht gesucht, ein Heim gefunden wird. So begleitet Angst zweckmäßig den Frauenweg in die geschützten Räume und hindert zugleich, Plätze einzunehmen, die es zur Wendung bräuchte.

Das Aufschreiben von Angsterfahrungen (Angst im Dunkeln, Angst, daß es herauskommt, Angst, aus dem Haus zu gehen) war die Grundlage eines Frauenforschungsprojekts zum Thema Angst, das mit diesem Buch abgeschlossen und vorgestellt wird.

Sandra Harding

Feministische Wissenschaftstheorie



Zum Verhältnis
von Wissenschaft
und sozialem
Geschlecht

Argument

Sandra Harding

Feministische Wissen- schaftstheorie

Zum Verhältnis von Wissenschaft
und sozialem Geschlecht

ca. 300 Seiten, br., DM 34,—

Sandra Harding nimmt sich eines Themas an, das hierzulande erst in Ansätzen diskutiert wird: Sie stellt die Frage nach den Perspektiven des Feminismus in Wissenschaft und Wissenschaftstheorie. Welche emanzipatorischen Ansätze gibt es hier, wo liegen ihre Schwierigkeiten, wie kann feministische Theorie für die Veränderung von Forschungspraxis und Wissenschaftsbetrieb eingreifend tätig werden?

Argument

Buntzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Kornelia Hauser

Weiblicher Teiresias oder trojanisches Pferd im Patriarchat? Geschlechtertausch bei Christa Wolf und Irmtraud Morgner

»Das Geheimnis ihres Lebens, so erkannte sie, war nicht mehr in ihrem Körper verborgen, sondern steckte in dem Entwicklungsprozeß.«
(John Berger, G., 1990)

Literatur in der DDR hielt mehrere strategische Positionen inne: das Fehlen einer zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit begünstigte die Bedingungen für eine literarische Widerspruchskultur, die sowohl informellen Charakter trug als auch Bewegungsförmigkeit von gesellschaftlichen Diskussionen war. Literatur in der DDR war auch ein besonderes Dazwischen: Zwischen Massenkommunikationsmitteln¹ und zunehmend arbeitsteiliger wirkender Wissenschaften. Sie übernahm Aufgaben, wie sie in anderen Verhältnissen Sozialwissenschaften zukommen, sie mußte (oder konnte) an der theoretischen Selbstverständigung ihrer Gesellschaft mitarbeiten, da die dafür abgespaltene Institution u.a. zu entfernt von den gesellschaftlichen Konflikten existierte. »Weil jeder Gedanke sofort Macht gewinnen kann, nimmt die Macht das Denken unter Aufsicht.« (W.F. Haug 1987, 195)² Die Dialektik diktiert uns den Widerspruch: hoffnungsvoll ist, daß Denken eingreifend wirken kann in einer Gesellschaftsformation, niederschmetternd bleibt, daß bei Erstarrung der Form die Inhalte zensiert und unterdrückt werden, weil sie vielleicht die Form verändern (könnten). Einige DDR-AutorInnen waren in der Selbstbestimmung von Literatur unbescheiden: Sie verbanden die Freiheit zu produzieren, mit der Freiheit, in gesellschaftliche Verhältnisse einzugreifen; sie reflektierten Möglichkeiten, auf »menschliche Weise zu existieren«, wie Christa Wolf formulierte. Für diese SchriftstellerInnen hatte Literatur die Aufgabe, das »Noch-Nicht« im Jetzt herauszuarbeiten, sie sollte ein Mittel sein, Zukunft in die Gegenwart hineinzuschieben. Sie sollte sagen, was sonst niemand wagte; nur so ist die Erleichterung im Oktober und November 1989 z.B. von Gerti Tetzner zu verstehen, die schrieb: »Und was für ein befreiendes Gefühl, daß keine und keiner der rechts und links von mir Gehenden erwartete, ich solle für sie sprechen, weil ich ein schreibender Mensch bin.« (Tetzner 1991, 42)³

Dieses Festhalten an einer machbaren, herstellbaren Zukunft hat – für unsere Bedingungen – ungewöhnliche Blicke auf die Geschlechterverhältnisse ermöglicht. Die Eigentumsschranken in den individuellen Vergesellschaftungsprozessen mußten nicht überwunden werden. Die literarische Phantasie war nicht eingesperrt in die Selbstverständlichkeit individueller (relativer) Ohnmacht westlicher Gesellschaften, sondern wurde auf der Folie von herzustellendem Gebrauchtwerten aller produktiv.

Geschlechtertausch I

Edith Anderson lud 1975 AutorInnen der DDR ein, zum Thema Geschlechterverwandlung/Geschlechtertausch zu schreiben. Unter ihnen waren auch Christa

Wolf und Irmtraud Morgner. Ihre Arbeiten ins Verhältnis zu setzen und die impliziten Befreiungsvorstellungen sichtbar zu machen, ist deshalb nützlich, weil sie einen Beitrag zu der frauenbewegten Diskussion um Gleichstellung oder Emanzipation darstellen. Es ist wohl nicht zufällig, daß beide Protagonistinnen der Erzählungen Naturwissenschaftlerinnen sind und an wichtigen Projekten im Dienste der Menschheit arbeiten. In beiden Geschichten geht es um die Basis der Geschlechter – ihre Natur –, die in der Gesellschaft nicht als biologische, sondern als soziale Unterschiede zum Tragen kommt. Kann die Basis von Frauen in Dienst genommen werden für ihren sozialen Fortschritt? In beiden »Berichten« wird – einmal auf hexische, einmal auf wissenschaftliche Weise – das biologische Geschlecht gewechselt.

Irmtraud Morgner erzählt in 73 Strophen die »Gute Botschaft der Valeska«. ⁴ Valeska ist promoviert und arbeitet in einem ernährungswissenschaftlichen Institut. Sie lebt mit Rudolf – glücklich – in zwei getrennten Wohnungen. Für sie ist dieser Zustand ideal, für Rudolf offenbar nicht; er besorgt heimlich eine Wohnung für sie beide zusammen, »(d)enn Rudolf war Hausfrauen gewohnt« (30). Valeska leidet unter der Vorstellung des zukünftigen gemeinsamen Alltags mit dem Geliebten, sie »hatte bisher alle seine allgemeinen Umgangsformen, die herrscherlich waren, übersehen können, weil sie die besonderen kannte. Und weil sie ihn selten sah. ...in der Liebe war Rudolph schön im utopischen Sinn.« (35) Mit Kaffee und dem dreimal geäußerten Wunsch, »man müßte ein Mann sein«, wird sie – ungeplanterweise – zu einem. Sie begibt sich auf der Flucht vor Rudolf im neuen Gewand nach Moskau zur Freundin Shenja, ebenfalls Naturwissenschaftlerin, die zweifach begeistert über die Verwandlung ist: besonders erotisch-sexuell, allgemein für die Gleichheit der Frauen. Valeska gibt das Geheimnis an einige sowjetische Freundinnen weiter; zurück in der DDR, sammelt sie weitere erotische Erfahrungen, die sie auch zur »Agitation« nutzt: »Warum schmeißt du nicht den ganzen Haushaltskrepel hin und sagst, das tue ich nicht, ich bin eine Dichterin. Warum zum Teufel legst du dir nicht ein paar Allüren zu, die dir die Sitte arthaber versagt hat, warum eigentlich setzt du deinem Lebensgefährten nicht mal die Tochter auf den Schreibtisch – bitte, was man nicht kann, muß man lernen – und begibst dich zum Flughafen ... In dieser Tretmühle kannst du nur weit unter deinen Möglichkeiten bleiben. Was keineswegs lediglich eine Privatangelegenheit ist.« (57)

Rudolf kommt überraschend zu ihr in die Wohnung, schläft mit ihr in ihrer männlichen Gestalt, und »da erkannten sie, daß sie notfalls die Bilder entbehren konnten, die sie sich voneinander und die andere für sie gemacht hatten. Da wußten sie, daß sie einander liebten. Persönlich – Wunder über Wunder.« (62) Sie ziehen zusammen in eine Wohnung; sie teilen sich gerecht die Hausarbeit, denn Valeska ist nur zum Beischlaf bereit, ihre männliche Uniform auszuziehen (mittels Baldrian); und »sie lebten ... in idealen ehelichen Zuständen« (62).

(Hetero-)Sexualität

Der kurze Moment, in dem Valeska – gegen vorherige Annahmen – glaubt, doch »eine nicht jederzeit ersetzbare Wissenschaftlerin« (31) zu sein, läßt sie zu dem

Schluß kommen, daß man ein Mann sein müsse. Valeska sieht, »daß die physischen Unterschiede zwischen Mann und Frau gegenüber den kulturellen gering waren« und das neu erworbene Geschlechtswerkzeug eher als eine »privilegierende Uniform« (39) anzusehen sei, mit der soziale Gleichheit erlangt werden könne.

Die körperliche Veränderung bringt mit sich, daß alte und neue Freundinnen sich ihr zuwenden. Die Begeisterung resultiert aus ihrer »weiblichen« Vergangenheit im männlichen Körper. Morgner unterstellt ganz rigide, daß Frauen dem männlichen Geschlechtsteil zugewandt sind und nicht den Männern, denen sie im Gegenteil eher feindlich gesonnen sind (vgl. 54). Das Geschlecht fungiert als (herz-seelenloses) Lustorgan, das herrschaftsfrei »angeeignet« werden kann; eine Vorstellung, die den Herrstellern von Ersatz»gliedern« gefallen wird. Es ist Apparatur, die auch »ohne herrschaftliche Gefühle und Unterwerfungsvorstellungen funktioniert hatte« (48) – bei Valeska. Jedoch selbst mit diesem Organ kann Valeska ihre weibliche Vergangenheit nicht soweit zurückdrängen, daß sie nicht empfinde, daß die Liebe mit einer Frau als Frau, im männlichen Körper, doch »Selbstliebe« ist, und sie beklagt, daß es »auch mit größter Anstrengung« ihr nicht gelang, »den Narzißmus ins leidenschaftliche Stadium zu steigern« (59). Der Gewinn der erotischen Dimension mit Frauen, läßt sie deren Freundschaft verlieren. Sex ist ein Feind der »schönen Heftigkeit« nicht-schwuler Männerfreundschaften (59), ergo – so Morgner – nicht-lesbischer(?) Frauenfreundschaften.

Sexualität zwischen den Geschlechtern kommt – trotz aller gegenteiligen Beschwörungen – nicht ohne heterosexuelle Unterwerfungsmuster aus. Rudolf, der »alle frohen Ereignisse auf natürliche Weise« feiert, trifft auf eine »anpassungsgeübt(e)« Valeska, die, obwohl »sie sich tatsächlich der Liebe nicht erfreuen konnte«, lauter schrie als gewöhnlich (28). Gegen Ende der Strophen, als Rudolf überraschend in der Tür steht, »küßte [er] Valeska wie gewöhnlich, Legte seine und ihre Kleider ab wie gewöhnlich. Später fiel Valeska ein, daß sie Angst haben mußte. Später fiel Rudolf auf, daß die nackte Valeska verkleidet war.« (61) Noch ein wenig später »schlief er ... häufig mit Valeska« (63), die Berichterstatterin sagt nicht, was diese derweilen tut. Obwohl Morgner den sozialen Umgang mit dem männlichen Schwanz also häufiger als Unterordnungsverhältnis vorführt, ist die Befreiung nicht sexuell, sondern »bloß« sozial. Rudolf akzeptiert die jetzt selbstverständliche Gerechtigkeit bei der Verteilung häuslicher Pflichten (vgl. 63), durch die Anwesenheit eines weiteren – erwachsenen – Schwanzes. Selbst das männliche Kind von Valeska verspürt weniger Eifersucht.

Valeska hingegen ändert sich gar nicht. Sie legt sich die »Uniform« zu, und dieses ändert die Menschen um sie herum genau so wie ihre Stellung zu ihr; nur dort, wo die Uniform sitzt, ändert sich nichts. Sie legte »übrigens die männliche Körperform während des Beischlafs vorübergehend ab« (62). Sie verband die Daseinsarten des Freundes mit der der Geliebten in einer Person.

Sozialgeschlechtlichkeit

Rudolf, der Wissenschaftler, »betrieb seine Forschungen in der Überzeugung, der größte Wissenschaftler seines Fachs zu sein«, Valeska sah in sich zunächst die »jederzeit ersetzbare Wissenschaftlerin« (27); Rudolf »pflegte [sein Frühstück] im gegenüberliegenden Hotelrestaurant einzunehmen« (31). »Ihre Wohnung aus Frühstücksgründen zu verlassen, wäre Valeska freilich nie in den Sinn gekommen« (32), außer sie tat es mit ihm; Rudolfs Hand konnte – bei Arbeitsstörungen durch Valeskas Sohn – leicht ausrutschen, »von sich verlangte Valeska Gerechtigkeit« (31); Rudolf, der sich für den Größten hielt, konnte »auch nicht zweifeln, daß ihm das Größte gehörte: also alles. Wenn er mit Valeska im Zug gereist war oder im Flugzeug oder im Bett, hatte er ihr die Welt gezeigt wie sein Eigentum. War überall bewandert, wies seine Schätze mit kindlichem Besitzerstolz vor. Gespannt, auf staunende, bewundernde Blicke versessen.« (51) Valeska macht in Uniform Wibke »zur Frau«, die sie noch nicht war, als sie sie kennenlernte, denn sie mochte sich aus Solidarität »nicht drücken« (58). Valeska erkennt: »Eine Frau mit männlicher Vergangenheit müßte man sein.« (60)

Die Personen bei Morgner werden von außen beschrieben und als Zusammenfassungen von Selbstdefinitionen oder Haltungen (z.B. R. hielt sich für den größten Wissenschaftler). Ihre Bezüge untereinander sind immer einwegig – die/der jeweils andere Beteiligte verschwindet hinter den Taten der/des anderen (z.B. R. zeigt V. die Welt). In dieser Struktur bleibt Valeska die Behandelte; sie schafft durch ihre Verwandlung jedoch, daß sie besser behandelt wird (oder gleicher). Diese neue Gleichheit wird von Morgner in der Liebesbeziehung (oder ihrem Plural) vorgeführt. Dort bringt sie keine »neuen/anderen« sexuellen Gefühle, z.B. erfahren wir nicht, ob Valeska jetzt leiser »schreit« oder gar nicht mehr. Und das Wort schreien würde auf männliche Ekstase angewendet ver-rückend sein. Gleichheit bringt vor allem gleiche Verteilung der Haus-/Putz-/Wasch-Pflichten. Die eingangs geäußerte Notwendigkeit, sich zu vermännlichen, um als unauswechselbare Wissenschaftlerin sich durchsetzen zu können, wird als Thema von Morgner aufgegeben. Sie kommt bei dem Einfachen an, das offenbar nur durch ein Wunder zu machen ist: die Organisation der individuellen Reproduktion.

Eine weniger wort-wörtliche Betrachtung des Textes entschlüsselt ihn als Absage an die Geschlechter, alltäglich zusammen zu sein. Rudolf – so erkennt Valeska – ist für sie als Frau »ein Mann für Feiertage: Reisen, Räusche, Religionen« (51). Auch sind die Vorführungen der »Marotten« von Rudolf so gesetzt, daß ihnen aus der Ferne nachgesehen werden kann; sie müssen nicht ertragen werden, sie bedürfen bloß der kurzfristigen Duldung; sie sind als patriarchalische Haltungen erkennbar, und es kann ihnen – aus der Distanz – geantwortet werden. Der Mann lehnt grundsätzlich die Herbeischaffung von Lebensmitteln z.B. ab, da dies seine wissenschaftliche Tätigkeit unterbrechen würde, sein Kühlschrankschrank ist aus wissenschaftlichen Gründen leer. Der nächste Besuch bei der Frau mit Kollegen zum Abendessen erbringt, daß aus eben diesen Gründen auch ihr Kühlschrankschrank leer ist. Aber auch nach dieser Erfahrung bleibt sein Kühlschrankschrank ungenutzt.

Morgner unterscheidet ein Allgemeines – die gesellschaftlich positiv sanktionierte Form des Patriarchats – von dem Besonderen, das als konkretes Verhalten des Mannes und der Frau zu dieser Form gefiltert werden kann. Implizit sagt sie, daß die Zustände solange beherrschende bleiben, wie die Individuen sich nicht gegenseitig zwingen (oder weiblich einseitig), sich zu vermenschlichen. Eigenartig ist, daß gemeinsamer Widerstand von Frauen ganz und gar ausgeblendet ist; die sowjetischen Freundinnen experimentieren zwar erfolgreich mit dem Wunder, aber daraus resultiert keine gemeinsame Sache.

Gegen ein sozialstaatliches Konzept der Herstellung der Gleichberechtigung/Gleichheit von Frauen verfißt Morgner Veränderungen von unten (allerdings mit einem Patentrezept). Sie setzt jedoch voraus, daß die Einsicht, die Fähigkeit der einzelnen, gegen patriarchalische Nahelegungen anzuleben, individuell ist und implizit auch, daß es Männern an Einsicht und Menschlichkeit fehlt, Frauen hingegen bloß an der Macht zur Durchsetzung. Da Morgner nicht über Gefühle schreibt, braucht sie dem Umstand nicht Rechnung zu tragen, daß ihre Erziehung zur Vermenschlichung einen eigenen Aufwand fordert. Die Veränderungen – so sehr sie durch das Wunder groß scheinen – sind auf der männlichen Seite minimal: sie wenden sich den Hausarbeitspflichten zu. Auf der Seite der Frauen erfahren wir gar keine – wesentlichen – Veränderungen. Die Privilegien der Männer scheinen bloß positiv: ihre Vergangenheit wird genau so ersehnt wie ihre Anwesenheit in der Welt und ihre Aneignung der Welt. Die grundlegende Frage, ob denn mit dem männlichen Zugriff auf ihre Verhältnisse überhaupt grundlegende Befreiungszustände gebracht werden können, ist bei Morgner unauffindbar.

Geschlechtertausch II

Christa Wolfs weibliche Figur Anders ist eine Wissenschaftlerin, alleinstehend, ohne Kind, dreiunddreißigjährig, intelligent, Doktor der Physiopsychologie, Leiterin der Arbeitsgruppe »Geschlechtsumwandlung«, imstande, »männlichen Mut und männliche Selbstüberwindung aufzubringen, die beide zu ihrer Zeit gefragt sein würden« (Wolf 1989, 69).⁵ Sie ist die erste Versuchsperson, die sich für einen Geschlechtertausch zur Verfügung stellt. Sie hat mit dem Professor jahrelang an »Petersein Masculinum« gearbeitet; sie befindet nach dem Versuch, daß es ein »hervorragendes Mittel« sei, »geeignet, risikolos und ohne unerwünschte Nebenwirkungen eine Frau in einen Mann zu verwandeln« (67). Vor der Frist von drei Monaten, bricht Anders den Versuch nach dreißig Tagen ab und liefert dem Professor den vorliegenden Bericht, worin sie sich Rechenschaft ablegt über Motive und Gefühle. Ein zentrales Motiv von ihr ist die Einsichtnahme in die innere Männerwelt; sie möchte hinter das Geheimnis des Professors kommen (vgl. 73). Im Unterschied zu Morgners Geschichte ist sich in diesem Bericht die Versuchsperson nicht sicher, was kommen wird; sie vermutet nicht unmittelbare Vorteile (oder deren Gegenteil).

Die soziale Zumutung, ein Mann zu sein, befähigt Anders zur Beschreibung dessen, was wir weibliche und männliche Psychographie nennen möchten.

Sozialgeschlechtliche Weiblichkeit/Männlichkeit

Kurz bevor das Experiment beginnt, verändert sich die Umwelt von Anders in Erwartung der Veränderung: »Rüdiger ging dazu über, mir die Hand zu küssen, die Laborleiterin Irene »vergaß«, mir ihre kleine Tochter zu bringen ... und Beate ... ließ durchblicken, daß sie mich beneide.« (71) Nach ihrer Verwandlung wird sie aufgeklärt über ihr verfehltes weibliches Leben, von Rüdiger, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter, der ihr das »schlechte Beispiel« vorhält, das sie mit ihrer freiwilligen Ehelosigkeit gegeben habe, der Vorschub, den sie der »Rebellion gegen die Langeweile und Unproduktivität der Ehe« (79) leistete. Rüdiger, den es nach Rache lechzt, weil er Anders, »auch wenn er gewollt hätte, nicht hätte kriegen können« (80).

Anders – noch im Niemandsland – ist abwesend. »Aber was mich unsicher machte, war nicht das Fehlen eines weiblichen Organs, der Brust, sondern das Fehlen der abschätzenden Männerblicke, die einem anzeigen, daß man 'da' ist.« (82) Anders antizipiert soziale Erfahrungen und muß umlernen: Ihr Auto, das sie in männlicher Ausstattung fährt, bleibt auf einer Straßenkreuzung liegen; der Polizist sperrt ganz selbstverständlich die Fahrtrichtung, Männer schieben selbstverständlich das Auto von der Fahrbahn und reden sie mit »Meister« an; und niemand »zeigte Lust ... , mein dringendes Bedürfnis nach Belehrung, Bestrafung, Strafpredigt und Strafmandat zu befriedigen« (85). Straßen-Männerbünde, die funktionieren. Dagegen funktioniert keine Freundlichkeit zwischen den Geschlechtern. Anders findet eine – auf ihren ersten Blick sofort erkennbar – schwangere und kurzfristig ohnmächtige Frau auf der Straße. Sie bietet ihr eine »Erholungspause in meiner nahegelegenen Wohnung an« (85) und wird entrüstet als naiv bezeichnet. Anders verspürt das männliche Bedauern, daß die zahlenmäßige »Reduzierung einer fragwürdigen Gattung« (88f.) in den Händen einer Frau lag.

Anders verändert sich, nimmt die Nahelegungen der männlichen Phantasien an, sie vergißt ihre biografischen Bezüge: Früher war die größte Kindheitsfreude das Schaukeln gewesen, die Röcke flogen, der Junge Roland schob sie an, er war ihr erster Freund; auf einer Farbtafel hatte sie immer ein Bild als »Liebespaar, unter freiem Himmel dem Wald zustrebend« (93) gedeutet. Heute jedoch: »Zwei Sportler, zur Not, die sich auf einen Wettkampf vorbereiteten.« (93)

Die Meinungen der anderen über die weibliche Anders lag ihr früher am Herzen, heute nicht mehr, sie entdeckt das Geheimnis der Unverwundbarkeit: Gleichgültigkeit (95). Die Einsicht, daß das Experiment ein »barbarischer Unsinn« (ebd.) ist, verliert sich auf dem leichten Weg, den individuellen Erfolg in den Mittelpunkt allen Tuns zu stellen. Anders erfaßt eine nie »gekannte Zufriedenheit« (96), sie wird rationeller, unfruchtbare »Vergeudungen von Zeit und Kraft« – z.B. Traurigkeit – werden verboten. Sie wirkt an der Arbeitsteilung mit, »die den Frauen das Recht auf Trauern, Hysterie, die Überzahl der Neurosen läßt« und den Männern die drei großen W: »Wirtschaft, Wissenschaft, Weltpolitik« (ebd.). Die zweite Zusammenkunft mit dem Professor – nach 29 Tagen – bringt die zwei entscheidenden Worte der Umkehr zwischen sie; auf die Frage, wie es ihr gehe, antwortet Anders: Wie im Kino, und der Professor antwortet

»Sie auch?« (99) Anders hat ihr Ziel erreicht, sie kennt das Geheimnis: »Ihre kunstvoll aufgebauten Regelsysteme, Ihre heillose Arbeitswut, all Ihre Manöver, sich zu entziehen, waren nichts als der Versuch, sich vor der Entdeckung abzuschirmen: Daß sie nicht lieben können und es wissen.« (99)

Für Morgner ist die Indienstnahme der sozialen Hierarchie durch biologische Verwandlung nützlich und für eine verbesserte – den Frauen nützende – Arbeitsteilung verwendbar. Bei Wolf wird die soziale Konstruktion Frau durch biologisches Mann-Sein zersetzt; sie verliert zuallererst ihre Sprache, dann die Empfindung ihrer sozialen Vermitteltheit durch andere; sie muß ihr Gewordensein vergessen, um Mann zu werden. In ihrem Bericht ändern sich alle, auch die Versuchsperson. Aber die Veränderungen drängen in die Stabilisierung des Alten, des Herrschenden.

Ganz zu Beginn ihrer Verwandlung erinnert sich Anders an ihren ersten Liebhaber Bertram; der hatte sich drei Jahre zuvor von ihr getrennt, weil »es nicht mehr ging« (75), vor allem nicht ihr Hang zum Absoluten bei der Arbeit. Die Nächte im Institut, die Ausweichmanöver dem »Hauptproblem« gegenüber: einem Kind. Anders wollte ein Kind, aber nicht in der Einrahmung der Vorwürfe, daß sie nicht in seiner großen Familie Geburtstage feiert, nicht eifersüchtig war, nichts richtig übelnahm. Sie soll in die Steinzeit zwischenmenschlicher Beziehungen zurück. In die kleinmachenden Abhängigkeiten von – wie es bei Monika Maron heißt – Wörtern wie Meinmann, Meinefrau, Meinkind. Anders entscheidet sich für die Leitung des Versuchslabors aber erst als Mann, »tat mir nichts mehr leid. Was ich fühlte, war Dankbarkeit.« (76)

Die Erkenntnis, »meinen Wert als Frau hatte ich bewiesen, indem ich einwilligte, Mann zu werden« (76), zieht sich als Anpassungswiderstand durch den Bericht. Das Herrschende ist nicht betretbar, ohne zu herrschen. Eine Lehre des Berichts ist, daß die männlichen Privilegien auch Opferungen der Entwicklung ihres Selbst sind. Durch die herrschende Arbeitsteilung, durch die Männer zuständig für die Welt gemacht werden, richtet sich dieses Opfer gegen die Entwicklung der Welt.

Was geht?

In beiden Texten gehen die Autorinnen von der Abwesenheit eines Kapitalismus aus; ihre weiblichen Gestalten sind selbstverständlich in gesellschaftliche Angelegenheiten eingelassen. Valeska trifft auf Individualisierungsschranken, als sie sich außer-ordentlich denken muß, da ihr dies die eigenen Fähigkeiten nahelegen. Anders ahnt die massenhaft in Selbstfeindschaft geratene männliche Individualisierung zu Beginn des Experiments und »verifiziert« sie. Irmtraud Morgner erklärt die fehlende Gleichheit zwischen den Geschlechtern durch das verstellende Soziale. Männer sind verhindert, menschlich zu sein durch Sitte und Kultur. Sie haben gelernt, Gleiche als Gleiche zu behandeln (in der DDR), und so bleibt Frauen nichts anderes, als sich natürlich anzugleichen, um in diesen sozialen Genuß zu kommen. Für Morgner sind die gesellschaftlichen Nahelegungen Deformationen des menschlichen männlichen Wesens und Verhinderungen des menschlichen weiblichen Wesens. Die Uniform lehrt, daß Mann/Frau

in ihr nicht deformiert handeln muß, aber kann. Der männliche Vergesellschaftungsprozeß besteht für sie in der Ausfüllung dieses »kann«. Bei aller Hoffnung, die in dem Patentrezept mitschwimmt, bleibt die Beunruhigung, daß Männer sich nur durch ihresgleichen von ihrer gesellschaftlichen Männlichkeit abbringen lassen. Die besseren Männer aber können nur Frauen sein.

Christa Wolf geht von der in die Geschichte eingelassenen männlichen und weiblichen Persönlichkeit aus. Männer haben sich »mit hochempfindlichen Radarsystemen umstellt, die (ihnen) ..., auch die leiseste (ihrer) ... Gefühlsregungen zutragen.« (98). Sie halten sich Spiegel, das sind Frauen, für ihre Gefühle, und bei Wolf gewinnt man den Eindruck, daß der Spiegel noch vor der Äußerung des Subjektes reflektiert. Die Persönlichkeit des Professors ist arbeitsteilig umstellt: die untergebenen MitarbeiterInnen zeigen den wissenschaftlichen Fähigkeiten ihre Objektivität; die Untergebenen – Mutter und Ehefrau – zeigen die private Seite desselben Mannes; gezeigt wird es ihm, und er sieht – wie im Kino – zu. Wolf entwickelt ein zweischichtiges Drama; die erste Schicht betrifft die Geschlechterbeziehungen. Hier sind die Gräben so tief, daß die Frau ein Mann werden muß, um zu begreifen, was die auseinandertreibenden Momente sind. Während der Professor alle Aktivitäten daran setzt, nicht erkannt zu werden, sondern bloß gespiegelt, läßt Wolf eine Frau sagen: »Höher als alles schätzen wir die Lust, erkannt zu werden.« (87) Die zweite Schicht betrifft die Welt/Gesellschaft/Wissenschaft. Anders wundert sich über den »erstaunlichen Geist, dem »urteilen« und »lieben« ein einziges Wort sein konnte: »meinen«. (83) Der Riß, der jetzt durch dieses eine Wort geht, trennt die Geschlechter und Männer von ihrem eigenen Umgang mit Frauen, Welt und ihren eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Wer nicht lieben kann, kann nicht urteilen, und wer urteilt, ohne zu lieben, richtet (Welt-)Schaden an.

Männer in diesem Sozialismus – so die Aussage von Christa Wolf – befinden sich philosophiegeschichtlich gesehen noch auf einem vor-marxistischen Feld. Sie sehen sich selbst als Bewußtseinswesen, das seine Begründung erfährt, weil es »zwischen« sich und seine gesellschaftlichen Verhältnisse eine Distanz setzt. Diese Distanz ermöglicht ihnen, sich als den Frauen ewig Übergeordnete, rational Handelnde zu fassen. Die Befragung der Distanz – hier jetzt gefaßt als gesellschaftliche Vermittlungsformen – steht noch aus. In einer Formation in der Bedingtheit und Bedingungen der Individuen auseinanderfallen, wird das Geschlecht sogar als soziales als Bedingtheit wirksam.

Wer gekannt werden will, muß sich kennen. Wolf beschreibt die Sozialbeziehungen von Männern als Verhinderung von Selbst-Erkenntnis. Sie wissen von sich, was sie preisgeben. Sie sind – als Rätsel – nicht voll von Geheimnissen, sondern eine Leerstelle. Sie verbergen ein Defizit, und die besseren unter ihnen kennen es. Die anderen verlassen sich um so intensiver auf die Männlichkeitsformen, auf die Rechte, die daraus erwachsen (eine Familie, ein Kind, eine anwesende Frau). Morgner unterstellt, daß Männer den Pflichten entrinnen wollen. Sie wollen ihre Privilegien schützen und versuchen deshalb auf viele Weisen, die Gleichheit zu unterlaufen. Bei Wolf bereitet mögliche Gleichheit der Geschlechter Männern Schrecken. Sie wären auf sich selbst geworfen – das andere Geschlecht würde den im Dunklen liegenden Seiten der abendländischen Kultur-

entwicklung ans Licht verhelfen und somit einer Arbeitsteilung, die nicht nur den Kugelmenschen zerriß, sondern auch die Vieldimensionalität der menschlichen Persönlichkeit geschlechtlich verteilte. Während für Frauen die Möglichkeiten an der Partizipation der hellen Seite der Vernunft (auch in ihren dunklen Folgen) umfassender werden, steht die ganze Arbeit der Aneignung einer Gefühlskultur Männern noch bevor. Der Staat müsse von den Arbeitern gestürzt werden, um die Persönlichkeit durchsetzen zu können, schrieb Marx in der *Deutschen Ideologie*. Den »inneren Staat« der Männer zu stürzen, würde bedeuten, spiegellose Selbst-Organisation anzugehen und könnte einen Suchprozeß einleiten wie Christa Wolf ihn beschreibt: »zur Erfindung dessen, den man lieben kann« (100).

Anmerkungen

- 1 Selbst Christa Wolf war das Fernsehen der DDR als Medium verschlossen.
- 2 Haug, W.F., 1987: *Pluraler Marxismus 2*. Berlin.
- 3 In: Anna Mudey (Hrsg.): *Gute Nacht, du Schöne*. Autorinnen blicken zurück. Frankfurt/M.
- 4 In: Sarah Kirsch, Irmtraud Morgner, Christa Wolf: *Geschlechertausch. Drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse*. Frankfurt/M. 1989, 10.
- 5 Christa Wolf: *Selbstversuch*. In: *Geschlechertausch a.a.O.*

15 Jahre

SOZIALIST

Zeitschrift marxistischer Sozialdemokraten/innen

Jetzt zum Kennenlernen:
15 Hefte aus 15 Jahren
zum Preis eines Jahresabos

Ich bestelle die 15 Sozialist-Ausgaben

Name _____

Strasse _____

PLZ-Ort _____

Bitte DM 21,00 beilegen
(Briefmarken oder V-Scheck)

Bestellcoupon ausschneiden und einsenden an:
SOZIALIST, im Körbchen 10, 3400 Göttingen

YPSILON ZEITSCHRIFT AUS FRAUENSICHT

ANZEIGE



SINNLICH ♦ KRITISCH ANSTÖSSIG

AKTUELLE POLITIK • KÖRPER UND SEX • MODE • KUNST •
FILM, MUSIK, BUCH, THEATER • RECHTSBERATUNG •
LEBENSMODELLE • INFOS UND TAUSCHBÖRSE • Für 5 Mark
zu haben im Zeitschriftenhandel, in Frauenzentren, Buchläden und
über die Redaktion Ypsilon, Schliemannstr. 23, O-1058 Berlin.
Erscheint monatlich.

PSILON zur Probe portofrei ins Haus
3 Ausgaben für 10 DM nur gegen Vorkasse

in bar

mit Scheck

Name / Vorname

Straße / Nr.

PLZ / Ort

Datum / Unterschrift

Mir ist bekannt, daß ich diese Vereinbarung
widerrufen kann, wenn ich
innerhalb von 10 Tagen eine kurze Mitteilung an:
Ypsilon, Leserservice, Schliemannstr. 23, O-1058
Berlin, absende. Dies bestätige ich mit meiner
zweiten

Unterschrift

Gabi Lindner

Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur¹

Noch 1988 wendet Werner Teichmann in der philosophischen Diskussion ein, daß »allzuoft die Erörterung der Problematik der *relativen Autonomie des einzelnen* und der individuellen Subjektivität« fehle. Die Berechtigung solchen Einwandes läßt sich leicht nachvollziehen. Trifft man doch auch außerhalb philosophischer Diskussion häufig auf eine Interpretation des bekannten Satzes aus dem Bericht an den XI. Parteitag², welche reich entfaltete Individualität in der sozialistischen Gesellschaft auf die Funktion reduziert, vorgegebene gesellschaftliche Anforderungen lediglich in neuer Qualität individuell *umzusetzen*. Solche Reduktion produziert immer neu einen Widerspruch, der in vielen Auseinandersetzungen zur gesellschaftlichen Entwicklung schon seit längerem auftaucht, nämlich der zwischen tatsächlichem und offiziell formuliertem Bedarf der sozialistischen Gesellschaft nach Mitarbeit aller Bürger und der Klage, nicht gebraucht zu werden. Die Metapher vom »Hineingeborensein« (in den Sozialismus, in dem alle wichtigen Entscheidungen bereits getroffen oder lediglich auszuführen sind) war eine frühe Fassung dieser Klage in der Literatur der DDR, ausgesprochen von der heute schon mittleren Autorengeneration. Sie erklärt sich aus einer Tendenz im Sozialismusverständnis, bei dem bereits erwiesene Vorzüge (Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung, Berufstätigkeit und gesundheitliche Betreuung für *alle* Bürger zu gewährleisten) als Endziel sozialistischer Entwicklung erscheinen, an denen nur noch Verbesserungen möglich sind. Das ist nicht etwa eine Über-, sondern eine Unterbewertung dieser Errungenschaften, weil die Widersprüche wie Triebkräfte, die in ihnen für weitere Entwicklung des Sozialismus stecken, dabei nicht in den Blick kommen. Diese Errungenschaften produzieren nicht in erster Linie Dankbarkeit, sondern massenhaftes individuelles Selbstbewußtsein, formuliertes und mehr noch praktiziertes. Anders gesagt: Selbstbewußtsein ist Produkt sozialer Sicherheit und allgemeiner Bildung. Das zeichnet sich am deutlichsten bei dem Bevölkerungsteil ab, für den sich soziale Sicherheit und Bildungsniveau am markantesten als historischer Neuwert abhebt: bei Frauen.

Es darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß zu den kollektiven Entdeckungen durch DDR-Literatur jene der »relativen Autonomie des einzelnen« gehört. Eine übergreifende Einsicht wird in der Literatur (im Unterschied zur Wissenschaft) nicht systematisch angestrebt. Sie ergibt sich aus der Vielzahl literarischer Leistungen. Sie ist Teil der »ästhetischen Emanzipation« von DDR-Literatur. In diesem Zusammenhang stellt sich die genannte Entdeckung ein auch infolge bewußter Reaktivierung all dessen, was humanisierendes Potential von Literatur über Jahrhunderte ausmachte. Franz Fühmann (1975) hat in seinem »Selbstverständigungsversuch eines Schriftstellers über sein seltsames Treiben« das Nachdenken darüber entschieden vorangetrieben:

»Denn Natur- wie Gesellschaftswesen zu sein, das ist der Grundwiderspruch des Menschen, in diesem Spannungsfeld entwickelt sich sein Gattungsleben und formt sich seine individuelle

Psyche, und die Frage nach der Übereinstimmung eines Stücks Literatur mit dem Leben ... müßte wohl auch die Frage nach der Abbildung dieses Grundwiderspruchs sein.« (161)

Was Franz Fühmann zu eigener Orientierung in dieser Weise verallgemeinert, korrespondiert mit innovativen Leistungen anderer Autoren bzw. mit noch andauernden Wandlungen in der DDR-Literatur überhaupt. Der Reichtum eines individuell-authentischen Lebens bietet sich in Stephan Hermlins »Abendlicht« (1979) dar. Zugleich ist darin eine menschliche Grundsituation poetisch entwickelt, die für Konkretionen aus anderen Generations-, kulturellen und sozialen Erfahrungen heraus offen ist: Über Jahrzehnte hinweg vollzieht sich Selbsterfahrung eines Dichters zwischen tief verinnerlichter Zugehörigkeit zur epochebestimmenden revolutionären Bewegung und Einsamkeit; Einsamkeit unter faschistischer Verfolgung und mehr noch angesichts der Erfolge faschistischer Demagogie; Einsamkeit auch innerhalb der nie preisgegebenen kommunistischen Bindung. Eine narkotische Angstvision, in die Textpassagen zur Kindheit eingegliedert, nimmt Gefährdung vorweg, die in solcher Polarität von Zugehörigkeit und Einsamkeit stecken kann.

»Denn um einen Eingriff mußte es sich handeln, der Gedanke wurde im Nu zur Gewißheit, man wollte mich nicht länger dulden als das, was ich war, ich sollte ein anderer werden, ich würde ausgewechselt werden wie ein Stück ermüdetes Metall, ich hörte eine Stimme 'Je est un autre', war es ein Zitat oder war es die Stimme von Rimbaud selbst ...« (Hermlin 1979, 30f.)

Die poetische Lebensbilanz vermag aufzudecken, wie sich persönliche Identität immer neu reproduziert zwischen Zugehörigkeit und Einsamkeit, indem diese Spanne immer neu mit Sinn ausgefüllt und so ausgehalten wird; indem individuelle Disposition und als prägend empfundene familiäre, politische, Kunsterfahrungen nicht aufgegeben werden und gerade deshalb die bewahrte persönliche Identität in der umfassenden politischen aufgehoben bleibt.

»Die Regenerationsfähigkeit der Arbeiterbewegung ist beträchtlich – sie hat auch für mich, in mir ihre Rolle gespielt.« (Ebd., 48)

Günther Rucker setzt in seinen Erzählungen demonstrativ den Zufall in sein Recht – bis in die Struktur der Texte, bis in die Syntax hinein –, wenn er Individualgeschichten erzählt, die zu historischen Abläufen und Zusammenhängen in höchst widerspruchsvoller und vielschichtig vermittelter Beziehung stehen. Der Beginn der Erzählung »Kurze Darstellung des Lebens meines Onkels Willi« lautet:

»Es ist allgemein bekannt, daß der Winter des Jahres neunzehnhundertachtundzwanzig zu den kältesten und schneereichsten Wintern dieses Jahrhunderts zählt. Weithin unbekannt dagegen blieb, daß mein Onkel Willi in diesem kalten Winter das Glück seines Lebens machte dergestalt, daß meine Tante Martha, von Haus aus zu strengster Sparsamkeit erzogen, eine wärmende Schuheinlage aus einer zusammengelegten Lokalzeitung faltete, nicht ohne vorher jede der Seiten, die sie fußgerecht zuschnitt, gründlich zu lesen, insbesondere jene, auf denen alleinstehende Herren sich heiratsbereiten Damen anboten, und dabei die Annonce meines späteren Onkels fand, sie mit einem Kreuz versah, beantwortete und, noch bevor der Frühling, in diesem Jahr besonders sehnsüchtig erwartet, ins Land gezogen war, das Verlöbniß mit Willi einging.« (Rucker 1985, 35)

Auf den Erhalt seines Glücks bedacht, »korrekt und ehrlich«, ist Onkel Willi eingebunden in die größten Verbrechen des Jahrhunderts. Ruckers Erzählungen

führen vereinfachende Vorstellungen von sozialer Determination des Individuums ad absurdum. Dialektik in der Beziehung Individuum – Gesellschaft stellt sich sinnlich her, weil Individualität in erbärmlichen und heroischen Aktionen und beidem zugleich ernst genommen ist.

Auf den ersten Blick scheinen diese und andere innovativen Kunstleistungen nicht mit dem Aufblühen dokumentarischer, insbesondere der Protokollliteratur, zu tun zu haben. Und doch wurzelt die Gleichzeitigkeit beider Entwicklungen im selben tiefgreifenden Wandlungsprozeß, der in der sozialistischen Gesellschaft widerspruchsvoll vor sich geht und gerade in seiner kulturellen Komponente langzeitlich abläuft, sich also auch langzeitlich vorbereitet. So liegt aus heutiger Sicht nahe, Christa Wolfs »Nachdenken über Christa T.« als eine Art Impulsbündel für die weitere Entwicklung von DDR-Literatur zu verstehen, das in verschiedene Richtungen nachhaltig zu deren Differenzierung beigetragen, das heißt, auch ihr formales Potential für differenzierten literarischen Umgang mit der Beziehung Individuum und Gesellschaft bereichert hat. In der Erzählung sind zwei belangvolle Intentionen miteinander verknüpft, die zugleich in Widerspruch zueinander geraten. Mit Christa T. war ein Mensch des literarischen Nachdenkens wert befunden worden, der »weitgehend unerkannt« gelebt hatte und gestorben war, »nicht beispielhaft«, »kein Vor-Bild«. Und die Erzählerin beklagt (scheinbar), daß sie angesichts dieses wirklichen Menschen nicht »die schöne freie Wahl erfundener Eindeutigkeit« habe – wie sie eindeutige, »fertige« Urteile über Menschen als einschnürend und bedrohlich überhaupt empfindet. (Das bewahrt sie allerdings nicht davor, bei literarischen Figuren, die ihr Angst machen, zu fertigen Urteilen zu neigen.) Andererseits aber ist Christa T. »Ausnahmeerscheinung«, mit der durchaus ein Maß für Menschsein gesetzt ist. Sie spricht es unter anderem bei einem Gesellschaftsspiel während ihrer letzten Silvesterfeier aus. Auf die Frage: was halten Sie für unerlässlich für den Fortbestand der Menschheit? antwortet sie: Gewissen, Phantasie (Christa Wolf 1986, 192).

Die zeitgenössische Kritik hebt die »außerordentliche Individualisierung« hervor, durch die »die Wirkung dieses Buches ... entscheidend bedingt« sei (Horst Haase). Und gerade diese Leistung unterläuft offenkundig die maßstabsetzenden Möglichkeiten der Figur Christa T. Wenn in der Diskussion die Frage nach der Distanz der Autorin zu ihrer Figur eine zentrale Rolle spielte, so ist damit im Grund der ungelöste Widerspruch zugedeckt, der als Langzeitherausforderung von der Erzählung bis heute ausgeht und natürlich erst heute deutlicher erkennbar ist: der zwischen Akzeptanz von lebendiger Unabgeschlossenheit *jeglicher* Individualität und der Notwendigkeit, kollektiv damit umgehen zu lernen.

In der Kunstform der Erzählung ist schon etwas aufgehoben, was sich später zu einem eigenständigen Genre entwickeln wird: »Nachdenken über Christa T.« ist auch das *Protokoll* einer Annäherung an einen wirklichen Menschen. Sarah Kirsch findet dann mit der »Pantherfrau« (1973) den nicht nur formal anderen Ansatz, den wirklichen Menschen selbst zum Sprechen zu bringen. Maxie Wanders 19 Frauenprotokolle in »Guten Morgen, du Schöne« (1977) wirken schließlich wie ein Dammbbruch für weitere protokollierte Lebensberichte. Als Christa Wolf noch im gleichen Jahr das Vorwort zur BRD-Ausgabe von Maxie Wanders Sammlung schreibt, kennt sie diese Folgeentwicklung noch nicht. Indem sie

jedoch die Aufnahmebedingungen für das Buch kennzeichnet, erklärt sie zum Teil auch das anhaltende Interesse an weiterer Produktion und Rezeption von Protokollen.

»Das Buch kam zur rechten Zeit; es traf auf eine noch unartikulierte Erwartung. Es kam früh genug, daß es uns überraschen konnte; nicht so früh, daß man es abwehrte. Erst als wir es gelesen hatten, wußten wir, daß wir es brauchten. Bücher sollen ja Bedürfnisse nicht 'befriedigen', sondern anstacheln.« (Christa Wolf 1987, 200)

Der Anspruch auf Selbstverwirklichung des Individuums war durch »Nachdenken über Christa T.« zu einem Thema der DDR-Literatur geworden und zu einem Signalwort im gesellschaftlichen Selbstverständigungsprozeß, auch unabhängig von Literatur. Es zeigte sich bald, daß unter diesem Begriff sehr Unterschiedliches subsumiert wird, eingeschlossen Rechtfertigung von purem Egoismus. Gegen solches Verständnis wurde in der DDR-Literatur auch Polemik laut. Christine Wolter zum Beispiel läßt ihre Erzählerin in »Hintergrundperson« formulieren:

»Was für ein dummes Wort: Selbstverwirklichung. Denn man wird wirklich durch die anderen, die anderen sind es, durch die wir existieren, für die wir existieren.« (1979, 200)

Polemik im gleichen Sinne findet sich in Hans Webers »Alter Schwede«.

Maxie Wander nimmt den Begriff in ihrer Vorbemerkung zu »Guten Morgen, du Schöne« als selbstverständlich auf, mit dem sie ein Nachholbedürfnis von Frauen bezeichnet findet. In den Protokollen wird weibliche Erfahrung mitgeteilt. Der objektive und subjektive Entscheidungs- und Handlungsspielraum der Frauen ist höchst unterschiedlich. Im Jahr des Berichtens ist die Älteste 92, die Jüngste 16 Jahre alt. Die Frauen reden nicht vordergründig über ihre Emanzipation und was sie und andere dafür oder dagegen getan haben. Sie reden über ihr individuelles Leben, über Liebschaften, Ehen, Kinder, Eltern, Beruf. Sie sind rebellisch, angepaßt, heiter, verzweifelt, sicher, hilflos, oder sie erzählen, wie sie in solche Haltungen und Stimmungen geraten sind bzw. was diese überwinden half. Maxie Wander bleibt mit ihrem Resümee nicht auf der Ebene der ange-troffenen Durchschnittsstimmung stehen. Sie formuliert im Vorwort: »Die Unzufriedenheit mancher Frauen mit dem Erreichten halte ich für optimistisch.« Nicht weniger grundsätzlich ist ein anderer Gedanke in der Vorbemerkung.

»Ich halte jedes Leben für hinreichend interessant, um anderen mitgeteilt zu werden ... Man lernt dabei, das Einmalige und Unwiederholbare jedes Menschenlebens zu achten ...« (Maxie Wander 1977, 7f.)

Der Anspruch, von vornherein ein bestimmtes Maß von Menschsein zu setzen, wird hier nicht erhoben. Die Protokolle sind ein zwingendes Material, das solchen Anspruch ausschließt. Gerade deshalb wird übergreifend eine erstaunliche Übereinstimmung, eine Art Maxime, erkennbar. Was die Sekretärin Rosi im ersten Text verallgemeinernd formuliert, findet in allen übrigen Protokollen – mit einer Ausnahme – seine Bestätigung als elementare emanzipatorische Erfahrung.

»Denn jeder Mensch hat seine eigene Wahrheit, sein eigenes Lebensgesetz, dem er folgen muß ... Mit der Wahrheit kommt man nicht weit, wenn man wie ein Richter von außen die Menschen beurteilt. Diese Selbstgerechten, ... die nie zweifeln; schon gar nicht an sich selbst, die sind die Pest in den menschlichen Beziehungen.« (Ebd., 18f.)

Beeindruckend und ermutigend ist, in welchem Maße auch die Konsequenz dieses Anspruchs für zwischenmenschliche und gesellschaftliche Beziehungen in unterschiedlichsten Zusammenhängen mitgedacht und mitgelebt wird: als Toleranz gegenüber anderen »Lebensgesetzen«; und daß entschiedene Ablehnung genau da anzutreffen ist, wo der Versuch zur Unterwerfung unter fremde Ziele und Grundsätze erlebt oder beobachtet wird. Dazu gehört die bittere Erfahrung, daß eigene Unterordnung und Anpassung weder innere Stabilität und Harmonie, noch stabile, das heißt, auch sich immer wieder erneuernde Partnerbeziehung schafft. In diesem Sinne das eigene Lebensgesetz herausfinden und befolgen braucht und fördert offenkundig Konfliktfähigkeit, wie es auch Herrschaftsanspruch gegenüber anderen abbauen hilft, selbst wenn er sich als »Rettermission« gibt (Katja). Der Zusammenhang von Bekenntnis zur eigenen Persönlichkeit und verständnisvoller Toleranz gegenüber anderen stellt sich immer wieder her. Er wird sichtbar in Vorstellungen von der Erziehung der Kinder.

»Ich halte diesen Spielraum, den sie sich geschaffen haben, für wesentlicher, als daß ich ständig reglementiere ... Ich habe meinen Kindern den Rücken gestärkt gegen Forderungen von Lehrern, die ihnen an die Substanz gegangen wären.« (Lena, in ebd., 199)

Und dieser Zusammenhang kennzeichnet die Richtung, in der funktionierende Partnerbeziehungen gesucht werden.

»Er hat mich verrückt gemacht mit Christa hin und Christa her. Andauernd hat er sie mir hingestellt, als müßt ick ooch so werden. Jetzt sag ick einfach: Na, denn geh doch zu deiner Christa! und nu isset besser, nu bin ick ické, und Christa ist eben ne andere.« (Ute, in ebd., 88) »... und da sagte ich mir: Rappel dich auf, Karolin, ... du mußt unabhängig werden, damit du endlich sagen kannst: Geh, wenns dir nicht paßt.« »Weißt du, was ich denke? Richard hats schwerer als ich, der muß mit der neuen Situation zu Rande kommen. Letzten Endes wird er sich in seiner neuen Haut wohler fühlen als früher. Ich hab ihn ja auch irgendwie unterdrückt, solange ich selbst unterdrückt war. Jetzt muß er mir nicht mehr ständig was vorgaukeln. Jetzt hat er die Möglichkeit, ehrlich zu leben mit mir gemeinsam und nicht mehr neben mir oder gegen mich.« (Karolin, in ebd., 229f.)

Es gibt ein Protokoll, in dem Individualitätsanspruch und Toleranz gleichermaßen fehlen. Es ist ein wichtiges Protokoll, weil sich in ihm Denk- und Verhaltenszusammenhänge offenbaren, die gerade nicht aus dem Bewußtsein eines eigenen »Lebensgesetzes« bezogen sind. Doris hat sich zielstrebig und unter Schwierigkeiten ihren Wunsch erfüllt, Unterstufenlehrerin zu werden. Sie hatte einen Lehrer, der ihr in seinem Verständnis für alle Vorbild war.

»Da mußte ich eben den gleichen Beruf haben, mußte Genosse werden, ich mußte alles so machen, wie er es gemacht hat.« (Ebd., 25)

Sie geht davon aus, daß wir »noch zu unterschiedlich sind«, »da wir noch nicht im Kommunismus leben« (ebd., 25). Doris sieht sich als emanzipierte Frau. Die aggressiven Züge mögen nicht nur für sie dazugehören.

»Jede Frau kann heute selbst ihren Mann stehen ... Ich glaube, jede Frau, die sich ihre Position erkämpft hat, die hilft schon mit, daß der Mann ein bißchen gedrückt wird und seine Rolle nicht mehr so ausüben kann wie mal im Bürgertum. Das bringt die Männer in Konflikte, klar. Neu ist die Situation auch für uns Frauen, aber wir sind stärker und erheizeriger, wir haben nachzuholen. Da kann man nicht so viel Rücksichten nehmen.« (Ebd., 34)

In Doris' Emanzipationsverständnis steckt ein Gutteil Geschlechterkampf-

vorstellung, die Gegnerschaft im Auge hat und ohne Verächtlichkeit nicht auskommt. Das ist etwas anderes als Konfliktfähigkeit. Und es steckt in diesem Protokoll etwas von dem, was bereits Engels in einem Brief an Bebel als »aparte Frauenrechtleri« bezeichnete. Sie wird so lange Boden haben, wie Emanzipation der Frau als »aparte« Angelegenheit behandelt wird. Bereits Eleanor Marx-Aveling und Edward Aveling legten Wert darauf, zu betonen:

»Die Frauenfrage ist eine Frage der Organisation der Gesellschaft als Ganzes.« (1986, 14)

In Maxie Wanders Protokollen wird sichtbar, daß praktische und geistige Erfahrungen im Sozialismus Frauen oft spontan dazu führen, Emanzipation im Bebel'schen Sinne als Teil von Kulturfortschritt überhaupt zu beanspruchen. Jene, die individuell Eigenes und Toleranz programmatisch betonen oder deren Bedeutung zumindest in wichtigen Lebensmomenten entdecken, sind zum Teil nicht weniger gesellschaftlich engagiert als Doris, oder sie berufen sich auf als Werte des Sozialismus begriffene Maßstäbe. Die Kellnerin Ruth, wahrlich keine Theoretikerin:

»Ich möchte mich selber finden und nicht irgendeinen anderen, vielleicht so einen kleinen Spießer wie mein Stiefbruder ... Den haben sie mir als Vorbild hingestellt, ein Mensch ohne einen eigenen Gedanken, nur mit dem Drang nach viel Geld, was darzustellen, Sicherheit zu haben. Solche Typen unterschieden sich doch gar nicht von meiner West-Oma. Dabei ist der in einer leitenden Stellung. Ich frage mich manchmal: Welche Gesellschaft bauen wir eigentlich auf?« (Wander 1977, 63)

Von den Jüngeren wird das Schulerlebnis gerade da als einengend empfunden, wo es die Suche nach dem Eigenen behindert, wo es zur bequemen Anpassung erzieht oder zur Renitenz an sich provoziert (Gabi, Gudrun). Der Vorbild-Begriff taucht durchaus auch in positivem Sinne auf.

»Ein großes Vorbild ist unsere Geschichtslehrerin ... Sie arbeitet nicht stur auf ein Ziel hin und jubelt uns nicht ihre eigene Meinung unter ... Sie sagt, man kann nur zu einer eigenen Meinung gelangen, wenn man offen sein kann und sich auch irren darf.« Aber: »Ich hab so blöd von unserem Schuldirektor geträumt. Der predigt uns ja immer, wie wir sein sollen. Auf einmal wollte er uns erschießen.« (Susanne, in ebd., 76)

Es mögen auch Zufälle in Spiel sein, wenn die ersten Bände mit protokollierten Selbstaussagen von Frauen mit Frauen erarbeitet wurden. Nicht zufällig ist, daß gerade Frauen als emanzipatorische Erfahrung machen: Partnerschaft wie Kollektivität überhaupt bleiben nur lebensfähig, wenn sie Individualität zulassen und zu integrieren vermögen. Die Reihenfolge hat Folgen, daß Frauen innerhalb der Geschichte der sozialistischen Gesellschaft auf Grund rechtlicher und sozialer Leistungen und auf Grund konsequent durchgesetzter Gleichberechtigungsideologie erst mal gar nicht mehr so ernst nahmen, dennoch vor geschlechtsbedingten Hürden zu stehen. Ihr dominierend primäres Selbstverständnis war das eines gesellschaftlichen Wesens mit unbegrenzter Zuständigkeit für Gesellschaftliches. Erst nach und nach wurde sichtbar, wie stark Frauen traditioneller Zuständigkeit bzw. Einschränkungen ausgeliefert sind, in Familie und Gesellschaft, teils mühelos erkennbar, teils verdeckt. Der Widerspruch zwischen historisch neuem Selbstverständnis und den Hinderungen, es zu realisieren, muß in jedem Einzelfall praktisch gelöst werden. Die Folge ist massenhaftes Experimentieren mit individuellen Lösungen, was ohne Besinnung auf individuelle

Möglichkeiten, ohne Selbstbefragung zum eigenen Lebensziel, ohne kritische Selbstreflexion nicht funktioniert.

Wie wenig sich die Wirkung von Maxie Wanders Protokollen allein mit dem Thema weiblicher Emanzipation und Geschlechterkonflikt begründen läßt, ist auch an Markus Wolfs Notizen in der »Troika« abzulesen. Im Zusammenhang mit der Arbeit des Bruders Konrad an seinem Film »Solo Sunny« äußert er: »Die Geschichte der Sunny hätte auch von Maxie Wander protokolliert werden können.« In diesem Film ist der Anspruch auf Individualitätseinfaltung am Anspruch festgemacht, ein Solo zu bekommen und damit angenommen zu werden. Markus Wolf nennt das zentrale Thema des Films »das Gebrauchtwerten« (1989, 190).

Das von Frauen literarisch mitgeteilte Erfahrungsmaterial erklärt zu einem Gutteil, weshalb Liebesgeschichten mit traditioneller Konfliktstruktur, wie sie noch im »Geteilten Himmel« erkennbar ist, vorerst nicht entstehen. Dazu soll noch ein Aspekt der Liebesgeschichte zwischen Karl Erp und Fräulein Broder in Günter de Bruyns »Buridans Esel« (1968) erwähnt werden. Die Geschichte verhalf zu einer Entdeckung: Die innersozialistischen Verhältnisse in der DDR hatten sich so weit entwickelt, daß der Liebe dieser beiden »von außen« keine unüberwindbaren Gefahren drohten, kein Parteiverfahren für den Leiter, keine Versetzung für die Praktikantin. Im traurigen Ausgang der Beziehung entblößten sich nicht menschlich fragwürdige Züge der Gesellschaft; vielmehr sind subjektive Schwächen der männlichen Hauptfigur dafür verantwortlich. An Volker Brauns »Unvollendeter Geschichte« (Abdruck in *Sinn und Form* 1975, als Buch in der DDR 1989) erweist sich, was die traditionelle literarische Struktur eines Liebeskonfliktes nach wie vor zu leisten vermag bei seismographischer Erkundung der komplizierten und keineswegs nur kontinuierlichen Veränderungen zwischen Verhältnissen und Verhalten, zwischen Objektivem und Subjektivem im Sozialismus. Karin und Frank scheitern nicht in ihrer Liebe, obwohl ihre Gefährdung bis zur Lebensgefahr reicht. Frank sieht bei Zuspitzung des Konfliktes kein Mittel mehr, sich vor politischem Mißtrauen und dem daraus folgenden Verlust der Freundin zu schützen. Er versucht, sein Leben selbst zu beenden. Obwohl deutlich in der Romeo- und Julia-Tradition stehend, sind die äußeren Gefahren für die beiden Heutigen dennoch anders. Der Konflikt zwischen Verhältnissen und subjektivem Verhaltensspielraum geht durch Karin als junge Genossin selbst mittendurch, weil ihre politischen Lebensverhältnisse bisher für sie in Übereinstimmung mit menschlich gemäßem Verhalten standen. Von solchem Verhalten, von ihrer Liebe und Verantwortung dafür, soll sie nun ablassen. Letztlich halten Karin und Frank mit ihrem Verhalten stand. Aber die Geschichte (im doppelten Wortsinn) bleibt offen, weil sich in ihr ein Zusammenhang zwingend offenbart hat: Die humane Qualität der für den einzelnen objektiven Verhältnisse wird immer abhängiger von massenhafter humaner Qualität subjektiven Verhaltens und davon, welchen Spielraum es sich zu schaffen vermag in den Verhältnissen, zu welchem Preis.

Die junge Karin in »Unvollendete Geschichte« wird zur Hoffnungsträgerin, weil im individuellen Bekenntnis zu ihrer Liebe zugleich enthalten ist, in politisch verantwortungsbewußtes Handeln menschlich gemäßes einzuschließen. Es

ist nicht ganz unwichtig, daß hier die Geschichte einer jugendlichen Zuneigung erzählt wird. (Auch Shakespeares und Kellers Romeo und Julia waren sehr junge Liebende.) Noch wenig »eingerrichtet« im Leben, sind sie ihrer Liebe in besonderer, unmittelbarer Weise ausgeliefert und in gleichem Maße gefährdet durch Eingriffe von außen. Verständnis für die Beziehung der beiden wird zur Nagelprobe für Gefühlskultur, einem wesentlichen Moment von Menschlichkeit, im gesellschaftlichen Umfeld. Was in den Schicksalen sehr junger Liebender in geradezu »unschuldiger« Klarheit zutage tritt, ist im Grunde in literarischen Liebesgeschichten als tiefe Erfahrung besonders des neuzeitlichen, das heißt, des sich seiner Individualität bewußt werdenden Menschen, immer wieder vermittelt: als beglückendes Ausgeliefertsein an ein großes individuelles Gefühl.

Im »Geteilten Himmel« ist der »Zauber«, der von Rita ausgeht, lediglich Metapher. Im Sagen- und Märchengut der Völker, in früheren Kulturen überhaupt, dienen Vorstellungen tatsächlicher Zaubervorgänge als Erklärungsmuster für Liebeserfahrung; auch Hoffnung auf noch unerfülltes Liebesglück ist an Zauber- und Wundermittel gebunden. In der Gattungsgeschichte des Menschen hat die intimste menschliche Beziehung offensichtlich Individualitätserfahrung bereits zu Zeiten vermittelt, als dafür noch kaum gesellschaftlicher Bedarf bestand. Die alten Erklärungsmuster sind unbrauchbar geworden, ebenso seichte Operettenbilder von der »Liebe als Himmelsmacht«. In historischer und aktueller weiblicher Erfahrung zur Beziehung zwischen den Geschlechtern ist das »Ausgeliefertsein« klar negativ besetzt als soziale Abhängigkeit, als Abhängigkeit vom noch immer sozial bedingten und kulturgeschichtlich gewachsenen größeren Handlungsspielraum des Mannes. Mit Notwendigkeit mußten diese rationalen Einsichten die Bereitschaft, auch die Fähigkeit zu emotionaler Auslieferung verbauen, ja Mißtrauen dagegen aufkommen lassen. Um so erstaunlicher ist der 1986 erschienene kleine Roman von Helga Schütz »In Annas Namen«.

Die alleinstehende Anna, die mit ihrem halbwüchsigen Sohn recht harmonisch lebt, in einem interessanten Beruf tätig ist, der sie zur Erarbeitung von Dokumentationen über die faschistische Vergangenheit sogar bis nach Paris führt, verliebt sich in einen Arzt aus der Nachbarschaft, dessen Frau verstorben ist. Der Mann Rolf wendet sich wieder von ihr ab, als ihm eine reiche Westberlinerin über den Weg läuft, die ihn mit allen materiellen Segnungen des Westens eindeckt. Von dem Roman geht Irritation aus. Die Selbstpreisgabe der Anna in ihrer Liebe gerät zur Selbstaufgabe, zur Würdelosigkeit. Die Verführung des Mannes durch die Macht der guten Dinge funktioniert zu glatt. Liebe und Verrat scheinen im Klischee zu erstarren. An der Entwicklung Rolfs ist das Klischee durch Überzeichnung als bewußt eingesetztes Mittel kenntlich gemacht. Aber die Erzählerin erzählt »in Annas Namen« und da ohne deutliche Distanz. Die schafft sie – wesentlich schwerer zu erkennen – mit dem Einstieg in die Geschichte. Sie stellt dem Roman ein Motto aus Shakespeares »Sommernachtstraum« voran.

»Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt, / Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält!«

Es sind die Abschlußverse von Theseus' Kommentar zu dem, was die endlich zueinander gefundenen Liebenden Hermia/Lysander und Helena/Demetrius

über die zauberischen Vorgänge der Sommernacht berichtet haben. Theseus bezweifelt den stattgefundenen Zauber:

»Mehr wundervoll wie wahr. / Ich glaubte nie an diese Feenpossen / Und Fabelein. Verliebte und Verrückte / Sind beide von so brausendem Gehirn, / So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt / Was nie die kühlere Vernunft begreift. / Wahnwitzige, Poeten und Verliebte / Bestehn aus Einbildung ...«

Er beschreibt dann die Verklärungen der Einbildung und mit den bei Helga Schütz als Motto benutzten Versen die Schwarzseherei, zu der Poeten und Verliebte auch fähig sind. Theseus' Braut Hippolyta schließt sich dem Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Poeten und Verliebten nicht an:

»Doch diese ganze Nachtbegebenheit / Und ihrer aller Sinn zugleich verwandelt, / Bezeugen mehr als Spiel der Einbildung: / Es wird daraus ein Ganzes voll Bestand, / Doch seltsam immer noch und wundervoll.« (Shakespeare 1989, 364)

Dies ist der Kontext zum Motto. In einzelnen Schritten nähert sich die Erzählerin dem Schreiben »in Annas Namen«. Zuerst wird Rolf eingeführt. Der »sitzt genau in der Mitte zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Zukunft soll Renate heißen. Das, was abgetan werden muß, heißt Anna.« (1986, 8) Danach kennzeichnet die Erzählerin ihren Standort: »... ich beschwor eine Liebe, hinter der ich im Narrenkleid hersein konnte, huschend, versteckt, zerrissen – mit einer winzigen, bimmelnden Schelle am Hut.« (Ebd., 10f.) Und schließlich beginnt Annas Geschichte, die mit ihrem vermutlichen – in der Folge eines Autounfalles zufälligen – Tod endet. Die letzten Worte in ihrem Tagebuch ver-raten, daß sie unbeirrt an ihrem Traum festgehalten hat, geradezu lebensnotwendig zu sein für Rolf. »Ich stehe am Ende bereit, dich zu fangen.« Eine Erwartung wider jede Vernunft und als Abschluß einer Vorstellung formuliert, die dicht am Kitsch ist. Aber da ist der eingangs zitierte »Sommernachtstraum«, in dem der Liebeszauber, von nächtlichen Geistern auf die Augenlider eines Schlafenden gestrichen, dessen Blick verklärt. (Shakespeare schildert das allerdings derb-komisch.) Dennoch: Es gehört einiger Mut dazu, sich heute zu solchen uralten Erfahrungen zu bekennen. Und dafür gebührt Helga Schütz Achtung. Genauer besehen werden soll, wie sie diese Erfahrungen im Heutigen aufzuheben sucht. In den Jugenderinnerungen Annas taucht anstelle von »Zauber« ein anderes Wort für Liebe auf: Gnade. Der alte Pfllegevater ihres Zwillingsbruders meditiert:

»Gegenseitigkeit in der Liebe sei ein Geschenk der Gnade, und Gnade könne man sich weder verdienen noch fordern, sie werde umsonst gegeben und werde wegen nichts entzogen. / Anna dachte: Der Alte hat recht, und doch war ihr so, als redete ein Blinder über die Farbe. Anna wollte Gnade einfordern, warum nicht.« (Ebd. 1986, 294)

Für »Gnade« kann man »Glück« sagen oder »Zufall«. Allem haftet für die Betroffenen Unwägbares an. Auch die lebenserfahrene Anna nimmt die jugendliche Haltung nicht zurück, dieses Unwägbare einfordern zu wollen. Gerade das aber macht sie menschlich klein, ihr verbissenens Einfordern entwürdigt sie, ähnlich wie Freundin Hildchen, die ihren Kampf um verlorene Liebe ersatzweise als zähen Kampf um den mit der Ehescheidung verlorenen Telefonanschluß austrägt. Den Bergen an Konsumgütern, die die andere Frau zu bieten hat, begegnet Anna mit selbstgebackenem Kuchen und selbstgepflückten Blumen. Darin

verkörpern sich alternative Werte, mit unverkennbar nostalgischem Hauch. Das macht sie keineswegs fragwürdig. Fragwürdig ist das andere, der Kampf um den Mann, den sie unter Selbstverleugnung als Rettungstat rechtfertigt, zum Beispiel gegenüber Sohn Rainer: »Was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!« Der Rückgriff auf ein religiöses Bild ist nicht zufällig. Rainer hat die lakonische Antwort: »Wieso sollte er Schaden nehmen! ... Jeder hat eine andere Seele.« (Ebd., 104) Anna stellt sich auf die Verhältnisse ein, die allerdings der anderen Frau günstiger sind. Gegenüber der reichen Renate sucht sie mit ihren Mitteln konkurrenzfähig zu bleiben. Sie stellt sich auch sonst auf Verhältnisse ein. Dem Sohn droht der Rausschmiß aus der Schule. Ein gleichermaßen betroffener Mitschüler entgeht der Gefahr, weil dessen Vater als Generaldirektor hinreichende Beziehungen hat. Anna mobilisiert die Beziehungen von Rainers unehelichem Vater und kann so auch ihren Sohn von den Folgen einer zwar unreifen, aber keineswegs böartigen Handlung retten.

Noch einmal zum Motto der Erzählung: Verliebte und *Poeten* haben den über-treibenden Blick, verklärend, aber auch den Busch für einen Bären haltend. Bezieht man das auf den Blick der Erzählerin »im Narrenkleid«, so entsteht insgesamt ein beängstigendes Bild, das Verhältnisse wie auch Annas Verhalten einschließt. Die von materiellen und Prestigewerten ausgehende Gefahr für die Liebesfähigkeit als individueller menschlicher Qualität hat schon in Renate Apitz' »Hexenzeit« (1984) überzeugend literarische Gestalt gefunden. Der Mann Bert vermochte durchaus das zufällige Glück seiner späten Begegnung mit Mathilde zu erfassen. Aber er gab es bereitwillig preis, um erworbenen Besitzes willen, für seine Bequemlichkeit. Renate Apitz bietet ein radikales phantastisches Mittel auf, um das Ausmaß der vergebenen menschlichen Chance zu bewerten. Mathilde entwickelt ürtümliche Hexenkräfte in sich und verflucht Bert zur Impotenz. Vergleicht man die Schlußbilder aus Renate Apitz' »Hexenzeit« und Helga Schütz' »In Annas Namen«, so steckt in Mathildes Fluch mehr historischer Optimismus als in Annas messianischem Traum. Der Fluch enthält die Weigerung, sich von der Vergangenheit einholen zu lassen, in der immer wieder sich reproduzierende ungleiche Lebensbedingungen (nicht nur materieller Art) den Raum beengen, in dem der glückliche Zufall gegenseitiger Liebe eine Chance hat.

1986 zitiert Helga Königsdorf in »Respektloser Umgang« aus der Dritten Vorlesung Christa Wolfs zu »Kassandra«:

»Inwieweit gibt es wirklich weibliches Schreiben? Insoweit Frauen aus historischen und biologischen Gründen eine andere Wirklichkeit erleben als Männer. Wirklichkeit anders erleben als Männer und dies ausdrücken. Insoweit Frauen nicht zu den Herrschenden, sondern zu den Beherrschten gehören, jahrhundertlang, zu den Objekten der Objekte. Objekte zweiten Grades, oft genug Objekte von Männern, die selbst Objekte sind ...« (52)

Helga Königsdorf reagiert darauf mit »Mißstimmung«, obwohl sie die Begründung logisch findet, nichts dagegen einzuwenden weiß. Beider Positionen divergieren nicht in der Einschätzung, jedoch in den Folgerungen aus weiblicher Sicht und Erfahrung. Christa Wolf hat seit den siebziger Jahren deren Eigenart immer wieder erkundet und deren humane Potenz überzeugend geltend gemacht. Die

Legitimität solchen Angebots sollte aber nicht die Gefahr übersehen lassen, die darin besteht, zu neuerlicher Festschreibung von geschlechtsbedingter Eigenart zu gelangen, in die das Individuum hineingepreßt wird. Helga Königsdorf reagiert anders.

»Bei diesem Geschehen gibt es immer zwei Seiten. Die eine, die den Angriff, das Objektmachen, als Machtmittel inszeniert, und die andere, die als Subjekt ihre Autonomie bewahrt. Oder auch nicht. Sind die Mechanismen tatsächlich so effektiv, daß es kein Entrinnen gibt?« (Ebd., 53)

Der respektlose Umgang der Ich-Erzählerin mit allem, was das eigene Leben als Frau und Wissenschaftlerin geprägt hat und prägt, entwürdigt nichts und niemanden. Er nötigt Respekt ab. Er führt zur »Frage nach dem eigenen inneren Auftrag« angesichts von »Bedrohung, die der ganzen Menschheit gilt« und zur Antwort, sich als einmalig und unverwechselbar anzunehmen, »weil jeder Mensch etwas Einmaliges ist«. Diese universelle Erfahrung hat in »Respektloser Umgang« literarische Form angenommen. Familiäre und wissenschaftliche Vorgeschichte, existenzielle Konflikte gewinnen Sinn, indem die Ich-Erzählerin diesem allen Sinn für das eigene Leben zu geben vermag.

Helga Königsdorf hat schon früher Ich-Erzähler reden lassen, Frauen, Kinder. Die von Frauen bilanzierend erzählten Geschichten legten vor allem die sozialen Mechanismen frei, denen Frauen ausgesetzt sind. Die Texte, die sich auf soziale Beziehungen in wissenschaftlichen Institutionen konzentrieren, sind noch entschiedener auf das Ziel hin gebaut, eingeschliffene Praktiken aufzudecken, die produktiver Entfaltung im Wege stehen. Diese Texte sind rabiat, weil sich der intellektuelle Durchblick der Autorin im Einschätzungsvermögen eines überschauenden Erzählers wiederfindet. Hinter allen Geschichten bereits der ersten Erzählbände steht ein großer Widerspruch: der zwischen dem einzelnen Menschen, seinen einmaligen Anlagen, Wünschen, seiner Art und Weise, sich intellektuell, emotional und praktisch zu äußern und einem starren Bewertungsmuster, das mit wenigen Kennzeichnungen auskommt. Das Prinzip der Stichwortbewertung ist in »Krise« auf die Spitze getrieben.

»Bevor der Kaderleiter die Treppe emporstieg, las er am Mitteilungsbrett die Ankündigung des Festkolloquiums: Dr. Heinrich Glors, Über die Krise in den Grundlagen der Theorie der Primärzahlen. Der Kaderleiter speicherte: Glors, Primärzahlen, Krise. Kurze Zeit später: »Nachdem Glors den Kaderleiter verlassen hatte, speicherte dieser: Glors, Ehescheidung, Krise, Primärzahlen. Er machte eine Eintragung in die Akten und verschloß den Panzerschrank. Ja, dachte er, eine persönliche Krise und eine fachliche Krise fallen meist zusammen.« (Ebd., 52)

Was aber Glors in seinem Vortrag dargestellt hatte, kam einem wissenschaftlichen Durchbruch gleich, den allerdings niemand im »Forschungszentrum für Zahlographie« begriff. Als die internationale Anerkennung von Glors Leistung auch im Institut bekannt wird, ist dieser längst als Dozent an die Fachschule für Gölletechnik abgeschoben. Der ihm angebotenen ehrenvollen Rückberufung zum Zentrum kann er nicht Folge leisten, »da er gerade dabei war, über eine Krise in den theoretischen Grundlagen der Gölletechnik nachzudenken« (ebd., 54).

In allen Geschichten Helga Königsdorfs finden bewußte und unbewußte Aufstände von Individualität statt gegen vorgegebene Bewertungs- und Verhaltens-

muster. Diese Aufstände werden heiter oder traurig, satirisch, tragikomisch oder mit schwarzem Humor berichtet. Sie sind erfolgreich (»Der todsichere Tip«), werden niedergehalten (und sei es durch ein »Krokodil im Haussee«) oder gar nicht erkannt (»Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller«). Das trotz provokativ-utopischer Verfremdung ganz verhalten erzählte Märchen »Der kleine Prinz und das Mädchen mit den holzfarbenen Augen« endet mit dem Satz: »Und wie er so sprach, kam ihm der Falter in den Sinn, den er einmal bei seiner Geburt beobachtet hatte, und er begriff, daß es bei ihm selbst lag, ein Mensch zu werden.« (1982, 216)

In Helga Königsdorfs Schaffen hat sich von Beginn an vorbereitet, was sie auf dem Plenum des X. Schriftstellerkongresses als Credo formulierte:

»Die Gattung Mensch ist dabei, die Grundlagen ihrer Existenz zu erschüttern. (...) Die Lehren der Geschichte, die existierenden theoretischen Konzepte können lediglich Ausgangspunkte sein. So sehr war eigenes Denken, neues Denken nie gefragt, nie so sehr lebensnotwendig für die Gattung. (...) Ich glaube, die vornehmste Aufgabe von Literatur heute ist, zu ermutigen. Ich denke dabei nicht an den erschreckend weit verbreiteten irrationalen Optimismus, der aus Verdrängung entsteht, sondern vielmehr an eine neue Kassandrafunktion von Literatur. Wobei ich auch hier das Wort »neu« betonen möchte. Nicht die Cassandra, die das Unheil weissagt und keinen Glauben findet, sondern eine Cassandra, die nichts beschönigt und die trotzdem ermutigt, sich gegen das Unheil zu wehren. (...) Bloß, in solchen Zeiten wie den unsrigen kommt unweigerlich der Moment, in dem man 'Ich' sagen muß, und dann kann es geschehen, man stellt fest, gerade dies hat man nicht gelernt. Und es gebricht an Mut. (...) Es ist verlockend, auf eine eigene Identität zu verzichten und in eine kollektive hineinzutauchen. Aber was ist eine kollektive Identität ohne eine Identität, die 'Ich' einbringt! (...) Schreiben heißt für mich um ästhetische Formen ringen, die heutiges Weltbewußtsein mitteilbar machen (...) Und nicht zuletzt ... auch, gemeinsam mit dem Leser, 'Ich' sagen. Und 'Ich' sogleich wieder in Frage stellen. Es erneut, auf neue Weise also, mit kollektiver Identität konfrontierten und diese gegebenenfalls auch verändern. Das ist ein unbequemer Vorgang, und in diesem Sinn soll und muß Literatur unbequem sein, muß unbequeme Literatur unter die Leute, auch in unbequemen Zeiten. Dann erst recht.« (1988, 95ff.)

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Text stellt ein Kapitel einer längeren Arbeit dar, die die Autorin vor dem Herbst 1989 verfaßt hat.
- 2 »Die sozialistische Gesellschaft wird selbst um so reicher, je reicher sich die Individualität ihrer Mitglieder entfaltet, und sie schafft dafür mit ihrem Fortschreiten immer günstigere Bedingungen.« (Honecker 1986, 59f.)

Literaturverzeichnis

- Braun, Volker, 1977: Unvollendete Geschichte. Frankfurt/M.
- Bruyn, Günter de, 1968: Buridans Esel. Halle
- Fühmann, Franz, 1975: Das mythische Element in der Literatur. In: ders.: Erfahrungen und Widersprüche. Rostock
- Hermlin, Stephan, 1979: Abendlicht. Leipzig
- Honecker, Erich, 1986: Bericht an den XI. Parteitag. Berlin
- Kirsch, Sarah, 1973: Die Pantherfrau. Fünf Frauen in der DDR. Berlin, Weimar
- Königsdorf, Helga, 1988: Plenum des X. Schriftstellerkongresses der DDR vom 14. bis 26. November 1987. Berlin, Weimar
- dies., 1986: Respektloser Umgang. Berlin, Weimar
- dies., 1984: Krise. In: Meine ungehörigen Träume. Berlin, Weimar

- dies., 1982: Der kleine Prinz und das Mädchen mit den holzfarbenen Augen. In: Der Lauf der Dinge. Berlin, Weimar
- Marx-Aveling, Eleanor, und Edward Aveling, 1986: Die Frauenfrage. Leipzig
- Rücker, Günther, 1985: Anton Popper und andere Erzählungen. Berlin, Weimar
- Schütz, Helga, 1986: In Annas Namen. Berlin, Weimar
- Shakespeare, William, 1989: Ein Sommernachtstraum. In: Anselm Schlösser (Hrsg.): Sämtliche Werke I. Komödien. Berlin, Weimar (Übers. Schlegel und Tieck)
- Teichmann, Werner, 1988: Brauchen wir eine philosophische Theorie der Persönlichkeit? In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 12
- Wander, Maxie, 1977: Guten Morgen, du Schöne. Berlin, Weimar
- Wolf, Christa, 1987: Die Dimension des Autors. Darmstadt, Neuwied
- dies., 1986: Nachdenken über Christa T. Berlin, Weimar
- Wolf, Markus, 1989: Die Troika. Berlin, Weimar
- Wolter, Christine, 1979: Hintergrundperson. Berlin

FORSCHUNGSJOURNAL

Neue Soziale Bewegungen

*Aufsätze, Berichte, Kommentare, Analysen,
Dokumente, Rezensionen, Bibliographie &
Infomarkt. 4 x pro Jahr auf 122 Seiten.*

PRAXIS MIT REFLEXION.
ANALYSE MIT SUBSTANZ.
KONZEPTE MIT KONTUREN.

Zukunft der Reformpolitik?
Die politische Gestaltung des
gesellschaftlichen Wandels bei
SPD und den Grünen Heft 1/91

Triumph der Verbände?
Bewegungen zwischen Gesell-
schaft und Staat Heft 3/91

Bewegung, Gegenbewegungen
und Staat
Heft 2/91

Power in der Provinz?
Ländlicher Raum und neue
soziale Bewegungen Heft 4/91

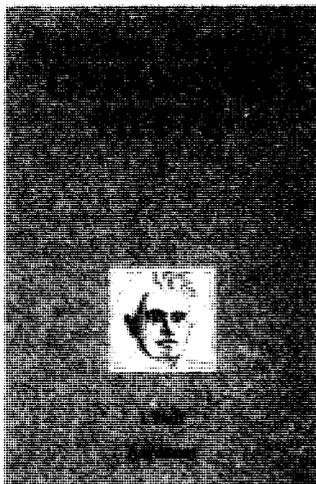
Joachim Raschke
**KRISE DER
GRÜNEN**
Bilanz und Neubeginn

Hrsg. Forschungsgruppe
Neue Soziale Bewegungen
Schüren Presseverlag

ISBN 3-924800-47-2
224 Seiten
19,80 DM

Abo: DM 48,- (DM 36,- erm.); Einzelheft: DM 12,50
Bestellungen über den Buchhandel • Probehefte gratis beim Verlag
Verlag: Schüren Presseverlag, Deutschhausstraße 31, 3550 Marburg
Redaktion: Forschungsgruppe Neue Soziale Bewegungen, c/o Dr. Thomas Leif, Neubauerstr. 12, 6200 Wiesbaden





Antonio Gramsci Gefängnishefte

Band 1, 1. Heft

Hg. von Klaus Bochmann

Einleitung von Wolfgang Fritz Haug

288 S., geb., DM 46,—

Subskriptionspreis: DM 37,—

Im Herbst erscheint:

Antonio Gramsci Gefängnishefte 2

(2. und 3. Heft)

Hg. von Wolfgang Fritz Haug

ca. 340 S., geb., DM 46,—

Subskriptionspreis DM 37,—

Die Ausgabe wird insgesamt 10 Bände umfassen. Bitte fordern Sie einen Subskriptionsprospekt an!

Neu zu entdecken: Gramsci, Antonio

(1891—1937)

Am 22. Januar dieses Jahres hat sich Antonio Gramscis Geburtstag zum einhundertsten Mal gejhrt — Anlaß genug, sich einen Denker und Revolutionär ins Gedächtnis zu rufen, der wie kaum ein anderer den westlichen Marxismus der Nachkriegszeit beeinflusst hat. Eine zentrale Rolle spielt dabei sein Hauptwerk: die *Quaderni del carcere*, die er unter schwierigsten geistigen und materiellen Bedingungen in den Kerkern der italienischen Faschisten zwischen 1929 und 1935 niederschrieb.

Mit dem seit Ende März vorliegenden ersten Band der *Gefängnishefte* kann die Gramsci-Debatte nun auch hierzulande endlich auf gesicherte Grundlagen gestellt werden. Für die interessierte Öffentlichkeit ist das ein ungeheurer Gewinn — und für den Verlag ein hohes Risiko. Bis 1996 soll die integrale Ausgabe der *Gefängnishefte* in 10 Bänden (mit insgesamt ca. 4.000 Seiten) vorliegen. Bei der Realisierung dieses Vorhabens sind Subskriptionen eine willkommene Hilfe. Von daher unsere Bitte an alle Interessierten: *Unterstützen Sie das deutsche Gramsci-Projekt! Subskribieren Sie die deutsche Ausgabe der Gefängnishefte.*

(Subskriptionsschluß: 31.12.1991)

Hiermit subskribiere ich: *Antonio Gramsci, Gefängnishefte*

(10 Bände, 1991 bis 1996, Band 1 bereits erschienen).

Ich erteile Einzugsermächtigung (Zusendung erfolgt portofrei)

Kto.-Nr.

BLZ

Bank:

Ich erbitte Zusendung mit Rechnung (pro Band DM 2,—Porto)

Name:

Straße:

PLZ/Ort:

Datum/Unterschrift:

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Rolf Stefaniak

Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen

Politik des Kulturellen oder Kulturalisierung der Politik

Wenn Kultur alles ist, dann ist sie nichts mehr. Sie verschwindet in dem Augenblick, da sie allgegenwärtig ist. Ob Hochkultur oder Soziokultur, ob Stadtteilkultur oder Kulturarbeit, ob Kulturpädagogik und -politik, – je mehr Verbindungen sie eingeht, um so unwirklicher wird sie. Jeder hat sie, jeder will sie, aber irgendwie ist sie auch gleichgültig. Wo Alltagsgewohnheiten, tradierte Wert- und Deutungsmuster, also die »Selbstverständlichkeiten« des Lebens als »Kultur« gelten, ist diese zum Kitt geworden, der die Menschen bei der Stange hält, freilich um den Preis, daß die Angst, der Schmerz, die Versagungen, unter denen Zumutungen zu Selbstverständlichkeiten werden, den Ort verlieren, wo sie sich hätten artikulieren und widerständige Kraft entwickeln können. Die subversiven Energien des Kulturellen, die Fähigkeit, das Wirkliche am Möglichen zu messen, wären in affirmative Zerstreuungen abgeflossen. Oder ist die Verbreitung der Kultur, oder doch der Rede von ihr, nicht eher ein hoffnungsvolles Zeichen? Ist sie dabei, Allgemeingut zu werden? Vielleicht sind die Sehnsüchte, die Utopien, längst erfüllt oder doch auf dem Sprung, in die Gegenwart eines glücklichen Daseins erlöst zu werden. Wahr wäre der romantische Traum von der Versöhnung des Lebens mit der Kunst, der Kunst mit dem Leben. Nur die Kulturkritiker haben es noch nicht gemerkt.

Der Besuch des Wissenschaftstags »Umbruch der Industriegesellschaft – Umbau zur Kulturgesellschaft?« ausgerichtet vom Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes NRW und der Kulturpolitischen Gesellschaft, belehrt darüber, daß der kulturtheoretische und -politische Diskurs jene Frontstellung zwischen affirmativer und kritischer Funktion der Kultur, die beispielsweise für Herbert Marcuse maßgeblich war, aufgezehrt oder doch soweit relativiert hat, daß er beide in ein wenn zwar nicht spannungsloses, so doch bewegliches Verhältnis stellt – wie beweglich es ist, wird sich freilich noch herausstellen müssen. An die Stelle von affirmativer und kritischer Kultur ist etwa die Unterscheidung von »Soziokultur« und »Deutungskultur« getreten. Soziokultur, die sich in verschiedenen Milieus und Lebensweisen sedimentiert, ist getragen von konservativen Werthaltungen und sozialen Interpretationsmustern, die in ihrer Herkunft und in ihrer Reichweite nicht weiter befragt werden. In ihnen bewahrt sich die Sehnsucht, daß es so bleibe, wie es nun einmal geworden ist; unnachgiebig gegenüber neuen Anforderungen, entlasten sie von Irritationen, die aus Umbrüchen im Arbeits- und Alltagsleben entstehen, und können sich doch nur erhalten, wenn sie sich diesen neuen Einflüssen wenigstens einen Spalt weit öffnen. Die Neigung, auch seitens der Intellektuellen, diese Milieus wie beispielsweise das Arbeitermilieu mit Zitaten der zwanziger Jahre zu meublieren, trägt restaurative, wenn nicht komische Züge.

Stadtteilkultur mobilisiert Nachbarschaften, die nicht mehr existieren, Selbsthilfe, die fragwürdig ist, weil kommunale Leistungen immer noch besser funktionieren als jene Hilfen, die sich der Aufdringlichkeit der Mitbewohner verdanken. Alternativkultur, die sich teils hilflos, teil ironisch als Soziokultur ausgibt, lebt von einem Mythos, einem Spiel mit alten Werten, wo fraglich ist, ob ihr mehr am Spiel, dem stundenweisen Budenzauber in der Nachbarschaft, oder an den Werten, dem Konservatismus von Selbsthilfe und Eigeninitiative gelegen ist. Die traditionellen Milieus hingegen sind längst dabei, sich zu zersetzen, pluralere Orientierungen auszubilden. Die Freundlichkeit, die man im Quartier austauscht, basiert kaum mehr auf wechselseitiger Abhängigkeit; es sind Näherungen auf halbe Distanz, die alte Konventionen eher simulieren als beleben und damit transparenter machen für Einflüsse etwa der Medien, die sie ja nicht nur mit Schund und Dummheit überlagern (aber auch diese sind schon durchschnittliche und keine milieugebundenen Dummheiten mehr und also näher an der Wirklichkeit), sondern auch mit Großer Welt konfrontieren. Milieus werden abgehängt, und diejenigen, die in den Milieus zuhause sind, müssen von ihrer Heimat Abschied nehmen. Gewiß tun sie das auf verschiedene Weise, die Gewinner, die sich wegbewegen und neue Chancen suchen anders als die Verlierer, die ihre Rettung, wie etwa Skinheads und Hooligans, in der Wiederbelebung von männlichen Kulturen sehen. Pluralisierung zerreißt alte Schicksalsgemeinschaften, Glück oder Elend werden mehr noch als bisher als persönliches Los erfahren. Aber ein Zurück gibt es nicht; nur durch die Individuen hindurch, nicht durch Zwangsgemeinschaften, werden sich neue Solidarbeziehungen ausbilden können.

»Global denken – lokal handeln« ist eine Formel, die Heil verspricht, indem sie die neuen Ansprüche mit alten Gewohnheiten vermittelt. So achtenswert der moralische Anspruch, das Ganze der Welt im eigenen Umkreis anzugehen, so blind erweist er sich gegenüber der Tatsache, daß diese Gewohnheiten sich zersetzen. Die überschaubare Nahwelt existiert nicht mehr, als daß die Einsicht ins große Verhängnis sich glücklich in ihr betätigen könnte. Der Raum des Individuellen mit seinem Zuwachs an Kenntnissen und Bedürfnissen ist zu groß, als daß er sich auf das Nahe und Eigene bescheiden ließe. Wenn schon Mitsprache, dann universell. Der Demokratisierungsanspruch hat eine Unbescheidenheit zur Folge, ohne die Demokratie nicht zu haben ist.

Und »Deutungskultur«, von der, wie insbesondere von der Kunst, innovative Anstöße erwartet werden – ist sie nicht längst zu einem Zweig der Reizproduktion geworden, die dafür sorgt, daß die gestreten Stadtbewohner sich entlasten können? Jedenfalls gibt es genügend Hinweise dafür, daß künstlerische Hervorbringungen, und zwar unabhängig von ihren ästhetischen Qualitäten, für kompensatorische Zwecke instrumentalisiert werden, mit denen die Leere überspielt werden kann durch beliebige, schnell verbrauchte und darum häufig wechselnde Surrogate von Sinn, den die gesellschaftliche Gegenwart selbst nicht mehr erzeugen kann. Wenn es denn überhaupt die Aufgabe moderner Kunst ist, die Welt zu deuten (und nicht vielmehr, ihr zu widerstehen), dann steht sie heute in der Gefahr, diese Kraft auf dem Wege neuprächtiger Musealisierung einzubüßen. – An die Stelle des Skandals und der Provokation ist Gefälligkeit getreten, die noch

Skandal und Provokation genußfähig macht, und an die Stelle von Sinn eine kurzweilige Versöhnung mit einer Welt, die Sinn nicht mehr benötigt.

Kulturelle Modernisierung

Der rasonnierende Blick auf Sinn und Bedeutung von Kunst und Soziokultur darf freilich die konkrete Pragmatik der Kulturpolitik nicht übergehen, wenn er mit seiner großen Klage nicht selbst noch zum allgemeinen Attentismus der Intellektuellen beitragen will. Auf der genannten Tagung haben die Veranstalter ein Papier vorgelegt, das sich als Orientierungshilfe für die neuen Anforderungen an Kulturpolitik versteht: »Bausteine für eine kommunikativ und ökologisch orientierte Kulturpolitik«. Ausgangspunkt ist der Anspruch, den gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß durch kulturpolitische Strategien zu beeinflussen. Ökologie und Kommunikation sind die zentralen Felder, Stadtentwicklung und Urbanität der Handlungsraum.

Im Anschluß an die sozialwissenschaftliche Diskussion wird unter Modernisierung ein »Umbruch der Industriegesellschaft« verstanden, der sich durch eine Qualifizierung der Arbeit, eine Erweiterung um kommunikative Kompetenzansprüche und eine Umwertung von Arbeit und Freizeit auszeichnet. Dabei wird nicht übersehen, daß diese Entwicklung von einer sich vertiefenden Polarisierung und Fragmentierung sozialer Lebenschancen und kultureller Ausdrucksfähigkeiten begleitet wird. Gleichwohl werden die positiven Merkmale der Modernisierung als richtungsbestimmend angesehen, und die Entlastung von Erwerbsarbeit zugunsten von mehr Freizeit und Eigentätigkeit kann als Chance aufgefaßt werden, durch soziale, ökologische und kulturelle Initiativen in die Gestaltung des öffentlichen und privaten Lebens einzugreifen. Aufgabe kommunaler Kulturpolitik wäre dann, diesen Trend zu stärken und ihm den nötigen Betätigungsraum zu verschaffen.

Damit ist ein Anspruch formuliert, der Kulturpolitik nicht mehr als ein luxurierendes Geschäft begreift, das das restliche Geld verwaltet, wenn alle übrigen Ansprüche befriedigt sind; aber auch eine Alternative zur gegenwärtigen Mode, die Kultur zu einem wirtschaftsfördernden Standortfaktor zu erheben, um sie gleichzeitig in ihr traditionelles Terrain der Museen, Theater und Stadtteilstände einzusperren. Kulturpolitik selbst soll ins Zentrum des Politischen gerückt werden, weil sie die Wertvorstellungen verwaltet oder erneuern hilft, von denen her der Anspruch und die Richtung des gesellschaftlichen Umbaus überhaupt erst entschieden werden können.

In den »Bausteinen« wird, wie anderswo auch, ein Bereich besonders hervorgehoben: Die ökologische Frage, die die Grenzen einer Naturverwertung bewußt gemacht hat, welche die menschlichen Lebensgrundlagen zu zerstören droht. Von Kultur (und Kulturpolitik) wird erwartet, daß sie die Gelegenheiten bereitstellt, wo über neue Wertsetzungen und Orientierungen im gesellschaftlichen Naturverhältnis entschieden werden kann. Es ist die Frage, wie wir leben wollen, ob wir Gewohnheiten ablegen und an ihre Stelle neue (oder doch modifizierte) Lebensziele ausbilden können, indem wir uns, gezwungenermaßen, aber dennoch freiwillig, über diese Umwertungen verständigen.

Damit ist der zweite Schwerpunkt, Kommunikation, angesprochen, das Medium, in dem sich sinnliche Erfahrung und orientierende Verständigung strukturieren. Kommunaler Kulturpolitik fiele es zu, autonome Öffentlichkeiten zu stärken, wie sie sich in Bürgerinitiativen, freien Debattierclubs, Begegnungsstätten, Kulturwerkstätten herausbilden, um Foren zu schaffen, auf denen sich neue Identitäten und Werthaltungen ausbilden können.

So anspruchsvoll ein solches Programm auch erscheint, so bleibt doch zweifelhaft, ob eine Kulturalisierung der Politik sich nicht überhebt oder, schlimmer noch, gegen die eigene Intention eher zur Entpolitisierung beiträgt. Die Belebung kultureller Initiativen kann allzu leicht dazu herhalten, den Schein alternativen Lebens und Bewußtseins bereits für die Lösung zu halten, während die gesellschaftlichen Mächte, die die Probleme erzeugen, am Ende unangetastet bleiben. Jedenfalls ist nicht zu sehen, daß sich Wirtschaft oder Wissenschaft von solcher Kulturpolitik auf irgend eine Weise beeindruckt lassen. Alle sind mit sich selbst und ihrem Nahraum beschäftigt, den sie begrünen und in dem sie feiern können. Es gibt so viel Kultur, daß für Politik keine Zeit mehr bleibt. So mag es sein, daß Beteiligung an kommunalen Entscheidungen von einer Kulturpolitik bewerkstelligt wird, die sich als eine Agentur für soziale Integration bewährt, zugleich aber eine teilnahmslose Akzeptanz für all das erzeugt, was mit weit größeren Wirkungen und Folgelasten außerhalb geschieht. Schon möglich, daß im Kulturellen neue Werthaltungen und Ansprüche entstehen. Aber diese können nur dann wirksam werden, wenn sie auch Impulse freisetzen für politische Forderungen und damit ein Feld betreten, das nicht durch Ästhetik und Kommunikation, sondern durch machtgeschützte Institutionen bestimmt wird, deren Widerstand allein durch demokratische Einflußerweiterung gebrochen werden kann.

IBA Emscher-Park

Ein überzeugendes, auf Partizipation der Bewohner angelegtes Beispiel für räumliche Planungs- und Umbauprozesse bietet die »Internationale Bau-Ausstellung (IBA) Emscher-Park« in der Trägerschaft des Landes NRW. Im Mai 1990 hat sie ihre Arbeit aufgenommen, in zehn Jahren werden die Ergebnisse zu besichtigen sein. Dabei handelt es sich um das anspruchsvolle Unterfangen, die Emscherzone, eine von den Altindustrien Kohle und Stahl verlassene Brachlandschaft, wieder bewohnbar zu machen. Dazu gehört die ökologische Umgestaltung des Emscher-Systems; die Emscher und ihre Bäche, die den Bedürfnissen der Industrie entsprechend in ein Abwässerkanalsystem verwandelt wurden, dessen Inhalt zu achtzig Prozent aus Dreck besteht, sollen revitalisiert, das heißt, in einen normalen Fluß und normale Bäche rückverwandelt werden. Es gehören dazu Projekte für Arbeit, Wohnen, Erholung, in die die alten Zechengebäude und Hüttenwerke, die Industriedenkmäler der Region, einbezogen und einer neuen Nutzung zugeführt werden. All dies soll unter dem Primat ökologischer Prinzipien geschehen, und zwar für die Alteingesessenen (unter ihnen viele Arbeitslose), aber auch für Neubürger, denen bis hin zu einem Wissenschaftspark neue Arbeitsmöglichkeiten geboten werden.

Walter Siebel, wissenschaftlicher Direktor der IBA für den Bereich Wohnen, charakterisiert die Konzeption als »ein Instrument der ökologischen und kulturellen Modernisierung«. Wesentliches Ziel ist es, in der Region urbanes Leben zu ermöglichen. Wie aber soll Urbanität entstehen in einem Raum, den man als »Verstädterung ohne Stadt« beschrieben hat, einem Agglomerationsareal, nun eine Brachlandschaft, die ihre Hauptstütze, die Industrie, verloren hat? Der Emscherzone fehlen wichtige Elemente, die man herkömmlich einer urbanen Stadt zuschreibt. Es fehlt das Zentrum, es fehlt das Bürgertum und mit ihm die Trennung der Sphären von Privatheit und Öffentlichkeit. Es fehlen historische Zeichen, Gebäude, Plätze, Straßenzüge aus vorbürgerlicher Zeit, die für den Stadtbewohner identitätsbildend sein können, weil sie ihm zeigen, auf welcher Geschichte er ruht, die er seiner Gegenwart als die Symbole seiner Erfolgsgeschichte anverwandelt.

Eine neue Konzeption ist nötig, wenn in einer alten Industrieregion Urbanität entstehen soll. Siebel entwickelt sie aus den Defiziten der herkömmlichen städtischen Lebensweise, ihrer sozialen Selektivität, vor allem ihren Mängeln gegenüber ökologischen Anforderungen. Diese Lebensweise hatte (und hat) ihr Ideal in der Unabhängigkeit von Natur, in der Künstlichkeit einer Maschinerie, deren Ver- und Entsorgungsleistungen von alltäglichen Mühen befreit und Zeit für andere Dinge erlaubt, fürs Flanieren und das Theater, für das Caféhaus und die Politik. Mit dem ökologischen Umbau kommen Zumutungen auf uns zu, die tief in unser Verhalten eingreifen und von denen wir noch gar nicht wissen, ob wir uns ihnen unterwerfen wollen. Die Stadt ist ja nicht nur Siedlungsraum; sie ist, mit ihrer Naturferne, immer der prominente Ort des Utopischen gewesen, und man kann sagen, die ökologische Krise hat die Utopie zerstört.

Eine Stadt muß für verschiedene, auch unverträgliche Lebensweisen offen sein. Der Umbau einer Region wie der Emscherzone bietet Anknüpfungspunkte für urbanes Leben, obschon sie das alte Bild modifizieren: Statt des einen Zentrums eine Vielfalt von gleichberechtigten kleineren Zentren, aber mit dem Vorteil einer offenen flexibleren Struktur; statt der Dome und Paläste Industriedenkmäler, die ihren industriellen Gebrauchscharakter an den öffentlichen Einrichtungen abgeben und anstelle jener Zeugnisse vorbürgerlicher Zeiten als ästhetische Zeichen eines vergangenen Industriezeitalters figurieren; statt der Bürgerhäuser Zehensiedlungen, deren Gartenstadtstruktur freilich für heutige Ansprüche aufgeschlossen werden muß. All dies, so Siebel, kann nur gelingen unter möglichst weitgehender Mitwirkung und Einbeziehung der Bürger und Benutzer. Gerade der ökologische Umbau erfordert Verhaltensänderungen, die nur in einem demokratischen Lernprozeß gelingen können, der offen ist für unterschiedliche Lebensstile und Interessenlagen, aber auch verbindlich genug für Entscheidungen, die alle betreffen.

Paradigmenwechsel

Vom Pragmatischen zum Grundsätzlichen: Werden in der »IBA Emscher-Park« wie in den »Bausteinen für eine kommunikativ und ökologisch orientierte Kulturpolitik« Konturen einer Kulturpolitik der nächsten Jahre sichtbar, von denen

zu vermuten ist, daß ihre Prinzipien von den meisten Kulturpolitikern gleich welcher Partei geteilt werden, es sich also nicht, wie man von den Veranstaltern vielleicht erwarten könnte, um das besondere Profil einer sozialdemokratischen Politiklinie handelt, so gab es auf der Tagung zwei Beiträger, die um die Entwicklung grundlegender Fragestellungen bemüht waren. Versucht sich der eine, Dieter Hassenpflug aus Kassel, an der Etablierung eines neuen Wissenschaftsparadigmas, so der andere, Konrad Paul Liessmann aus Wien, an einer Klärung der Rolle des Ästhetischen. Beiden gemeinsam ist die Einschätzung, daß die ökologisch drängende Gegenwarts Krise der industriellen Zivilisation eine Krise der Aufklärung ist mit ihrer instrumentell halbierten Vernunftauffassung, nach welcher im Fortschreiten des Wissens und der technischen Instrumente seiner Anwendung alles machbar und beherrschbar und die Natur »gratis« da ist. Während sich aber Hassenpflug um eine Erweiterung des Naturverständnisses bemüht, um sozialwissenschaftliche Ansprüche an ein neues Systemdenken und die Erweiterung der Regulierungsmechanismen formulieren zu können, beschäftigt sich Liessmann mit ästhetischen Transformations- und Distanzierungsleistungen, die nicht allein und auf spezifische Weise Symptome der allgegenwärtigen Krise signalisieren, aber auch die melancholisch-spielerische Fähigkeit bereitstellen, das Unerträgliche des Selbstlaufs der Gegenwart überhaupt noch ertragen zu können.

Hassenpflug thematisiert in seinem Beitrag zur »Umwandlung des Naturzustandes« den Stellenwert von Kultur. In einer Zeit, da die negativen Umweltfolgen der wissenschaftlichen und technischen Verfügbarmachung von Natur unabweisbar geworden sind, ist die alte Entgegensetzung von Kultur und Natur obsolet geworden. Kultur bezeichnet nicht (mehr) die Fähigkeit, sich aus Natur herauszuarbeiten, um, befreit von ihren Zwängen, sich ganz den vermenschlichten Verhältnissen zuwenden zu können. Die Geschichte dieser Leistung, die im »industriellen Naturzustand« kulminiert, ist in eine Sackgasse geraten. Dies drängt zu der Einsicht, daß Geschichte nicht als das ganz Andere, sondern als menschliche Geschichte der Natur verläuft. Die Unterscheidung von Gesellschaftszustand und Naturzustand behält freilich ihren Sinn, aber nur, um ihre jeweiligen Eigentümlichkeiten, mehr noch, ihre wechselseitige Bezogenheit beschreiben zu können. In sozialwissenschaftlicher Hinsicht soll dieses Paradigma nicht nur einen »Soziozentrismus« überwinden, der »Lebenswelt« thematisiert, aber »Industrie« sich selbst bzw. den Natur- und Ingenieurwissenschaften überläßt; es wird wohl auch die marxistische Auffassung, nach welcher die Geschichte von der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen angetrieben wird, zugunsten einer systemtheoretischen Unterscheidung von Gesellschaft und Umwelt aufgegeben. Gesellschaft wird dann daran gemessen, ob und inwieweit sie (bzw. ihre ausdifferenzierten Teilsysteme) fähig ist, Umweltsignale aufzunehmen und mit den richtigen Mitteln zu bearbeiten.

Hassenpflug geht es darum, die Verknüpfungen herauszufinden, in denen die soziale und die Umweltfrage jeweils aufeinander bezogen sind, um eine Perspektive für die Bewältigung der Gegenwartsaufgabe eröffnen zu können. Den Unterschied zu anderen Ansätzen kann man in etwa so charakterisieren: Weder reicht es aus, Gesellschaften allein an ihren Sozialleistungen zu messen, ohne Rücksicht

auf ihre Naturleistungen zu nehmen; dies ist der Fall bei einem »naiven Sozialismus«, für den Natur/Umwelt nur soweit in den Blick rückt, als sie die Substanzmittel für gesellschaftliche Bedürfnisse bereitstellt. Eine Natur, die gratis da ist, rächt sich mit auf kurz oder lang systemisch nicht mehr reparierbaren ökologischen Schäden. Noch aber reicht es aus, lediglich die Naturleistungen zu messen, wie dies bei einem »naiven Ökologismus« der Fall ist. Sein romantisches Credo, den industriellen Entwicklungsweg zu verlassen, um die Natur zu retten, rächt sich auf kurz oder lang an mangelnder sozialer Integrationsfähigkeit. Statt dessen käme es darauf an, Gesellschaften nach ihrer Fähigkeit zu bewerten, Sozial- und Naturleistungen in einer dynamischen Balance zu halten.

Historisch unterscheidet man zwei Großtypen von Gesellschaft: die traditionale und die moderne, denen analog zwei Naturzustände, der agrikole und der industrielle, zugeordnet werden können. Ich will mich hier nicht näher mit der traditionellen Gesellschaft beschäftigen. Es genügt für die weitere Argumentation, wenn ich mich den analogen Merkmalen des Natur- und Gesellschaftszustands zuwende, die Hassenpflug für die moderne Gesellschaft hervorhebt. *Sozial* ist sie durch das Verhältnis von Kapital und Arbeit gekennzeichnet, das sich in der wechselseitigen Dynamik von Kapitalisierung und Sozialisierung beschleunigt. Sozialisierung als die bestimmende Tendenz dieses Verhältnisses wird nun nicht in den Kategorien des Klassenkampfes als Stufenfolge von niedriger zu höherer Ordnung, als Sieg der einen über die andere Partei gedacht; weder der real zugrunde gehende Sozialismus, noch der marktradikale Kapitalismus erweisen sich als fähig, dieser Dynamik Herr zu werden. Der Sieg der Kapitalismus über den Sozialismus wird jenseits des Ideologischen nur dann verständlich, wenn man begreift, daß seine Systemleistungen bis heute sich als offener für neue Anforderungen und dynamischer in seinen Ausgleichsfähigkeiten erwiesen haben. »Kapitalisierung« bedeutet dann die Ermöglichung einzelwirtschaftlicher Tätigkeit, aber zugleich ihre Begrenzung nach Maßgabe fälliger Systemleistungen, »Sozialisierung« die Fähigkeit des Staates, in den Wirtschaftskreislauf einzugreifen und dessen Entwicklungsrichtung durch politische und ökologische Ziele zu beeinflussen. Politische Interventionsfähigkeit ist zwar auf staatliche Zwangsmittel angewiesen, aber ihre Handhabung setzt Reflexivität der Teilsysteme Staat und Wirtschaft und gegenseitige Transparenz voraus. Nicht allein Schadensbegrenzung, sondern dynamische Reformfähigkeit ist das Kriterium, an dem eine solche »offene Gesellschaft« sich bewähren muß.

Natural ist die moderne Gesellschaft durch das Verhältnis von Industrie und Natur bestimmt. Dabei können zwei Phasen: die absolute und die systemische oder ökologische Industrialisierung, unterschieden werden. Absolute Industrialisierung war bestrebt, die Natur in eine Welt industrieller Artefakte zu verwandeln. Natur ist Materie, lediglich dazu da, vom Menschen umgeformt zu werden, damit er in ihr nurmehr sich selbst anschaut, in einer künstlichen Welt, die ihn auch selbst von seiner eigenen Natur entfremdet. Die Umbruchsituation, in der wir leben, wird danach zu beurteilen und zu beeinflussen sein, ob und daß die Gesellschaft fähig ist, in der Dynamik von Industrialisierung und Ökologisierung die ökologische Tendenz durchzusetzen. Dies setzt voraus, daß Industrie sich nicht mehr allein in ihren eigenen Systemelementen – Arbeit, Technik,

Wissenschaft – entwickelt, sondern daß sie transparent wird für bislang als systemfremd angesehene Umweltsprüche. Die Leistungssteigerung des Systems liegt nicht in seinem Belieben, sie ist unabweisbar für seine Selbsterhaltung. Industrie kann nicht zugunsten der Natur aufgegeben werden, aber es geht darum, daß sie sich der Natur öffnet, indem sie sich als ihr Teil begreift, also fähig wird, ihre »harte« Rationalität durch die »weiche« Rationalität natürlicher Zusammenhänge zu ergänzen.

Zusammengefaßt: »Ökologisierung des Naturzustands und Sozialisierung des Gesellschaftszustands bezeichnen den Inhalt dessen, was heute unter Reflexivität verstanden werden sollte. Sie beschreiben die Tendenz gegenwärtiger Systemdifferenzierung und damit jene beiden Dimensionen, in welchen Rationalitätsgewinne zu Lasten der Dominanz instrumentellen Handelns ökonomischer und technologischer Art zu erzielen sind. Sie sind das Charakteristikum einer offenen, zu ökologischen und sozialen Reformen fähigen Gesellschaft, die marktwirtschaftlich orientiert, doch zugleich sozial ist und auf naturwissenschaftlich-technische Problemlösungen setzt, doch zugleich ökologisch-reintegrativ verfährt.« (Hassenpflug)

Man kann diesen Entwurf als eine systemtheoretische Vorgabe für soziale und ökologische Reformpolitik verstehen. Verläßt man aber diesen theoretischen Rahmen, dann erhebt sich doch die Frage, ob die Einschätzungen der Reformfähigkeit nicht zu optimistisch sind. Ist der Staat nicht überfordert, wenn ihm eingreifende ökologische und soziale Direktiven abverlangt werden? Sind die Ansprüche, die er befriedigen soll, nicht zu widersprüchlich, die Eigendynamik der Wirtschaft nicht zu dominant, als daß mehr dabei herauskommen könnte als einzelne kompensatorische Maßnahmen, die den Vorlauf der sich aufhäufenden Probleme nicht einholen, geschweige in seiner Richtung maßgeblich beeinflussen können? Und, wenn schon dem Staat eine derart dominante Rolle zugeschrieben wird – wer bestimmt die Staatspolitik? Sind die Zugänge zur Macht durchlässig genug, daß sie diejenigen gesellschaftlichen Kräfte zum Zuge kommen lassen, die am klarsten soziale und ökologische Ansprüche vertreten? Gewiß, die Systemleistungen scheinen unerschöpft; es bleibt aber bis auf weiteres zweifelhaft, ob sie für einen anderen Entwicklungsweg als den bisher eingeschlagenen modifiziert werden können, ob sie dazu taugen, jenem »ökologischen Kulturzustand« nahezukommen, den man sich mit Hassenpflug wünschen kann. Es mag nicht die Zeit für große Lösungen sein, immer aber ist Zeit für neue Sackgassen, die sich irgenwann einmal als irreversibel erweisen könnten.

Wollte man ein Resümee ziehen, so könnte dies – aus der Sprache der Systemtheorie in das alltagspraktische Handeln übersetzt – etwa lauten, daß es auf die Entwicklung von Fähigkeiten und Bereitschaften ankommt, die sich an sozialer und ökologischer Verantwortlichkeit orientieren. Im Verhältnis von Kapital und Arbeit als einem Kernbereich der Gesellschaft hieße das, daß es immer weniger auf Sieg oder Niederlage, sondern darauf ankommt, kompetente Antworten auf die Krise des Industriesystems zu finden, die sich im Streit der beteiligten Parteien sowohl als vernünftig wie auch als durchsetzungsfähig erweisen. Den Gewerkschaften, um nur diese hervorzuheben, wäre ein neuer Politiktyp abzuverlangen, der sie nicht länger darauf beschränkt, um Anteile am Wirtschafts-

produkt und um Humanisierungsaufgaben im Regime der Arbeit zu streiten, sondern selbst alternative Produktionskonzepte zu entwerfen, die sie für die Auseinandersetzung um die sozial-ökologische Modernisierung stark machen.

Ästhetische Transformation

In der Systemtheorie ist menschliche Subjektivität zugunsten der Funktionen und Strukturen verloren gegangen. Diesen muß Vernunft inkorporiert sein, wenn es vernünftig zugehen soll, und nicht den Individuen, die zuweilen als ärgerliche Störquelle dazwischentreten. Die Menschen sind zur Umwelt ihrer Gesellschaft geworden, und sie teilen diesen Ort mit der übrigen Natur, an deren Integration und Regulierung Systemleistungen sich bewähren müssen. Würde man nicht, daß es auch andere Theorietypen gibt (wie die »Subjektwissenschaft« der Kritischen Psychologie), dann wäre die Kunst den Individuen als letzter Rückzugsraum übriggeblieben. Das ästhetische Universum mit seinen eigenen, wirklichkeitsfernen Gesetzen ist dann aber dem Dilemma ausgesetzt, nicht nur Kunst für sich, sondern auch Kompensation für das zu sein, was die wirkliche Welt nicht (mehr) bietet.

Kunst, so Konrad Paul Liessmann, ist eine spezifische Art und Weise, sich von der Wirklichkeit zu entfernen. Erwartungen an ihre die Wissenschaften ergänzende Erkenntnis- und Praxisfunktion, die Offenbarung einer besseren Welt wird sie enttäuschen müssen, jedenfalls solange sie Kunst bleibt. Das »interesselose Wohlgefallen«, wie Kant das Ästhetische bestimmt, entzündet sich vielmehr an der Funktionslosigkeit seiner Objekte und Inszenierungen. Kunst ist eine eigene Gegenwelt, aber doch auch an die Welt gebunden, als es immer deren Material ist, das sie ästhetisch transformiert. »Nichts in der Kunst, auch in der sublimiertesten, was nicht aus der Welt stammte und nichts daraus unverwandelt« (Adorno). Aus der Distanz, und nicht aus der Nähe zum Leben, bezieht sich ihre subversive Kraft.

Distanzierung durch ästhetische Transformation, in den Bearbeitungs- sowohl wie in den Wahrnehmungsleistungen, durch Produzenten wie Rezipienten, hat in der Moderne, etwa bei Duchamps »ready mades«, nach den Naturmaterialien zunehmend auch die gesellschaftlich gemachte Dingwelt ergriffen. Es kann sich dabei um einen sonst gleichen Gegenstand aus der industriellen Massenfertigung handeln, der, ästhetisch isoliert und ins Museum gebracht, dem Betrachter Qualitäten jenseits seines funktionsgebundenen Alltagsgebrauchs offenbart. Der ästhetische Blick distanziert, insofern er die Dinge aus ihren Funktionen entbindet. Gesellschaftsdinge sind ihm wie Naturdinge, die zweckfrei da sind, und er hebt damit ins Bewußtsein, daß Gesellschaft den Individuen gegenüber wie Natur auftritt, andererseits Natur nurmehr als gesellschaftliche erreicht werden kann, um sie in der Welt des Ästhetischen aus diesem Bann zu lösen.

Die Fähigkeit, Alltagsdinge zu transformieren, erstreckt sich in der Postmoderne auch auf Zustände, Lebensvollzüge, Lebensformen. Der postmoderne Mensch wird sich selbst zu einem ästhetischen Ereignis, nicht weil er nur die Kostüme wechselt, sondern weil er sein Leben überhaupt in einem biografischen Design inszeniert. Dies ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Indem Kunst

sich auf alle Lebensbereiche erstreckt, als Besonderes zum Allgemeinen erhoben wird, macht sie ihre spezifischen Distanzierungsleistungen zunichte. Mag sein, daß der Ästhetisierung von allem und jedem eine Kompensationsleistung innewohnt, die über die Zustände, da wir uns unmittelbar mit ihnen nicht mehr zu befassen brauchen, hinweghilft. Aber dies doch nur dem Scheine nach. So ist denn diese Ästhetisierungsneigung zum anderen ein Symptom dafür, daß wir mit der funktionalen Welt nicht mehr fertig werden. Ästhetisierung entzieht der Politik, der Wissenschaft, der Technik, der Ökologie etc. die ihnen gemäßen politischen, wissenschaftlichen, ökologischen Antworten. Sie werden gewissermaßen ästhetisch entthematisiert und darum auch nicht mehr angemessen bearbeitet. Und es könnte ein Ausdruck für die Tiefe der Gegenwartskrise sein, daß die Neigung entsteht, Probleme nicht mehr zu lösen, sondern kulturell umzuwerten, um sie sich vom Leibe zu halten, wie nach Nietzsches Diktum, wonach wir Kunst haben, damit wir an der Wahrheit nicht zugrunde gehen.

Liessmann hebt zwei Aspekte dieser postmodernen Ästhetisierung hervor, um an ihnen die Ambivalenzen und Brüchigkeiten der Gegenwartserfahrung zu thematisieren: die Musealisierung (der Geschichte) und die Wiederkehr des Naturschönen im Verhältnis von Ästhetik und Ökologie. Nie zuvor haben die Museen einen derartigen Andrang erfahren. Alles ist ausstellungswürdig, nicht nur Kunst, auch Geschichte, die Sitten fremder Völker, Alltagsdinge des Lokalen. Es sind sich ständig überbietende Inszenierungen, in denen an die Stelle der Kontemplation das Erlebnis, der Wißbegierde das Genießen tritt. Im besten Fall wird das Publikum sich selbst zum Ereignis. Musealisierung endet nicht am Ausgang der Museen. Die Städte selbst, geschichtsträchtige und architektonisch beachtliche Gebäude und Ensembles, und ebenso Landschaften, Ausschnitte von Natur werden von ihr ergriffen. Daß Urbanität sich nicht zuletzt an geschichtlichen Zeichen definiert, hat weniger mit einem wachen Interesse an Geschichte, sondern mehr mit dessen Verlust zu tun. Die Ästhetisierung setzt ein, wo die sach- und zustandseigenen Bedeutungen verloren gegangen sind. Wären die Zeitgenossen fähig, sich ihrer Geschichte auszusetzen, sie würden sie kaum ertragen können. Eine ewige Gegenwart erzeugt keine Vorstellungen von der Zukunft, aber ohne Zukunft ist auch die Vergangenheit verloren. Der Antrieb, aus ihr zu lernen, zerbricht am Verlust der Fähigkeit, diese Lehren in eine geschichtsphilosophische Perspektive einzutragen. Zunächst bleibt nur fortgesetztes Stückwerk, bleiben die gefrorenen Bilder der Geschichte, denen wir uns gefahrlos nähern können und die uns sonst wenig zu sagen haben. Und man weiß nicht einmal, ob man diesen Zustand bedauern soll.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Verhältnis von Ästhetik und Ökologie. Lebensweltliche Dinge werden erst dann zu einem Gegenstand des Ästhetischen, wenn sie ihre Funktionen eingebüßt haben. Die erloschenen Hochöfen, die verlassenen Zechentürme etwa eignen sich vorzüglich dafür, die neue Urbanität des Ruhrgebiets mit dem Glanz seiner Vergangenheit auszustatten. Und vielleicht ist es nichts anderes, wenn mancher das Naturschöne neu entdeckt. In einer Zeit, da Natur verschwindet, im besten Fall zugunsten künstlicher Ökosysteme, da können ihre Reste zum Gegenstand ästhetischer Anschauung werden.

Musealisierung der Geschichte und Ästhetisierung der Natur zeigen an, daß

die Gegenwart im Begriff ist, beide zu zerstören. »Der Beitrag der Kunst zur gesellschaftlichen Entwicklung«, so Liessmann, »ist jetzt, so könnte man sagen, möglicherweise ein doppelter: Kunst als Nichtnatur ist ja per definitionem der Anwalt des Künstlichen. Kunst könnte so für uns eine Einübung ins Unvermeidliche sein. Gewöhnen wir uns an die künstlichen Welten, indem wir uns auf Kunst einlassen. Kunst könnte aber auch, gerade indem sie das Künstliche sozusagen in Reinkultur vorführt, eine Warnung davor sein, auf was wir uns einlassen, wenn wir uns auf das Künstliche einlassen.«

EPK

ENTWICKLUNGSPOLITISCHE
KORRESPONDENZ



EPK-Drucksache Nr. 1
2. erweiterte Auflage

**Ein Lesebuch zur
Kolonialgeschichte**
Aufsätze und
Dokumente

Hamburg 1991
240 S., DM 14,-

Bestellungen:
Entwicklungspolitische
Korrespondenz
Nernstweg 32-34
2000 Hamburg 50
Tel. 040 / 390 52 21

Robert Miles

Rassismus

Einführung
in die Geschichte und Theorie
eines Begriffs



Argument

Robert Miles

Rassismus

*Einführung in die Geschichte und
Theorie eines Begriffs*

Aus dem Englischen
von Michael Haupt
191 S., br., DM 24,—

Weitere Literatur zum Thema:

Theorien über

Rassismus

Hg. von Otger Atrata, Gerrit
Kaschuba, Rudolf Leiprecht und
Cornelia Wolf

Argument-Sonderband AS 164
176 S., br., DM 18,50

Etienne Balibar/

Immanuel Wallerstein

Rasse, Klasse, Nation

Ambivalente Identitäten

Übersetzt von Michael Haupt und
Ilse Utz

278 S., br., DM 28,—

Wer ist denn schon rassistisch?

Immer häufiger ist im Alltag, aber auch in Politik und Wissenschaft von ›Rassismus‹ die Rede, wobei dieser Begriff häufig genug einen polemischen und moralischen, aber keinen erklärenden Stellenwert besitzt. Oft gehen die Auffassungen so weit auseinander, daß es kaum noch sinnvoll scheint, den Begriff weiterhin in wissenschaftlichen Kontexten zu verwenden.

Demgegenüber hebt Miles hervor, daß man Formen und Funktionen des Rassismus nur dann adäquat begreifen kann, wenn man die Theorien, die zur Ausprägung dieses Begriffs führten, nicht von ihrem geschichtlichen Hintergrund abkoppelt. Er plädiert für ein differenziertes Verständnis von Rassismus, das die historischen wie auch die sozioökonomischen Bedingungen von Rassendiskursen und Diskriminierungspraxen in die Betrachtung mit einbezieht. Anhand von umfangreichen Materialien zeigt Miles, daß der Rassismus sehr vielgestaltige Äußerungsformen besitzt und aus je unterschiedlichen historischen und sozialen Bedingungen heraus entstanden ist.

Eine übersichtliche und klar formulierte Einführung für alle, die am Thema theoretisch und praktisch interessiert sind.

Robert Miles ist Assistenzprofessor am Institut für Soziologie der Universität Glasgow und Direktor der dortigen Forschungsgruppe ›Migration und Rassismus‹. Er arbeitet und publiziert seit über 15 Jahren zu Themen der Migrationssoziologie und Rassismusforschung.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

E. San Juan

Symbolisierung des Widerstands

Gegenkultur auf den Philippinen

Déjà vu: Als Präsident Bush kürzlich die Besucherin Corazon Aquino dazu beglückwünschte, die »Demokratie« gegen kommunistische Aufrührer verteidigt zu haben, bediente er sich eines Szenarios, das ihn verriet: 1981 hatte er die Marcos-Diktatur für ihr Festhalten an »demokratischen Verfahren« gepriesen. Was stand damals und was steht jetzt auf dem Spiel? Konsens bei uns ist: Immer noch die Bergung der Reste des Empires. Die Weltpolitik der US-Militärbasen, eingestandenermaßen Übungsplätze, um nationale Volksbefreiungskriege in Asien, Afrika und besonders im Mittleren Osten erfolgreich vereiteln zu können, bleibt Hauptmotiv der US-Außenpolitik den Philippinen gegenüber.¹ Das manische Ziel dieser Politik ist, zusammenfassend gesagt, die Geschichte der langen revolutionären und anti-imperialistischen Tradition aus dem Kollektivgedächtnis der Filipinos auszulöschen. Es ist die Auslöschung dessen, was wir als ein unterworfenen Volk gelernt haben und noch lernen, die Lektion nämlich, daß »die liberale Demokratie als eine Lebensweise mit ihren antidemokratischen Konsequenzen eines der trügerischsten und ungreifbarsten Hindernisse eines radikalen Wandels auf den Philippinen gewesen ist« (Lester Ruiz, 529).

Etwas jedoch hat sich seit 1981 verändert. Vor und nach dem Aufstand vom Februar 1986 kulminierte die Protestwelle gegen die Unterstützung des repressiven Marcos-Regimes durch die USA in einem noch nie dagewesenen nationalistischen Gefühl der Massen und Teilen der Elite, das jetzt, synchronisiert mit den Aktionen der politisierten Massen, die US-Kontrolle bedroht. Das Aufpolieren einer neokolonialistischen Ideologie durch die Wiederbelebung von Wahlkampfpolitik und Warenfetischismus steht für Bushs und jede kommende Präsidentschaft auf der Tagesordnung. In diesem Rekolonialisierungsprozeß bildet Aquinos Politik eines »totalen Krieges« gegen die Linke und die diplomatische Aufbesserung ihres rapide verfallenden populistischen Images einen Teil der US-Gesamtstrategie des 'roll back' gegenüber der Nationalismus-Welle und der Volksdemokratie. Es ist eine Wiederholung der Unterstützung für Marcos, aber ohne die notwendigen Finanzspritzen. In weniger als zwei Jahren ist die Truppenstärke der USA auf den Philippinen um 25 Prozent und die der CIA-Agenten um 10 Prozent gewachsen, eine Bevorzugung dieser Neokolonie, in der die banalen Anzeichen ihrer Unterordnung anhalten: Über 66 Prozent der 58 Millionen Einwohner siechen unterhalb der Armutsgrenze dahin, 75 Prozent der Kinder leiden an Unterernährung usw. Am Ende dieses Jahrhunderts bleiben die Philippinen eines der Testgelände der Dritten Welt, auf dem archaische Maßnahmen der Konterrevolution recyclet werden in der Hoffnung, das sich zersetzende Gewebe der weltweiten US-Hegemonie noch einmal zu flicken.

Als Präsidentin Aquino die US-Kampfflugzeuge zu Hilfe rief, um zur Zeit des Militärputsches im Dezember 1989 ihr Regime zu retten, enthüllte ihr beispielloses Handeln den wahren Machtagenten der herrschenden Klasse auf den

Philippinen: die US-Regierung. Die typische Reaktion der US-Imperialgewalt, einen neokolonialistischen Status quo zu unterstützen – die Invasion Panamas zwei Wochen später war eine unheimliche Wiederholung des Interventionsparadigmas – bestätigt die Abhängigkeitstheorie in ihrer vulgärsten Variante. Der Status der Philippinen als eines unscheinbaren Außenpostens der globalen US-Hegemonie ist schließlich durch fast ein Jahrhundert US-Kultur und liberale Demokratie vorbereitet worden, geschaffen durch das Erziehungssystem, die Massenmedien und andere ideologische Sozialisationsapparate. Der philippinische *way of life* ist nachhaltig umgekrempelt, amerikanisiert worden. Denkweise, Handlungsstil und Politik der philippinischen Elite (also einschließlich Aquinos und der Verwaltungszintelligenz) reproduzieren alltäglich Inhalt und Form der liberalen US-Demokratie, was ungleiche Arbeitsteilung und ungerechte Wohlstandsverteilung angeht, die scharfen Klassenwidersprüche und ausbeuterischen Praktiken, die unverändert alle Gesellschaftsformationen der Dritten Welt charakterisieren.

Im Bereich der Kulturpolitik ist das Feld, wie zu erwarten, noch komplexer und heterogener. Mit dem Simulakrum des »demokratischen Raums«, den die Massenunruhen der letzten Jahre eröffneten, haben oppositionelle Künstler neue Initiativen gestartet. Ein Beispiel ist der Film *Kämpfe für uns* (ursprünglicher Titel: *Orapronobis*, frz.: *Les Insoumis* – Die Widerspenstigen) des militanten Regisseurs Lino Brocka. Der Film nimmt die zunehmenden Menschenrechtsverletzungen unter Aquino aufs Korn (200 000 Opfer allein 1988), die von USA-finanzierten Projekten verursacht wurden, wie z.B. paramilitärischen Gruppen, den *vigilantes*, und den aus fanatischen Sekten sich rekrutierenden Todesschwadronen. Brocka konstruiert eine Erzählung von unschuldigen Bürgern, die von diesen antikommunistischen Gruppen bei offener Unterstützung durch Aquino und ihr vom Pentagon ausgebildetes oder versorgtes Militär terrorisiert werden. Mit der Ausbreitung dieser Genealogie des Terrors inszeniert der Film den Betrug eines »demokratischen Raums«, der nur den Status quo der Ungerechtigkeit und Unterdrückung von Millionen Bauern in den Provinzen verbirgt. Er impliziert (in der Figur des Protagonisten, einem ehemaligen Priester, der friedliche Reformen ausprobiert), daß es für die aufbegehrenden Armen nur die Alternative des bewaffneten Aufstands gibt. Trotz der Tatsache, daß der Film dokumentarisches Material von *amnesty international* und örtlichen Predigern verarbeitet, haben die staatlichen Medien den Sachgehalt des Films und die Motive seines Regisseurs in Frage gestellt.²

Die *New York Times* lobte die Filmgeschichte als »einfach und wirkungsvoll erzählt, ohne übermäßiges Melodrama« und kam zu dem Schluß, daß »ihr Bild einer Kultur, die ebenso wie die Tagalog und Englisch vermischende Sprache ihre Identität noch sucht, betroffen mache« (13.10.1989). Inzwischen hat die Rezensentin der *Village Voice* ihr linksgestricktes Kompliment an Brocka, der die »Demokratisierung der Dritten Welt als rhetorische Manipulation« entlarve, mit der Kritik zurückgenommen, daß er »sich selbst ein Bein stellt, indem er die Linke aus dem Bild herausretuschiert. Seine *bad guys* sind bereit, jeden als Kommunisten abzustempeln, aber Brocka scheint uns gar nicht erzählen zu wollen, wer die echten sind, oder was sie wirklich vorhaben.« Ist die *Village Voice* überhaupt interessiert an den Heldentaten der Neuen Volksarmee?

Dieser Bitte um Information (angenommen, es ist nicht bloß ein neuer Trick, um die Roten zu ködern) kann leicht entsprochen werden mit dem Auflisten einer Anzahl kürzlich publizierter Bücher, darunter Jose Maria Sisons Interviewserie *The Philippine Revolution: The Leader's View* (Crane Russack, 1989) oder William Chapmans *Inside the Philippine Revolution* (Norton, 1987). Die Gattung Interview, wie Sisons Buch sie vorführt, in dem ein deutscher Gelehrter einen exilierten philippinischen Revolutionär um Antworten auf ausgewählte Fragen bittet, mag ein Symptom des Zusammenbruchs humanistischen Erzählens angesichts des totalisierenden Diskurses von IWF und Weltbank sein. In den meisten Interviews mit Untergrundkämpfern dominiert jedenfalls die Form des als Interview verkleideten Katechismus. Da der Katholizismus in drei Jahrhunderten spanischer Kolonialisierung die Oligarchie auf den Philippinen gestärkt hat, kann der Gebrauch dieses Modells als diskursive Strategie interpretiert werden, die überlebte Form mit einem neu entstandenen antithetischen Inhalt wiederzubeleben.

Unter den Revolutionskräften haben die Christen für die Nationale Befreiung, die sich 1972 kurz nach der Erklärung des Kriegsrechts durch Marcos formierten, mit ihrer Kritik religiöser Symbole in Denken und Handeln und ihrem Versuch, als Gläubige Einspruch zu erheben, als Initiatoren eines systematischen gegen-hegemonialen Kampfes fungiert. Dieses ideologische Konfliktfeld hat, gesteigert durch die Dekadenz von Marcos' Bürokratie, die Rolle der katholischen Kirche dokumentiert, die von einem Heer gegen das Böse des Kommunismus eifernder amerikanischer Fundamentalisten verdrängt worden war. Philippinische Kirchgänger begegneten dem mit einer »Theologie des Kampfes«, laut Pater Ed de la Torre »eine Interpretation des christlichen Glaubens als Unterstützung von Menschen, die nach Befreiung streben, nicht als beliebige oder äußerliche Beteiligung, sondern als wesentlich für die eigene Glaubenspraxis« (Taylor 20; vgl. auch de la Torre). Zunächst inspiriert von ihren lateinamerikanischen Vertretern, sieht die philippinische »Theologie des Kampfes« sich in »einer Situation, in der es bereits eine Volksbewegung gibt, die für Veränderungen kämpft«, so daß Christen, die in der Teilnahme an dieser Massenbewegung ihren Glauben als Kraftquelle benutzen, gezwungen sind, eine Theologie zu konzipieren, die mit ihrer existentiellen Verpflichtung in Einklang steht (vgl. FIDES). Das erklärt, warum liturgische und biblische Themen, Motive und Muster (z.B. Ilagans agitierendes, aber zugleich ökumenisches »happening« *Die Volksmesse*) benutzt, aber mit einer der Symbolmobilisierung obskurantistischer Sekten diametral entgegengesetzten Richtung verknüpft werden. Bemerkenswert ist, daß in Brockas Film Portraits von Rambo und Marcos die Altäre der paramilitärischen Sekte schmücken.

Das Melodrama des Films besteht in der Allegorisierung der Entstehung von Solidarität und Widerstand der Opfer, deren fragmentierte Lebensläufe und auf dem kapitalistischen Markt entfremdete Egos unter der einheitsstiftenden Drohung faschistischer Barbarei zusammenwachsen. Die kollektive Mobilisierung individueller Kräfte gegen den Status quo präfiguriert die Gestalt des zu Erwartenden. Ein Weg, dieses explosive utopische Potential einzudämmen, ist der des geschickten Fingierens neuer Allianzen, wie Stanley Karnows gönnerhafte

Geschichtsfälschung *In Our Image: American's Empire in the Philippines* (1989) illustriert, sowie die sie begleitende TV-Trilogie, in der US-Beamte als Nachfolger der messianischen Figur General MacArthurs und als Retter des philippinischen Volks vor seinem bösen Diktator inszeniert werden. Oder man nehme den Fall von Gregg Jones' *Red Revolution*, veröffentlicht bei der Westview Press (die Verbindungen zur CIA unterhält), das sich als noch verführerischer herausstellen könnte, weil sein Autor sich als Partisan geriert. Aber Jones' Beteuerung seiner Sympathie für den Kampf des philippinischen Volks, sich vom US-Würgergriff zu befreien, kann den methodischen Versuch des Textes nicht verbergen, Kommunisten als unbarmherzige, betrügerische, prinzipienlose Terroristen zu stigmatisieren, die von China und Nordkorea unterstützt werden usf. Daß ein unbekannter Journalist imstande war, sich bei der Guerilla und kommunistischen Funktionären beliebt zu machen, erklärt sich aus der Unfähigkeit gegenwärtiger Anti-Interventionskräfte der USA sowie der unvollständigen und verzerrten kulturellen Identität der Filipinos, die über vierhundert Jahre lang kolonialistische Unterwerfung und rassistische Bevormundung zu ertragen hatten. Der eigentlich wichtige Kampf dreht sich um die Frage der Subjektposition: Wer spricht für die philippinische Nation?

Die Frage der Identität ist jetzt zur Arena einer scharfen politischen Auseinandersetzung unter den einheimischen Intellektuellen geworden, die gewissermaßen ein analoges Szenario wiederholen: das der antikolonialistischen Revolution gegen Spanien in den 1890ern oder den Widerstand gegen die US-Besetzung in den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Während das Spanische nie wirklich zur Waffe der Kolonialisierung wurde – die aufsteigende philippinische Oligarchie instrumentalisierte es für eigene Interessen –, dient das Englische als mächtiges Werkzeug, um die eingeborene Psyche zu amerikanisieren, die bereits zersetzt ist von dreihundert Jahren katholisch-europäischer Disziplinregimes. Die Frage ist: Sollen die Volkskräfte, die ihre Souveränität geltend machen, Englisch letztlich als imperialistisches Strategem zurückweisen?³

Nie, seit die Philippinen 1946 die nominelle Unabhängigkeit erlangt haben, stand der Kampf um eine Nationalsprache so im Vordergrund wie jetzt. Das hat ökonomische und politische Gründe. Über ein halbes Jahrhundert lang hat der Staatsapparat mit seinen ideologischen Agenturen Englisch als die Sprache des Ehrgeizes, der Mobilität und Macht verehrt. Dem Filipino, der auf dem Tagalog basierenden Nationalsprache, ist nie dasselbe Primat zugestanden worden wie etwa dem Bahasa-Indonesia nach Indonesiens Unabhängigkeit. Gegenwärtig wird geschätzt, daß trotz der fortdauernden Unterwürfigkeit der Elite unter das täglich von den US-Medien reproduzierte liberale Konsumethos im Jahre 2000 98 Prozent der Filipinos Filipino verstehen und sprechen werden, und daß Englisch in Schulen, Regierung und Verwaltung allmählich verschwinden wird. Brockas Film erfaßt dieses Übergangsstadium, die Arena der Machtverhandlungen im Gebrauch von Englisch und Tagalog in derselben diskursiven Formation. Bachtins Konzept des Zeichens als Raum der ideologischen Auseinandersetzung ist nie wahrer gewesen als in den anhaltenden Debatten über Schreiben und Kritik auf den Philippinen.

In ihrem Programm hat die Nationale Demokratische Front (NDF), eine

Koalition revolutionärer Gruppen, die die Speerspitze des Kampfes gegen die »Demokratie der Elite« bildet, als eines ihrer Ziele das Schaffen einer populären und wissenschaftlichen Massenkultur genannt, in der die Sprache den Angelpunkt der Politisierung der Zielgruppen bildet: Bauern, Arbeiter, Studenten usw. Englische Texte werden damit vor Gericht gestellt.

Während der Marcos-Diktatur (1972-1986) fielen die Wochenzeitungen, die früher Englisch und Filipino schreibende AutorInnen gefördert hatten, der Zensur zum Opfer. Anstelle der alten bürgerlich-liberalen Politik förderten die Kulturautokraten der Regierung eine in Klischees und stereotypen Formeln reproduzierbare autoritäre Kultur. Die Aufgabe, eine – in Gramscis Terminologie – national-populäre, bodenständige Tradition zu entwickeln, wurde damit revolutionären Partisanen übertragen, die dann ihre knappen Ressourcen mobilisierten, um Magazine und Bücher in verschiedenen Dialekten für ein großes Publikum zu hektographieren. Texte von Arbeitern, Bauern und hauptberuflichen Kämpfern der Neuen Volksarmee wurden als Teil des sich entwickelnden, politisch bewußten und bewaffneten Widerstands gepflegt. Seinen Höhepunkt fand das in der Gründung von ARMAS (Volkskünstler und -autorInnen) im Januar 1987 in einer Guerillazone in der Provinz Bicol. Seine Hauptaufgabe, berichtet *Ang Bayan* (März 1987), bestehe darin, »Künstler und Schriftsteller für die demokratische Revolution des Volks aufzurütteln, zu organisieren und zu mobilisieren« angesichts der Verwendung reaktionärer Kultur durch die Regierung als Bestandteil einer »Strategie des totalen Kriegs auf Graswurzel-Ebene« (z.B. die Vorführung des Hollywoodfilms »Killing Fields« und anderer USIS-Materialien in umkämpften Gebieten).

Abgesehen von Bündnissen mit Künstlern aus mittleren Kräften, beinhaltet das allgemeine Programm von ARMAS die »Ermutigung der Umwandlung traditioneller, einheimischer und moderner Kunst- und Literaturformen in solche, die den Lebensbedingungen, Bedürfnissen und Kämpfen des Volkes wirklich entsprechen«, und das »Propagieren des Sprechens von Filipino als Nationalsprache«. Außer der Förderung des Gebrauchs anderer Medien wie Wandbildern, Comics, Video und Theater kann ARMAS sich auch der Veröffentlichung mehrerer Bände Lyrik, Lieder und Dokumentartexte rühmen: *Mga Kanta ng Rebolusyong Pilipino* (Lieder der philippinischen Revolution, 1984), *Mga Tula ng Rebolusyong Pilipino* (Lyrik der philippinischen Revolution, 1982) und *Magsasaka: Ang Bayaning Di Kilala* (Der Bauer: Unbekannter Held, 1984). Der Großteil dieser Arbeit ist eingeständenermaßen auf die »Massen an der Basis«, deren formale Bildungsstufe unter dem Oberschulniveau liegt, zugeschnittener Elementarunterricht. Pragmatisch und instrumentalistisch konzentriert sich ARMAS wegen des Vorrangs bewaffneten Widerstands auf dem Land auf den pädagogischen Aspekt:⁴ Geschichten, Gedichte und Stücke, die die Ausbeutung von Arbeitern und Bauern illustrieren (vgl. Ordonez). Aus historischen Gründen sind *Maos Reden bei der Aussprache in Yanan über Literatur und Kunst* von 1942 (Ausgew. Werke, Bd.3) immer noch die Heilige Schrift politischer und ästhetischer Korrektheit der orthodoxen Linken, obwohl manchmal Anspielungen auf Gramscis Hegemoniekonzept (mechanistisch interpretiert als Sieg der einen Klassenideologie über eine andere) gemacht werden, um die eigene Toleranz zu demonstrieren.

Im (philippinischen) Kontext sollte der lange Marsch kultureller Produktion vom liberalen Idealismus zur materialistischen Praxis einheimischer Machart als Terraingewinn eingestuft werden, auch wenn der Eifer der ersten, die sie ausübten, nur destabilisierende, aber keine langfristig transformierenden Effekte erzielt haben mag. Die Reichweite des Wandels wird ersichtlich aus dem Vergleich der Plattform von ARMAS mit der kulturpolitischen Verlautbarung des Marcos-Regimes 1972 gegenüber der UNESCO: »Es gibt zwei Typen überzeugter philippinischer Künstler: Die, die im stillen schaffen, um eine Perfektion zu erreichen, die auch der Ungebildete oder nicht Eingeweihte zu würdigen weiß und so der eigenen Erfahrung eine neue Dimension hinzufügt; und die, die bis vor kurzem einzig damit beschäftigt waren, ihre Talente zur Propagierung bestimmter Ideologien zu gebrauchen« (10). Die durch diese Unterscheidung aufgestellte Entgegensetzung ist offensichtlich irreführend, denn das Etikett »Perfektion« verhüllt bloß die Tatsache staatlich sanktionierter Kunst.

Die Funktion des Autors auf den Philippinen ist im Einklang mit der politischen Polarisierung der letzten zwanzig Jahre modifiziert worden. Diese Polarisierung überschreitet die Klassenspaltungen einer Dritte-Welt-Formation (ein Prozent Elite, der Rest ausgebeutete Arbeiter und Bauern plus eine winzige Mittelklasse). Grund dafür ist die Koexistenz verschiedener Produktionsverhältnisse und die Überdetermination von Praktiken, kurz, die »Ungleichheit und Kombination« von Charakter und Tempo der Entwicklung von Politik, Ökonomie und Ideologie. Das hegemoniale Terrain der Philippinen, das seit 1900 von der liberalen Kultur der USA und ihren Agenten bestimmt und abgesteckt worden ist, zeigt eine Schichten-Struktur: Feudale oder tributpflichtige Modi auf der Grundlage von Klan-Seilschaften, die sich in Patron-Klient-Strukturen niederschlagen, produzieren Effekte einer Dezentralisierung, die nur bei bestimmten Konstellationen loser Koalitionen und opportunistischer Blöcke überwunden wird. Die USA halten diese zerstückelte Elite zusammen. In dieser Sphäre der Zivilgesellschaft mit schwachem Staatsapparat kann der »Stellungskrieg« um Konsens tatsächlich hinausgezögert, sein Ergebnis aber entscheidend werden. Innerhalb dieses Analyse Rahmens kann die Funktion philippinischer Intellektueller mit Gramscis Kategorien begriffen werden: Traditionelle Intellektuelle (wie z.B. Nick Joaquin) sind in überlebten Institutionen wie der katholischen Kirche verwurzelt, andere (wie Recto, Diokno, Tanada) jedoch in kleinbürgerlichen Sektoren, die mit der radikalen Intelligenz verbunden sind und auf Rizal und die Propagandisten zurückgehen. Organische Intellektuelle wie Amado V. Hernandez oder Carlos Bulosan sind Produkt aufständischer Bewegungen, die Arbeiter, Bauern und Mittelklasseschichten dauerhaft zusammenbrachte. In der Zwischenzeit können vielleicht Foucaults »spezifische Intellektuelle« aus dem Kreis feministischer, ökologischer und ethnischer AktivistInnen heranwachsen. Trotz aller Nuancen unserer Unterscheidung gibt es m.E. keine völlig inkompatiblen Diskurse auf dem politischen Terrain der Philippinen, weil jeder, ob links, rechts oder Mitte, in allen Lebensbereichen mit dem Problem der US-Imperialherrschaft konfrontiert wird. Auf demselben imperialen Terrain wird auch die Frage ausgefochten, wer die Nation definieren, wer für sie sprechen wird. Die Autorfunktion im bürgerlichen Sinn hat auf den Philippinen nie wirklich bestanden,

weil die Patronatsethik eine romantisch-individualistische Ästhetik vor der Reife bewahrte. Wenn es auf den Philippinen individualistische Künstler gibt, kann man sicher sein, daß es Fälle von Mimikry sind oder Künstler, die hoffnungslos in Lacans Spiegelstadium stecken geblieben sind und schließlich ihre Unterwerfung unter die eine oder andere Weltmacht eingestehen werden. Die Schriften traditioneller Intellektueller wie Joaquin mit ihren heterogenen und widersprüchlichen Bestandteilen können also von oppositioneller Kritik auf eine Weise interpretiert werden, die ihr gegen-hegemoniales Potential aufzeigt. Es gibt keinen (oder kaum einen) neutralen Text in den philippinischen Archiven und sehr wenige reaktionäre, die dann entweder halbverdaute US-Apologien freien Unternehmertums oder mystifizierende und verklärende Nostalgien einer untergegangenen Gemeinschaft sind. Die hermeneutische Strategie (vergleichbar Walter Benjamins dialektischer Geschichtsschreibung oder Jamesons Metakommentar), die ich vorschlagen möchte, wird jedoch von einer dogmatischen, sektiererischen Linken abgelehnt, deren triumphalistischer Separatismus kulturpolitisch beabsichtigt, nur Partisanentexte für die schon Bekehrten gutzuheißen oder solche Werke, die unmittelbare taktische Ergebnisse zeitigen. So haben wir einen ganzen Strom von *testimonios* politischer Gefangener, Heiligenlegenden von Guerilleros und Märtyrern. Diese Prosa und Lyrik entspricht dem Herrschaftsdiskurs einer proletarischen *Göttlichen Komödie* und wird von Kriterien eines empirischen und utilitaristischen Realismus bestätigt, der jedes Repräsentations- oder Bedeutungsproblem automatisch erledigt. Ich möchte hier nur andeuten, daß in diesem ideologischen Bewegungskrieg der bereits vom US-Warenfetischismus und seiner liberalen Demokratie vermessene Raum (buchstäblich die Psyche jedes einzelnen Filipino) unverletzt bleiben wird, angesichts der sich selbst ständig erneuernden Randständigkeit einer Revolutionskunst, die nur die Gläubigen anspricht.

Es gibt jedoch kritische Strömungen jüngerer Intellektueller und erstaunlich aufgeklärte Aktivitäten in den Reihen derer, die die bürokratische und gewerkschaftliche Instrumentalisierung der Kultur für die »Massen an der Basis« ablehnen, wie sie m.E. von der NDF offiziell betrieben wird. Ein Beispiel ist Jason Montana, ein schreibender Frontkämpfer, der die Notwendigkeit betont, die allumfassende, egalitäre Stoßrichtung einer Revolutionskultur auf der nationaldemokratischen (langsam sozialistisch werdenden) Ebene zu betonen. Aber als katholischer Priester kann Montana wie seine Kollegen diesen im eigentlichen Sinn dialektischen Begriff nur ertasten, da seine Kenntnis der kanonischen Texte westlicher Ästhetik ihn dazu verleitet, seine Lyrik als »ein Bild der Zukunft« zu betrachten. Sie verleitet ihn außerdem zur apodiktischen Behauptung, Sprache gehöre »nicht zum Überbau« (*Midweek*, 20.4.1988).

Für die progressiven Intellektuellen, die im Kulturzentrum der Aquino-Regierung ihre Marktlücke gefunden haben, kann ich nur hoffen, daß ihre Legitimation für diese Kollaboration mit der Elite auf die in »Der Autor als Produzent« von Walter Benjamin formulierte Aufgabe zurückgeht, sich der geistigen Produktivkräfte zu bemächtigen. In welchem Ausmaß sie überhaupt Einfluß gewonnen haben, wäre zu diskutieren. Diese Beamten können sich der Veröffentlichung von drei Bänden Protestliteratur der Jahre 1970-1986 mit dem Titel

KAMAO rühmen. Mit der Unterstützung seines Kunstdirektors Nicanor Tiongson hat das CCP im Februar 1987 das Festival SILAYAN (Kunst für den Frieden) ins Leben gerufen, das eine jährliche Veranstaltung werden sollte, sich aber als Fehlschlag herausstellte. Dort wurden erstmals die unter dem Marcos-Regime verbotenen Kunstformen gezeigt, besonders Filme, Illustrationen, Wandzeitungen, Photographien und Gemälde des »Sozialen Realismus«. Die CCP-Theater inszenierten außerdem Theaterstücke, die Fälle »Verschwundener« dokumentierten, die Belästigung und »Rettung« von Journalisten, Studenten, Arbeitern usw. Ehemals verbotene politische Filme wurden gezeigt, darunter *Bayan Ko*, *Sakada*, *Sister Stella L.* und Videoproduktionen wie *Arrogance of Power*, *No Time for Crying*, *Daluyong* und andere. (Julia LeSage wies mich außerdem darauf hin, daß der Gebrauch von Videobändern zu Erziehungs- und Mobilisierungszwecken, als die faschistische Unterdrückung auf ihrem Höhepunkt war, beispielhaft ist und zur Lektion für Revolutionäre in anderen Ländern werden kann, die nach Strategien der Subversion suchen). Wir erleben heute den merkwürdigen Fall, daß Oppositionsstimmen gehört werden können – aber nur mit Erlaubnis (vgl. Fernandez). Trotz aller innerhalb systemischer Beschränkungen möglichen Unterstützung von DissidentenkünstlerInnen durch den CCP ermöglicht dessen unverändert bürokratische Struktur hauptsächlich sein Funktionieren als Hegemonie-Apparat, der neokolonialistische Sozialzustände, Praktiken und Repräsentationen reproduziert. M.E. laboriert die legale Opposition – abgesehen von der zeitweiligen Kontrolle von Konsens- und Disziplinierungsagenturen durch die Elite – an ihrem mechanischen Ideologiekonzept als einem von der ökonomischen Basis determinierten Überbauphänomen, das Kultur als die einer Klasse zugeschriebene »Weltanschauung« definiert (vgl. Tiongson u.a.).

Die avanciertesten Innovationen kultureller Produktion haben nicht in der Literatur, sondern in Kino, Theater und Performancekunst und besonders in der politischen Musik stattgefunden. Dies läßt sich einerseits aus der objektiven Trägheit der Mentalitäten erklären, sich dem raschen Wandel politischer Kräfteverhältnisse anzupassen, aber auch aus dem Widerstand sektiererischer Aktivisten, dem Druck nachzugeben und ihre veralteten Paradigmen, epistemologischen Modelle usw. zu erneuern. Andererseits ist das zurückgebliebene oder unterentwickelte Niveau der Literatur- und Kunstkritik daran mitschuldig. Als Katalysator, um die Energien der dramaturgischen Aktivisten im Philippinischen Erziehungstheater-Verband (PETA) zu mobilisieren, diente Brecht. Seit über zehn Jahren haben diese Gruppen Brechts Stücke – *Galileo*, *Arturo Ui*, *Puntilla* u.a. – unter Vermittlung mit volkstümlichen Kunstformen und politischen Problemen adaptiert. Das setzt der Verschmelzung von radikaler Politik und experimenteller Ästhetik ein Beispiel.

Ein weiteres bezeichnendes Beispiel ist das Heimisch-Machen des *Kaukasischen Kreidekreises* durch die Einarbeitung regionaler Tänze, Rituale, Sprechgewohnheiten, Gesten usw. durch die Beteiligung von Mitgliedern einer Ethnie auf der Insel Samal in der Nähe von Davao City, Mindanao. Chris Millado bemerkte im August 1985 über ein Stadium des Prozesses:

»Grusha und Simon vollziehen einen T'boli-Liebestanz über ihren Alltagswerkzeugen, Korb und Speer. Die Magd flieht mit dem Kind mittels einer Puppe aus Stoff und Bambusstäben. Am

Hof von Azdak entscheidet der Richter sich gegen die Prinzessin und übergibt den Jungen der rechtmäßigen Mutter Grusha. Die Städter sind glücklich und tanzen einen *pangalay* und ermuntern das Publikum, tanzend mit ihnen den Triumph der Gerechtigkeit zu feiern.«

Dieser folkloristische Stil hat sich Millado zufolge aus jahrelanger Interaktion von westlicher Ästhetik (amerikanischer Formalismus des *New Criticism*, illusionistisches Guckkastentheater) und asiatischer Ästhetik entwickelt, so daß der *Kreidekreis* des Kalinangan-Ensemble der PETA, der auf der Internationalen Brechtконференz in Hongkong 1986 erneut aufgeführt wurde, als »eine Verschmelzung von Brechtschem Genie und Volksleben der Filipinos« begriffen werden kann. Der Schlüssel zur Produktion dieses neuen Mittels effizienter Bewußtmachung, deren Verfremdungseffekte Umwege vermeiden, ist selbstverständlich die Vermittlung der Künstler, die sich vom traditionellen Code klassischen Ausdrucksrealismus distanzieren.

Unglücklicherweise haben diese Versuche, eine einheimische Tradition der Textpolitik zu konstituieren, den hegemonialen Spektakeln von Broadway- und Hollywood-Halluzinationen nicht standgehalten, die von TV, Filmen, Radio, den weit verbreiteten Videokassetten und gedruckten Massenmedien täglich geliefert werden.

Da die internationale Konzernwirtschaft sich an der sexistischen Ausbeutung von Frauen in der Tourismusindustrie in Stadt und Land, Migrantenarbeit, dem »Lebendfleischexport« usw. bereichert, sind die Filipino-Frauen zu einem der stärksten Bereiche gegen-hegemonialen Widerstands geworden. Der kürzliche Vortrag eines Monologs mit dem Titel *Lorena* von Lualhati Bautista, hervorragend gespielt von der Schauspielerin Dessa Quesada unter der Regieführung der erfahrenen Dramaturgin Malou Jacob im Kulturzentrum, erweist dem Kult der Empfindsamkeit seine Reverenz und erfüllt die Rahmenbedingungen illusionistischen Repertoires, das Brecht sein Leben lang bekämpft hat. Ausgehend vom Leben der revolutionären Feministin Maria Lorena Barros versuchte dieses Projekt, den inneren Charakter, die Persönlichkeit oder Subjektivität einer Frau zu erfassen: Unter Bezugnahme auf ihre Schriften und das diesen eingeschriebene Pathos der leidenschaftlichen Liebe zu Mutter, Mann, Liebhabern, Kind und schließlich der Revolution – all dies in einem an die abwesende Mutter gerichteten Bekenntnis. Absicht war wahrscheinlich, den stereotypen Charakter der revolutionären Feministin menschlicher zu gestalten, da »Feministin« im Milieu der Philippinen ein kompromittierender Begriff ist, und damit andere dazu zu bringen, das feministische Programm für sich zu akzeptieren; die im Monolog enthaltene Idee der Revolution läuft aber letztlich auf den christlichen Topos einer Heiligen und Märtyrerin hinaus. Das ins Pathos investierte Mitleid führt zur Personalisierung des Politischen, nicht umgekehrt. Falls sie keine ironische Umkehrung mechanistischen Agitprops beabsichtigt haben sollten, machen es sich unsere Genossinnen Bautista, Quesada und Jacob zu leicht, indem sie mit den *fantasy*- und Katharsis-Angeboten der kommerziellen Medien wetteifern, ein Versuch, der kurzfristig erfolgreich sein mag, aber nur unter Preisgabe des »Schocks des Wiedererkennens«, der nötig wäre, um zukünftige Lorenas zu produzieren.

Dies ist nicht den Bemühungen von Künstlerinnen wie Bautista und ihrer

company anzulasten. Zur feministischen Bewegung auf den Philippinen (zu deren Anfängen vgl. San Juan 1986) gehört eine große Zahl von Dissidentinnen, deren Texte dringend der Kritik bedürfen. Seit der ersten, von Alison Wayne herausgegebenen Sammlung von *testimonios* (*No Time for Crying*, 1979) sind von den Frauenforschungszentren in Manila und Davao City weitere Bände veröffentlicht worden, von denen die meisten die Misere von Arbeiterinnen behandeln. Aber allgemein fehlt feministischen Autorinnen, die im Banne eines selbstbewußten Stolzes stehen und auf der individualistischen Suche nach »authentischer« weiblicher Erfahrung sind, eine weibliche Kunstkritik, um Prinzipien kollektiven Ausdrucks einer spezifisch philippinisch-feministischen *écriture* zu formulieren.⁵

Ein erfolgreiches Beispiel einheimischer Traditionsbildung, das auf den Innovationen westlicher Avantgarde aufbaut und die lokalen Kampfbedingungen berücksichtigt, stellen Ricardo Lees Schriften und Dokumentarfiktionen dar. Sein kürzlich erschienener Band *Si Tatang at Mga Himala ng Ating Panahon* (1989) ist eine einzigartige Collage aus zweistimmigen Geschichten, dem Filmskript eines lokalen Wunders und journalistischen Texten, die den rebellischen Willen zum Genuß artikulieren und einen utopischen Impuls mit den Zeugnissen Marginalisierter, Erniedrigter und Beleidigter zusammenziehen. Durch die Verschmelzung von Polemik und Dokumentarmontage unter Einbeziehung von *fantasy* und Kollektivmythen nähert Lee sich dem an, was ich für die kommende philippinische Schreibart halte, eine Gattung, die ich »Ausnahmetexte« nennen möchte, im Gegensatz zur normativen und normalisierenden Kunst von Akademie und Elite. Ich borge diesen Begriff aus den »Thesen über den Begriff der Geschichte« Walter Benjamins: »Die Tradition der Unterdrückten belehrt uns darüber, daß der 'Ausnahmezustand', in dem wir leben, die Regel ist. Wir müssen zu einem Begriff der Geschichte kommen, der dem entspricht. Dann wird uns als unsere Aufgabe die Herbeiführung des wirklichen Ausnahmezustands vor Augen stehen« (1974, 697).

Es könnte sein, daß diese zugleich mimetische und prophetische Ausnahmekunst ihre klarste Zusammenfassung in den politischen Liedern solcher Gruppen wie Patatag oder Inang Laya findet, den Vorstellungen Susan Magnos, Joey Ayalas, Heber Bartolome, oder sogar dem Sänger kommerzieller Lieder, Freddie Aguilar. Ayalas erfinderischer Witz und seine phantasievolle Politikvorstellung könnte man als beispielhaft hervorheben; sein Gebrauch ethnischer Motive und Folklore unterscheidet ihn von der mechanischen Wiederholung der Themen von Opferung und Tod, die die Texte »authentischer« Bauern und Arbeiter so korrumpieren. Patatags Gebrauch einheimischer Instrumente verbindet den politischen Protest (wie in ihrer neuen Sammlung *Batang Clark*) mit kollektiven folkloristischen Rhythmen. Ihr Song »Fiesta« feiert den Rückzug US-amerikanischer Militärbasen; »Ayaw Namin ng Nukleyar« äußert ein auf den Philippinen gerade erst im Entstehen begriffenes ökologisches Engagement. Der Titelsong »Batang Clark« beschäftigt sich mit der ausgeweglosen Lage der Straßenkehrer in der Nähe der Clark Air Base, die oft für Wildschweine gehalten und von US-Wachen beschossen werden, ein wiederkehrendes Bild, das die Agonie der Beziehungen zwischen den USA und den Philippinen illustriert. Auf der neuen

Platte des Inang-Laya-Teams Becky Demetillo und Karina Constantino mit dem Titel *Atsay ng Mundo* (Die Magd der Welt) steht die Lage der Filipino-Frauen im Mittelpunkt, insbesondere ihre Ausbeutung als Bedienstete. Die Musik ist gedämpfter und hat nicht mehr den Marschrhythmus der schon klassischen »Base Militar« oder der feministischen Hymne »Babae«. Ein Song mit dem Titel »Kasama sa Kalsada« stellt ehemaligen Milizen und Veteranen der EDSA-Revolution, die jetzt für die Regierung arbeiten, Fragen: »Diwa n'yo ba'y bilanggo na ng kapangyarihan? / Lubos na bang nabighani ng karangyaan?« (Ist euer Geist Gefangener der Macht geworden? Vom Luxus völlig verführt?) Meine Lektüre der kulturellen Szene läuft darauf hinaus, daß diese Künstler mehr als die Autoren und Propagandisten den Mut, den Witz und die Schärfe zur Schau stellen, die Hegemonie der USA in den Massenmedien – dem eigentlichen ideologischen und politischen Schlachtfeld – herauszufordern. In dissonanten Rhythmen parodieren sie die längst triviale Ethik des revolutionären Opfers, die der verordneten Kunst immer noch die Form gibt. Lyotards durch kosmopolitische Lebensweisen gefilterter Postmodernismus kann nur in Manila für den letzten Schrei aus New York oder Los Angeles gehalten werden.

Zum Schluß möchte ich zum Thema Film zurückkehren. Lange Zeit wurde das Problem der US-Militärbasen vor Millionen Filipinos geheimgehalten. Die Produktion von *Sa Kuko ng Agila* (In den Klauen des Adlers) mit der Kongreß-abgeordneten Nikki Coseteng und dem Filmstar Joseph Estrada, ein dem Verbleib der US-Basen sehr kritisch gegenüberstehender Senator, ist ein Markstein in der Medienschlacht zwischen dem Blitzkrieg der CIA und der fortschrittlichen Kampagne, die US-Basen loszuwerden. Der Film betont den ausbeuterischen Effekt der militärischen Präsenz der USA, insbesondere die sexistische Degeneration, die von der Hybris eines militaristischen, technokratischen Verwaltungsethos nicht zu trennen ist: Die Opfer reichen von durch amerikanische Sicherheitskräfte ermordeten Fischern über eine Prostituierte, die gezwungen war, einen Perversionen verlangenden amerikanischen Freier zu töten, bis hin zu den Aetas, die von den einst blühenden Gebieten ihrer Vorfahren vertrieben wurden und jetzt auf Müllplätzen leben.⁶ Volkskultur demonstriert hier ihr Potential, durch das Aufzeigen der brutalen, entmenschlichenden Symptome der Abhängigkeit, die von den meisten Filipinos lange Zeit hingenommen wurde, das Interesse ihres Publikums zu wecken; die Kinoformel von Vergewaltigung und Suche nach Vergeltung dient als Metapher philippinischen Selbstbewußtseins, der Suche nach nationaler Befreiung aus neokolonialistischer Knechtschaft. Trotz technischer Einschränkungen und der Hindernisse, die Militär- und Aquino-Verwaltung aufgebaut haben, um den Film zu sabotieren, ist *Sa Kuko ng Agila* eine Lektion, wie Volkskräfte die Initiative, wenn nicht gar die Kontrolle kultureller Produktionsmittel ergreifen können, um die nationale Erlösung voranzutreiben. Auch dieser Film kann in die Liste der Ausnahmetexte aufgenommen werden, deren Poetik noch der Kodifizierung harrt in einer historischen Situation, die Gramsci als eine charakterisierte, in der die Krankheitssymptome sich häufen, als eine Übergangszeit, in der das alte System stirbt, aber eine neue Ordnung noch auf sich warten läßt, noch in heftigen Geburtswehen liegt.

Aus dem Amerikanischen von Ulrich Blumenbach

Anmerkungen

- 1 Einen guten Überblick über das Verhältnis zwischen den USA und den Philippinen in den letzten fünf Jahren liefert Walden Bello; vgl. auch Schirmer und Shalom.
- 2 Als der Film in Paris uraufgeführt wurde, inszenierte das Aquino-Regime eine Rufmordkampagne gegen Brocka, in deren Verlauf von philippinischen Gastarbeitern in Frankreich berichtet wurde, die »wegen der böswilligen Porträierung und Fehldarstellung der philippinischen Situation« demonstriert hätten. Zitiert wurden kannibalistische Szenen, die im Film nicht vorkommen.
- 3 Englisch und Filipino sind seit der Verfassung von 1986 die offiziellen Sprachen für Verwaltung, Wirtschaft, Medien usw.
- 4 Nur ein – ziemlich mittelmäßiger – quasi-realistischer Roman tauchte in den 13 Jahren der Marcosdiktatur aus dem Untergrund auf, eine Tatsache, die vielleicht bezeichnend ist für die Unbrauchbarkeit oder die Irrelevanz des narrativen Paradigmas des problematischen Helden (den Lukács als den Grundstein des westlichen liberalen Individualismus auf den Begriff gebracht hat) im Kontext dessen, was von Fanon die Dritte-Welt-Zone von Ausschluß und Unbestimmtheit genannt wird.
- 5 Eine Ausnahme bildet das Werk von Delia Aguilar; vgl. *The Feminist Challenge*.
- 6 Wegen des Raummangels kann ich die von Stammesminderheiten, insbesondere den Igorots und Morovölkern vorangetriebene Widerstandskultur nur erwähnen. Der Autonomiekampf der Moro ist Jahrhunderte alt und reicht vom Widerstand gegen die spanische Invasion im 17. Jahrhundert bis zum versuchten Völkermord der Marcosdiktatur an der Moro-Islamischen Befreiungsfront. Ghazali Jaafar, einer ihrer Anführer, betonte in einem Interview die Rolle der islamischen Ideologie für ihren Kampf: »Es ist uns egal, welcher Klasse jemand angehört. Wir heißen jeden echten Moslem willkommen. Wenn ein Moslem sich streng an die Lehren des Islam hält und als wahrer Moslem lebt, macht sein Engagement im Kampf ihn zu einem Mujahid [Freiheitskämpfer]. Schließlich kämpft der Islam gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen« (Abubakar, 15). Zur Geschichte dieses Kampfes vgl. San Juan 1986.

Literaturverzeichnis

- Abubakar, C., 1989: »All is not quiet on the Islamic Front«. *Midweek*, 30.8., 14f.
- Aguilar, Delia D., 1988: *The Feminist Challenge*. Manila
- Bautista, L., 1989: »Lorena«. *Midweek*, 5.4., 24-27, 44.
- Bello, W., 1988: »US-Philippine Relations in the Aquino Era«. *World Policy Journal*, 677-702
- Benjamin, W., 1974: *Gesammelte Schriften*. Bd.4, Frankfurt/M.
- De la Torre, Pater Edicio, 1986: »The Philippines: Christians and the Politics of Liberation«. *Tugon* 6, 47-62
- Fernandez, Doreen G., 1988: »Paths of Policy: Art and Culture in the Aquino Government«, *Midweek*, 18.5., 31-36
- FIDES (Forum for Interdisciplinary Endeavors and Studies), 1988: *Religion and Society: Towards a Theology of Struggle*. Manila
- Millado, Ch., 1988: »Text and Context: From Caucasian Chalk Circle to Hukom Sang Badlis Nga Lingin«, *Makiisa* 1, 16f, 41
- Ordonez, E., 1988: »People's Culture«, *Midweek*, 20.7., 34f.
- Ruiz, L., 1981: »Philippine Politics as a People's Quest for Authentic Political Subjecthood«, *Alternatives* 11, 505-534
- San Juan, E., 1986: *Crisis in the Philippines: The Making of a Revolution*. South Hadley, Mass.
- Schirmer, D. und D. Boone/S. Shalom, 1989: *Aquino's Right Turn and the US Bases*. Boston
- Taylor, A., 1987: »Father Ed de la Torre and the Theology of Struggle«, *Asian Times*, 7.8., 19-21
- Tiongson, N. und M. L. Doronila, A. Guillermo, F. Mangahas, 1986: »The Ideology and Culture of the New Society«, in: *Syntheses: Before and Beyond February 1986*. Quezon City, Interdisciplinary Forum of the University of the Philippines, 49-65

Manfred Wekwerth

Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles«

I

Das Berliner Ensemble, gegründet von Bertolt Brecht und Helene Weigel, versteht sich als ein Theater, das in der Tradition Brechts steht. Insofern versteht es sich auch in Zukunft als »Brecht-Theater«, was nicht heißt, daß es ein Brecht-Repertoire-Theater ist. Schon zu Zeiten Brechts wurden seine Stücke von denen anderer Stückeschreiber ergänzt, und zwar in der Mehrzahl. Dies waren Stücke, die revolutionäre Umbruchzeiten zeigten, Stücke gegen den Faschismus und gegen soziale Ungerechtigkeit und große Komödien, die eine bürgerliche Theaterpraxis meist verflacht hatte. Ziel des Brecht-Theaters war und ist eingreifendes Denken, um Veränderungen in der gesellschaftlichen Entwicklung zu erkunden und sie mit dem Theater zu befördern, soweit sie humanistische und emanzipatorische Züge tragen, und vor ihnen zu warnen, wenn sie kriegerische, nationalistische und unsoziale Tendenzen befürchten lassen. Brechts Philosophie, die auf die Dialektik Hegels, Marx', Lenins und Korsch's zurückgeht, hält die Welt für änderbar. Sie sieht die Würde des Theaters darin, solche Veränderungen mit zu bewirken, darunter auch die des Theaters selbst. Die Wirkung auf den Zuschauer sollte eine doppelte sein: einmal das Erkennen von Zusammenhängen, um von hier die Fähigkeit zu erlangen, seine eigene Lage zu begreifen; zum anderen durch Genuß den Lebenswillen der Menschen zu stärken. Das besonders in Zeiten, wo dieser Lebenswille zu erlöschen droht oder im bloßen Willen zum Überleben erschläft. Nach der Befreiung vom Faschismus fand Brecht – mit vielen anderen großen Persönlichkeiten der Kunst und Kultur – in diesem Land offene Möglichkeiten einer historischen Alternative zur deutschen Geschichte, die Ansätze von Chancengleichheit, sozialer Gerechtigkeit, Antifaschismus und dialektischer Entwicklung enthielt, der er sich überzeugt zur Verfügung stellte und mit seinem Theater zunächst wesentlich beeinflusste. Was Brecht – wie viele seinesgleichen – hier in kurzer Zeit für greifbar und machbar hielt, erwies sich im Laufe der Entwicklung als Hoffnung, die in die Ferne rückte. Der »sozialistische Realismus«, aus der Sowjetunion Stalins kommend, verursachte einen tiefen Riß in der Kunst. Legitimations- und Huldigungskunst wurden geförderte Staatsraison, alles andere wurde zum »Formalismus« deklariert und bekämpft. Das reichte von Brecht/Dessaus »Lukullus« über die Malerei und Grafik Theo Ottos und Strepfels, die Plastiken von Cremer und Seitz bis zum »Proletkult« Ernst Buschs. Brecht und seine Freunde, darunter auch sowjetische wie Fradkin, Pasternak, Reich, verteidigten gegen engstirnige Ausgrenzungen nicht nur ihre eigene Kunst, sondern europäische Traditionen, kommunistische wie Babel, Ottwalt, Meyerhold, ebenso bürgerliche linke wie Kafka und Beckett. Und dies nicht nur auf dem Theater und in der Literatur, denkt man an Brechts Thesen gegen die offizielle Verdammung von Barlach.

Das war alles andere als nur eine Angelegenheit von »DDR-Kunst«, wie es heute mancher behauptet. Brecht kam in dieses Land, weil er es als Experimentierfeld

für »soziale Phantasie« schätzte (dessen soll man sich auch heute bewußt sein, nachdem dieses Experiment ökonomisch und sozial gescheitert ist). Gerade deshalb verteidigte Brecht mit seinem Theater, seinen Schriften, seinem Auftreten die »kritische Haltung« der Kunst und des Theaters gegen Huldigungs- und Legitimationskunst, die ja nicht der Staat, sondern die Staatsführung verlangte. Dennoch – also auch in der Distanz – entstand hier eine Identität, die zu leugnen heute ein Verzicht auf große Werte bedeuten würde. Diese Werte allerdings als »DDR-Kunst« festzulegen, wäre eine empfindliche Einengung der echten künstlerischen Leistungen von vielen Leuten in diesem Land. Die Leistungen und die Auseinandersetzungen standen zutiefst in den europäischen linken Traditionen. Dies heute nicht zu begreifen, bedeutete ein Aufgeben auch von Brecht. Es sind Werte, die in diesem Land entstanden sind und seine Identität bis heute ausmachen. Denkt man daran, daß auch heute von hier eine Dramatik, Romane, Plastiken und musikalische Werke ausgehen, die zur »Weltspitze« gehören, auch da, wo sie die Krise reflektieren, kann man ermesen, was in eine gemeinsame Kultur einzubringen wäre. Bevor wir also das Theater umdenken, ist hier ein historisches Umdenken notwendig.

II

1945 kamen Emigranten aus vielen Ländern Europas und der Welt nach Ostdeutschland, die eine Alternative zum bisherigen Verlauf deutscher Geschichte suchten. Sie brachten ihrerseits Kulturen, Künste und Anschauungen mit ein, deren übergreifende Tendenz in linken Entwürfen gegen uneingeschränkte Kapitalmaximierung, soziale Ungerechtigkeiten, Faschismus und für das Prinzip Hoffnung einer Welt des freundlichen Umgangs der Menschen untereinander lag. Es gab niemals nur Homogenität einer isolierten »DDR-Kultur«. Sie zu behaupten und abzugrenzen, führte bei Politikern zur Leugnung einer deutschen Kulturnation als Teil europäischer Tradition. Die erbitterte Realismus-Debatte zum Beispiel – von Werner Mittenzwei ausführlich beschrieben – begann in Europa lange bevor es überhaupt eine DDR gab. In der Emigrantenzeitschrift *Das Wort* vertrat Lukács eine Kunst, die, im Roman des 19. Jahrhunderts wurzelnd, eine genaue Beschreibung der Wirklichkeit liefert, während Brecht auf die Veränderung der Wirklichkeit mit allen Kunstmitteln und der »kritischen Haltung« als Grundfunktion des Theaters und als Quelle neuen Genusses aus war. Dieser Streit wurde dann nur in der DDR fortgeführt, er ist nicht da entstanden. Im Grunde liegt bis heute in dieser Fragestellung ein echtes europäisches, ja globales Problem der Kunst; denn es geht um den Fortschrittsgedanken (der besonders heute durch Fehlentwicklungen geleugnet wird): ist Fortschritt das Befestigen des einmal Fortgeschrittenen, also Erreichten als ein Endzustand auf Dauer? Oder ist echter Fortschritt ständiges Fortschreiten, für die Kunst also die ständige Veränderung des Bestehenden durch die kritische Haltung? Ernst Bloch nannte in dieser Zeit Brecht einen *Leninisten der Schaubühne*. Einerseits weil durch Einladung des Publikums, sich dem Gezeigten gegenüber kritisch zu verhalten und eigene selbständige Gegenentwürfe der Fabel entgegenzusetzen, eine echte Demokratisierung im Theater stattfindet; andererseits, weil Brecht den

Kollektiv-Gedanken zur Grundlage der Theaterarbeit machte, was sich schon im Namen *Berliner Ensemble* niederschlug.

Das *Berliner Ensemble* wird eine Zukunft haben, wenn es gerade jetzt in der Neuformierung Europas, in der ein vereinigtes Deutschland als Teil denkbar wäre, den *Europäischen Gedanken* Brechts und eines Brecht-Theaters intensiv aufgreift und neu durchdenkt. Denn nur im Rahmen einer europäischen Stabilität wird es auch seiner internationalen Verpflichtung nachkommen können in Zeiten, in denen der Nord-Süd-Konflikt nicht mehr von der deutschen Euphorie überschattet wird. Das *Berliner Ensemble* könnte als Brecht-Theater ein Sammelpunkt europäischer Freunde und Ideen sein, die innerhalb einer neuen europäischen Linken zu finden sind.

Eine günstige Voraussetzung dafür ist die internationale Erfahrung des *Berliner Ensembles*, denn es gibt fast keine europäische Hauptstadt, in der es nicht gastierte und Freunde und Anhänger hat. Diese Tourneen sind – das beweisen Anfragen der letzten Tage – noch im vitalen Bewußtsein der Öffentlichkeit dieser Länder. Darum sollte die Tournee-Tätigkeit, die jetzt allein in der Verantwortung der Leitung des *Berliner Ensembles* liegt, fortgesetzt werden.

Von großem Vorteil ist für das *Berliner Ensemble*, daß es bis heute ein weltberühmtes Theater ist. Das kann nicht nur für die Auslandsarbeit von Bedeutung sein, mehr noch für die Arbeit mit und um den Zuschauer. Hier ist eine Zurückhaltung und Bescheidenheit, wie sie in Zeiten ökonomischer Stabilität in der Werbung vertretbar war, fehl am Platz. Auch hier sollte der europäische Gedanke zu neuen Überlegungen führen. Als »Brecht-Theater« sollten wir »workshops« veranstalten, nicht nur wie bisher einzeln und privat. Es könnte Gesprächsrunden mit Freunden aus der ganzen Welt geben, ohne das Ritual des Brecht-Zentrums. Und wir sollten uns bemühen, mit unseren ehemaligen Mitarbeitern, soweit sie und wir es wollen, wieder in Arbeit zu kommen. Auch Kooperationen mit anderen Theatern sind denkbar, zumal das *Berliner Ensemble* Mitglied der Theatre En Europe und der Europäischen Theaterkonvention wurde.

Das wichtigste »Kapital« des *Berliner Ensembles* ist das Vorhandensein einer durchformulierten und zur Ergänzung herausfordernden Theater-Ästhetik: dem epischen oder dialektischen Theater Brechts, das er selbst »philosophisches Volkstheater« nannte. Es ist neben Aristoteles, Diderot, Stanislawski, Artauds eine der großen Methoden des Theaters. Es müßte untersucht werden, in welcher Weise diese »Große Methode« nach den enormen und schnellen Veränderungen in der Gesellschaft der letzten Zeit angewendet werden kann, um zu neuen praktischen Maßnahmen zu kommen.

III

In Zeiten des Fehlens jeglicher Öffentlichkeit in diesem Land, in der die Zustände, die Entwicklungen und Fehlentwicklungen offen hätten dargestellt und diskutiert werden müssen, übernahmen die Kunst, und hier vor allem die Theater als allabendliche Massenmeetings, Ersatzfunktionen, da die Medien schwiegen oder die Unwahrheit verbreiteten. Sie hatten den Befehl, nur Erfolge zu melden und Statistiken zu frisieren, um – wie sie hofften – so die Menschen

zu Dauerleistungen zu beflügeln. Schon in den fünfziger Jahren hatte Brecht in einer Diskussion mit Friedrich Wolf die These widerlegt, daß der Zuschauer nur lernt, wenn Mutter Courage auf der Bühne etwas lernt. Er stellt dem die dialektische These entgegen, daß gerade die Unbelehrbarkeit der Mutter Courage den Zuschauer mit Erschrecken erkennen läßt, welche Folgen dieses Nichtlernen hat. Gegen die undemokratische Entmündigung der Bevölkerung durch die Medien, die jegliche Kritik ausschlossen, setzte auch das *Berliner Ensemble* in seinen Aufführungen die direkte politische Einmischung, die in der Nennung echter Probleme bestand und die Zuschauer zu direkter Kritik an historischen und alltäglichen Entwicklungen veranlaßte. Dies besonders, nachdem in der Sowjetunion die Perestrojka und Glasnost eingeleitet wurden, zu der sich die Führung der DDR zwar verbal bekannte, de facto aber eine Anti-Sowjet-Politik betrieb. Stücke wie »Blaue Pferde auf rotem Gras«, »Großer Frieden«, »Germania«, »Lenins Tod«, »Der Selbstmörder«, »Außerhalb von Schuld«, »Carmen Kittel« waren für das Publikum nicht nur von historischem und ästhetischem Wert, mehr noch wurden Tageswahrheiten, die bis in einzelne Sätze hinein reichten, wohlthuend als Tabu-Brecher akklamiert. Das Theater hatte am Erwachen eines revolutionären Selbstbewußtsein der Bevölkerung einen nicht geringen Anteil.

Diese Ersatzfunktion wurde durch die völlige Veränderung der Medien mehr oder weniger zurückgedrängt, was sich zunächst auch im Nachlassen des Zuschauerinteresses bemerkbar machte. Sicher wird der Kampf gegen Dummheit und Lüge für die Theater und besonders für das *Berliner Ensemble* nicht beendet sein und in Zukunft neuen Stoff bekommen, aber das *Berliner Ensemble* muß sich wieder mehr seiner eigentlichen Funktion zuwenden: der Theaterkunst auf hohem professionellem Niveau. Es muß alle Erfahrungen im dialektischen und epischen Theaterspiel, die reichlich vorhanden, aber zu wenig abgefragt wurden, zu Rate ziehen. Es gibt keine Theaterichtung, wo derart viele, genaue Vorschläge für moderne Schauspielkunst vorhanden sind wie bei Brecht. Sie betreffen die Grundhaltung ebenso wie die praktische Probenarbeit. Thematisch wird sich das *Berliner Ensemble* mehr als bisher Menschheitsthemen zuwenden müssen. Sie sind gegenüber der Zeit, als Brecht das Theater leitete, schwieriger geworden. Ging Brecht noch davon aus, daß eine Friedenssicherung am besten durch die Verbreitung des Sozialismus in der Welt erfolgt, sind heute Probleme des Friedens globale Menschheitsprobleme. Menschheitsfragen stehen vor Klassenfragen, wobei sich allerdings die Klassenfragen neu und radikal stellen werden, keinesfalls nur in der Vereinfachung des Konfliktes zwischen Kapital und Arbeit, der durch die totale Marktwirtschaft allerdings neue Ausweitungen erfahren wird.

Kommunikation der Menschen ist die einzige Überlebenschance, Feindbilder sind tödlich, obwohl die sozialen Konflikte, vor allem der Nord-Süd-Konflikt bis zur Unerträglichkeit zunehmen werden. Pauschalisierungen aber sind große Gefahren, die zur Unkenntnis der Realität führen. Aber auch sie haben zugenommen und nehmen täglich zu. Grundanliegen des *Berliner Ensembles* sollte die poetische, phantasievolle, lustvolle, ernsthafte Differenzierung von allem sein, was uns umgibt und was wir in uns haben. Die Welt verändert sich schneller als

je zuvor. Wir müssen mit allen Mitteln der Kunst nicht nur standhalten, sondern eingreifen, im Vorgriff wie in der Rückbesinnung.

IV

Gretchenfrage eines Theaters, das sich heute »Brecht-Theater« nennt, ist die Frage: Wie hältst du es mit der Vernunft? Gerade wo erstarrte ideologische Strukturen, Siegesgewißheit, die sich aus der Niederlage des anderen ableiten wollte, Zukunftsgewißheit, die das Wahrheitsmonopol beanspruchte, bei uns mehr und mehr verschwinden, sollte ein Theater, das die Welt für veränderbar hält, nicht über Veränderungen erschrecken, nur weil die Veränderungen nicht so verlaufen, wie sie geplant waren. Aber gerade das »Planen von Zukunft« war ein verheerender Grund, Innovationen, also Neues zu verhindern, da Neues immer zugleich auch Unerwartetes ist. Auch daß gesichertes Wissen (auch manches von Brecht) nicht mehr so sicher ist, sollte für uns kein Grund sein, in der Unabwägbarkeit momentaner Zustände nur »Unvernunft« zu sehen und als sozusagen »Vernünftige« zu resignieren. Mindestens das ist sicher: der Sieg der Vernunft kann auch heute nur der Sieg der Vernünftigen sein. Doch wehe, wenn sich der »Vernünftige« im Dauerbesitz der Vernunft glaubt. Und es wäre ein unverzeihlicher Rückfall, den Zweifel, der heute allenthalben aufkommt, nur als Verzweiflung zu nehmen, statt den Zweifel, wie es Brecht tat, zu loben als die Tür zur Zukunft, selbst in eine ungewisse. Oder sich nach wie vor an unveränderbares Wissen zu halten und daran alles zu messen. Denn – auch das stammt von Brecht – das Unveränderbare ist nur das lange nicht Geänderte.

Die Vernunft Brechts – reales Wissen natürlich vorausgesetzt – ist vor allem eine Frage der Haltung zur Geschichte, zu Geschichtsverläufen (gewollten und überraschenden), zu Ansichten (auch der Andersdenkenden), zu Menschen und zu deren Handlungen; denn diese Haltung geht davon aus: die Welt und die Menschen befinden sich in steter Bewegung und diese Bewegung hat ihre Ursachen in den Widersprüchen in sich selbst, denn Geschichte ist nichts Vorgegebenes, Anzustrebendes, Ausformuliertes, statutenmäßiges geplantes Endziel! Geschichte ist nichts als die ihre Zwecke verwirklichenden Menschen. Geschichte ist ständiges Werden aus sich selbst heraus. So jedenfalls hatte es Brecht bei Marx gelesen, ich glaube zu recht. Und dieses ständige »Werden« in all seinen Möglichkeiten zu erkunden, die viele Varianten einschließen und darin den eigenen Platz zu bestimmen, um von da aus den Leuten Mut zu machen und sie im Theater zu ermuntern, war Brechts erklärtes Ziel, wobei er sich auf gute Partner berufen konnte: Sokrates, Diderot, Bacon, Marx, Bloch. Die Unterhaltung des Publikums – von unernten Theatertheoretikern geschmäht – hält Brecht für die nobelste Funktion des Theaters und das Vergnügen für seinen unentbehrlichen Begleiter. Das ist zwar seit langem bekannt, aber inzwischen zu einer Überlebensfrage geworden. Kein noch so guter konzeptioneller Gedanke ist von Nutzen, wenn er nicht »die Massen ergreift« und zwar als Vergnügen auch an ersten Gegenständen. Dazu ist Kommunikation mit dem Publikum nötig, im Konsens wie im Widerspruch. Verfremdung ist gefragt, Befremdlichkeit fraglich.

Mit Ernst und Heiterkeit – besonders in schwierigen Zeiten – können die Geschichten, die wir auf der Bühne zeigen – seien sie von Brecht, Shakespeare,

Kleist, Labiche, Müller, Braun, Seidel – zum Vergnügen der Zuschauer, zur Erhellung und zur Betroffenheit differenzierte Haltungen auslösen: Ist das wirklich so? Ist das nicht unwahrscheinlich? Das darf doch nicht wahr sein! Ist das denkbar? Das ist freundlich! Das ist absurd! Das ist schön! Das ist gut! Schön und gut, aber ...? usw. Brechts Vernunftbegriff, heute in der zunehmenden Atomisierung der Elemente und nicht nur bei uns, wichtiger denn je, läßt sich auf eine einfache elementare Haltung reduzieren: es ist die Fähigkeit des Menschen, letztenendes seine Interessen zu vertreten. Dazu gehört das Erkennen und das Wissen um die Gesellschaft und Umwelt (und des Theaters natürlich) ebenso, wie das starke Gefühl, seine eigenen Wünsche und Hoffnungen verwirklichen zu wollen und zu können. So enthält diese Vernunft auch »Unvernünftiges«, worin sich Künftiges ankündigt, ohne daß es bereits zu Wissen wurde. Diese Unvernunft sollte im Theater der Vernünftigen einen festen Platz haben. Denken wir an Galilei. Als er auf dem schiefen Turm von Pisa seine Fallgesetze entwickelte, arbeitete er bereits mit der Schwerkraft, obwohl ihm »Schwerkraft« als äußerst »unvernünftig« erscheinen mußte, da nach dem damaligen Wissen nicht die Körper von der Erde angezogen werden, sondern aus einer inneren Kraft zum Mittelpunkt der Erde streben.

So ist diese Vernunft – und das sollte das Theater in seinen Stücken und Inszenierungen bedenken – heute auch in Bereichen, die aktuell Brecht (und Marx vor ihm) als »Opium des Volkes« abtaten: die Religion. Sie ist europäische Kulturgeschichte und enthält Wahrheiten und Aussagen, die auch einer europäischen Linken zu Gesicht stehen, die – wie Walter Jens einmal sagte – von der Bergpredigt bis Gorbatschow reichen könnte. Zu Brechts Vernunftbegriff gehört als A und O die »kritische Haltung«, die sie gegenüber der Gesellschaft – in welcher politischen Struktur auch immer – einnehmen muß. Schon jetzt ist in den Abendvorstellungen zu spüren, daß nicht nur die Zeit das Theater, sondern auch das Theater die Zeit eingeholt hat. Bestimmte Sätze, in der DDR-Geborgenheit bisher fast überhört, erzeugen beim Publikum heute waches Interesse. Der Satz »erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral« wird nicht mehr nur belacht. Das Lied von der »Großen Kapitulation« der Courage wird mit neuem Erschrecken gehört. Von hier aus ist nicht nur Brechts Vernunftbegriff neu zu suchen, sondern auch die neue Aktualität seiner Stücke, die ja in der Zeit der Auseinandersetzung mit dem Kapital entstanden sind und heute erneut zu Hilfe gerufen werden müssen, denn es gehört nicht viel Phantasie dazu, daß das Kapital nicht als Helfer in der Not, sondern als Kapital ante portas steht. Das erneut aufbrechende Interesse des Publikums an diesen Stücken hat nicht nur eine politische Dimension. Die zu erwartende Freßgier des Kapitals bei uns, unterwirft, da auch das *Berliner Ensemble* »kein Ort, Nirgendwo« ist, es dem Druck des Marktes, der sozial ist, wenn die Sozietät ihn zwingt. Dieses Theater muß in der Auseinandersetzung mit dem Unsozialen alle seine Erfahrungen mobilisieren und Bundesgenossen zu Rate ziehen, die in einer kapitalisierten Umwelt – gleich, ob in der Bundesrepublik, Italien, USA, Kanada, Skandinavien, Japan – mehr Erfahrungen als wir sammeln konnten. Eine noch größere Gefahr für das Selbstverständnis und die Identität ist der rasende Utopieverlust an linken Hoffnungen bei uns. Ohne Prinzip Hoffnung gibt es weder Kultur noch menschliches

Leben. Dabei müssen wir auch beim Theater davon ausgehen, daß der Begriff »links« durch den Stalinismus schwer diskreditiert ist, obwohl Stalinismus eigentlich der größte Feind der Linken ist.

Eine neue Linke, deren wir uns ohne politische Parteienfestlegung verbunden fühlen sollten, bedarf enormer Arbeit, ihr humanistisches und philosophisches Gesicht wieder herzustellen oder ein neues zu finden. Da Gewißheit verloren gegangen ist, darf nicht auch noch die Utopie einer Welt ohne Barbarei, in der »die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung der freien Entwicklung aller ist«, ausgerottet werden. Das Theater ist hier einer der geeignetsten Orte, diese Hoffnungen mit allen Kunstmitteln wieder zu wecken. Dabei sollten wir uns nicht scheuen, über das Ziel hinauszuschießen, um das Ziel überhaupt erst einmal wieder sichtbar zu machen, auch wenn es für uns kaum noch zu erreichen ist. »Glotzt nicht so romantisch« mag sich der leisten, der eine tragfähige Realität die seine nennt. Romantik und Idealismus, von Shakespeares »Sturm« bis Schillers »Fiesko«, Courtelins romantischen Jux bis zu den Göttern von Athen bis Jerusalem, von Timons Utopie von der heilen Ordnung der geordneten Welt bis zum weltzerreißenden Sturm der Gefühle der Penthesilea, sollten wieder Emotionen für das wecken, was der Verstand heute kaltschnäuzig für unerreichbar erklärt. Von hier könnte das *Berliner Ensemble* nicht nur Aufklärung leisten, sondern lähmende, heute um sich greifende Demut und Resignation verdrängen. Der Ruf des 19. Jahrhunderts, »Gott ist tot«, erreichte mindestens, daß sich das 20. Jahrhundert wieder intensiv mit Gott beschäftigte.

»Einige Erlebnisse hätten dich zu einer ganz falschen Ansicht bringen können über das, was wir immer die Zukunft der Vernunft genannt haben. Aber ein einzelner Mann kann sie weder zur Geltung noch in Verruf bringen. Sie ist eine zu große Sache. Die Vernunft ist die eine Sache, in welche die Menschen sich teilen. Sie ist nämlich die Selbstsucht der gesamten Menschheit. Diese Selbstsucht ist zu schwach, aber selbst ein Mensch wie ich kann ja noch sehen, daß die Vernunft nicht am Ende ist, sondern am Anfang. Ich bleibe auch dabei, daß dies eine neue Zeit ist. Sollte sie aussehen wie eine blutbeschmierte alte Vettel, dann sähe eben eine neue Zeit so aus! Der Einbruch des Lichts erfolgt in die allertiefste Dunkelheit.« (Brecht, »Galileo Galilei«)

V

Die Frage wäre wie eine Theaterästhetik, die sich Geschichtsbewußtsein, Differenzierungsvermögen und Widerspruchsanalyse auf ihre Fahnen geschrieben hat, beim Publikum ankommt – denn zwischen den Interessen des Publikums und denen des Theaters besteht ja alles andere als Einvernehmen. Deshalb im folgenden kurz der Versuch, vier Spielplanlinien zu skizzieren, die für die Weiterarbeit des *Berliner Ensembles* als ein Theater, das Gesellschaftskritik und Unterhaltung zu verbinden versteht, von Nutzen sein könnten.

Angesichts der ökonomischen Lage und absehbarer ökonomischer Probleme, die auch auf das *Berliner Ensemble* zukommen werden, wäre es finanzieller Selbstmord, auf eine Brecht-Linie im Spielplan zu verzichten. Das *Berliner Ensemble* ist für die in- und ausländischen Zuschauer zuerst als Brecht-Theater bekannt und interessant, das ist legitim und wird sich so schnell nicht ändern.

Aber ebenso wäre es eine Selbsttäuschung, den sich in den letzten Jahren abzeichnenden Brecht-Boom überzubewerten. Brecht läßt sich nicht verordnen, er will entdeckt werden. Haben Regisseur, Dramaturg und Bühnenbildner, ja, haben die Schauspieler nichts bei ihm entdeckt, was aufregend und anregend ist, wie soll der Zuschauer etwas entdecken und angeregt sein? Es ist daher nötig, daß alle kommenden Brecht-Projekte von Regie-Teams erarbeitet werden, die dies und kein anderes Brecht-Stück mit dieser und keiner anderen Konzeption und mit dieser und keiner anderen Besetzung machen wollen. Es wäre auch für das »junge Publikum« ein »Neuanfang mit Brecht« auf der Probebühne denkbar, etwa mit Stücken wie »Dickicht« oder den Einaktern. Und es ist unbedingt notwendig, mittelfristig eine Neuinszenierung von Repertoire-Stücken wie »Dreigroschenoper« und »Courage« anzustreben – aber eben von Regie-Teams, die einen überzeugenden Zugriff auf diese Stücke artikulieren können, der von Regie-Konzeption und Bühnenbildentwurf her anschaulich eine »neue Sicht« erkennen läßt. Solche Stücke, die bei uns auf Interesse stoßen, könnten auch »Arturo Ui«, »Mann für Mann«, »Der gute Mensch von Sezuan« sein. Dazu gehört auch die Überarbeitung der »Courage« und die Wiederaufnahme des »Kreidekreis«.

Eine zweite Linie, die ebenfalls auf den »Gründer« zurückgeht, ist neben dem Spielen der Stücke von Brecht die Anwendung seiner methodischen Überlegungen auf die Arbeit anderer Stückeschreiber. Brecht selbst hat es mehrfach versucht, zum Beispiel mit dem »Urfaust«. Wir haben es mit anderen »Klassikern« fortgeführt. Denn die Stücke Brechts sind begrenzt, seine Methode, vorausgesetzt, man interessiert sich bei den zunehmenden Konflikten und Widersprüchen wieder mehr für sie, ist in dem Sinne unbegrenzt. Strehler inszeniert zur Zeit den »Faust« und befragt dabei Brecht. Warum sollten wir in Zukunft nicht ähnliches tun? Lorca ist bei uns eine angefangene Tradition. Warum sie, wenn eine gute Übersetzung vorliegt, nicht fortsetzen? »Don Carlos«, »Fiesco« warten ebenso darauf, wie lange Zeit der »Prinz von Homburg«. Vielleicht könnte hier die immer brennendere »Deutsche Frage« eine gescheiterte Antwort finden als in der heutigen Politik. Jedenfalls eine spannendere.

Die dritte Spielplanlinie, die dringend notwendig sein sollte, ist die Wiederaufnahme der Brechtschen Komödien-Dramaturgie, die er von Molière mit Strittmatter praktiziert hat. Der Bogen, den eine neue Komödien-Dramaturgie des BE schlagen müßte, sollte von Aristoteles über Shakespeare zu Lenz und Kleist und bis zur Gegenwartskomödie reichen – wenn sie denn diesen Kategorien entspricht. Entscheidend ist hier nicht die dramaturgische Logik oder die literaturwissenschaftliche Chronologie, sondern das Interesse von Regie-Teams an der Entwicklung einer solchen Linie, die eben auch mit den Komödien des Sturm und Drang beginnend zu Shakespeare führen könnte und von ihm zur antiken Komödie. Das Wesentliche ist, daß ästhetisch provokante und schauspielerisch professionelle Neuinszenierungen entstehen, die über Berlin hinaus Bestand und Wirkung haben können. Daß der Weg zu Shakespeare auch über O'Casey und der Weg zu Molière auch über Labiche führen *kann*, muß hier nicht extra ausgeführt werden. (Übrigens ist Labiches »Florentiner Strohhut« ein unerfüllter Wunsch von Elisabeth Hauptmann geblieben. Das sollte uns zu denken geben!)

Eine vierte Spielplanlinie müßte aus dem Angebot der Moderne – von Franz Jung bis Konrad Bayer – und der Gegenwartsdramatik entwickelt werden. Diese Linie steht hier nicht an vierter Stelle, weil sie viertrangig ist, im Gegenteil: ein gutes Gegenwartsstück sollte durchaus auf der Bühne gezeigt werden, während ein Brecht- oder Shakespeare-Projekt auch auf der Probephöhne möglich sein sollte. Um einen Überblick über den Stand der Neuentdeckungen im Nachlaß der Moderne und der Produktion von Gegenwartsdramatik zu bekommen, wäre eine engere Zusammenarbeit mit den sich gerade etablierenden Autorenverlagen ebenso notwendig wie unmittelbare Kontakte zu den deutschsprachigen Bühnenvertrieben, vor allem mit den Autoren selbst.

VI

»Wer soll denn all die schönen Dinge ins Werk setzen?« fragt Danton den Philippeau bei Büchner, nachdem eine lange Rede über die neue Zeit den Salon durchzogen hat. »Wir und die ehrlichen Leute!« antwortet der verdutzte Philippeau und erhält von Danton und Büchner die Auskunft: Das »und« dazwischen ist ein langes Wort, es hält uns ein wenig auseinander, die Strecke ist lang, die Ehrlichkeit verliert den Atem, eh wir zusammenkommen.«

Steht es so schlimm? Die hier skizzierten Linien setzen eines voraus: ein entwicklungsfähiges und -freudiges Ensemble, mit dem Inszenierungen erarbeitet werden können, die wieder den Rang der besten BE-Aufführungen haben und dann auch deren internationale Ausstrahlung.

Wir haben ein solches Ensemble zur Zeit nicht. Es ist zu sehr zersplittert, was nicht nur an den Schauspielern liegt, sondern an einer ungenügend übergreifenden Konzeption. Bei den Schauspielern liegt eine große Produktivkraft, die es zu nutzen, zu ergänzen und zu differenzieren gilt. Wir müssen das Ensemble – work in progress – durch Herausforderung und Anforderung entwickeln.

Es wird sich nicht über Themenkataloge und Spielplanvorhaben profilieren und beweisen können, sondern durch wirklich neue, überzeugende Theaterkunst, die das Resultat von Experimenten und Irrtümern sein wird. Das Neue ist nicht planbar, aber man kann Versuchsreihen so anordnen, daß Explosionen möglich werden. Wenn sich das »Kommen großer Veränderungen« wirklich »durch Furcht anzeigt«, müssen wir auf allerhand gefaßt sein, aber wir werden nur etwas (und vor allem: uns) bewegen, wenn wir den heraufkommenden Schrecken ins Weiße vom Auge sehen können, den Prozeß mitsteuern statt von ihm hinterhergeschleift zu werden. Der erste Schreck könnte das Erschrecken über uns selber sein: über manche unserer Schwerfälligkeiten angesichts der Herausforderung, das Neue nicht nur zu denken, sondern es zu produzieren: auf der Bühne und im Zuschauerraum.

VII

So wenig es nützt, Leitungs- und Arbeitsstrukturen eines Theaters zu verändern, ohne vorher zu fragen, was man mit dem Theater vor hat, so wenig nützen neue Inhalte und Formen, wenn man sich scheut, »Bewährtes« zu verändern, zum Beispiel, wenn es zu lange »gewährt« hat. Dabei ist es nicht sinnvoll, alles über den Haufen zu werfen, denn dann – das zeigen Erfahrungen – bleibt womöglich nur

ein Scherbenhaufen. Eine tragfähige Zusammenarbeit zwischen der Leitung und den neugebildeten Gremien ist die Vereinbarung, die der Betriebsrat zur Unterschrift vorgelegt hat. Bei der Alleinverantwortung des Intendanten legt sie Informations-, Mitsprache- und Kontrollmechanismus fest, die eine produktive Zusammenarbeit bis zum Abschluß eines neuen Tarifvertrages sichern.

Was die Arbeitsstruktur des Theaters im künstlerischen Bereich angeht, so hat sich »von selbst« etwas herausgebildet, um das wir 1968 im *Berliner Ensemble* heftig gestritten haben: Arbeitsgruppen. Heute arbeiten am Berliner Ensemble zunächst drei Arbeitsteams: Wekwerth, Marquardt, Schroth.

Das Funktionieren dieser Arbeitsgruppen – eben das, was 1968 bestritten wurde – zeigen die Inszenierungen. Diese Arbeitsgruppen (und vielleicht noch andere) sollten als Arbeitsstruktur beibehalten werden. Sie könnten in der Wahl der Stücke und Methoden, aber vielleicht auch in finanzieller Hinsicht (Kalkulation und Abrechnung) mehr Selbständigkeit erhalten. Die Furcht, daß dadurch das *Berliner Ensemble* zerfällt, habe ich nicht. Die Erfahrung zeigt, daß verschiedene Arbeitsweisen bei einem künstlerisch-politischen Grundkonsens das Theater als Einheit bereichern. Neben diesen Arbeitsgruppen sollten junge Regisseure mehr Möglichkeiten des sich Ausprobierens bekommen und nicht nur auf der Probephöhne und im Foyer. Der Begriff Haupt- und Nebenproduktion sollte fallengelassen werden. Vorrang allerdings hat immer die Produktion, die als nächste Premiere hat. Oder es sollten auch Besetzungswünsche, die früh genug angemeldet werden, bei den anderen Regisseuren Berücksichtigung finden. Vielfältiger und also flexibler sollten wir in den Formen unserer Darbietungen werden. »Die Deutschstunde« und Probephöhnenprogramme könnten Folgen haben. Die Anforderungen des Marktes, auf dem auch wir unsere »Ware« (also möglichst gute Inszenierungen) anbieten, werden komplizierter werden. Wir müssen viele gute Ideen haben, das Marketing erlernen und so bewältigen, daß nichts, was wir zu bieten haben, unter den Tisch fällt. Ich meine nicht nur die Werbung mit Themen und Stücken, sondern mit einem echten »Kapital«: die Schauspieler. Warum stellen nur SFB, ARD, SAT 1 unsere Kollegen mit all ihren Meinungen vor und nicht auch wir? Wir haben doch auch eine (bescheidene) Video-Technik usw. Einfälle und Ideen sind gefragt. Ich glaube, das die Strecke PR (public relation) eine Langstrecke ist, auf der wir Kurzstreckenleistungen vollbringen müssen. Wir sollten nachdenken, ob man für diesen Bereich eine eigene Abteilung braucht, die Tourneewerbung, Auslandsverbindungen usw. einschließt.

Soweit meine Überlegungen. Ich möchte mich bei allen bedanken, vor allem für produktive Ungeduld.

Peter Jehle

Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus

»An der Art der Fragestellung kann man den Geisteszustand einer Wissenschaft am besten ermessen.« (Werner Krauss, Werke I, 128)

Als in den 60er Jahren, unter dem Druck der Studenten, erstmals Ringvorlesungen über Wissenschaft und Nazismus stattfanden, fehlten die Romanisten. Dieses Kapitel der Fachgeschichte ließ sich um so leichter verdrängen, als ein Teil der bedeutendsten Vertreter des Faches als Juden entweder vertrieben (Erich Auerbach, Leo Spitzer, Helmut Hatzfeld, Ulrich Leo u.a.) oder – wie Elise Richter – im KZ ermordet worden waren. 1972 erschien in dieser Zeitschrift Michael Nerlichs Aufsatz »Romanistik und Antikommunismus«, in dem die Vorbildfunktion der von Ernst Robert Curtius repräsentierten Wissenschaftshaltung für die westdeutsche Romanistik nach 1945 bestritten wurde. Nerlich beging einen Tabubruch. Ausgerechnet Curtius, der wie kaum ein anderer für redliche Unbescholtenheit stand und den Ruf genoß, das Fach intakt über die Nazizeit gerettet zu haben, stand plötzlich im Mittelpunkt der Kritik. Was Anstoß zu einer Auseinandersetzung mit der Fachgeschichte hätte sein können, blieb folgenlos.¹

Erst 1987, zur Zeit des sogenannten Historikerstreits und der Versuche, »Auschwitz ins Museum« zu bringen, tauchte das Thema auf dem Freiburger Romanistentag auf.² Allerdings interessierten hier ausschließlich jene Romanisten, die als »Verfolgte des Nationalsozialismus« gelten (zit. I). Wenn Hans Helmut Christmann, neben Frank-Rutger Hausmann einer der Initiatoren des Themas, darauf hinweist, daß die »'synchronische' Betrachtung der Nachbarfächer, ja der ganzen Fakultät und Universität« wichtig ist, will man »die Situation eines bestimmten Romanisten im Jahr 1933 verstehen« (I, 249), dann dürften jene, die im Land blieben, Forschung und Lehre fortführten, Karriere machten, auch ohne in den klein gebliebenen Chor der manifesten Nazi-Romanisten einzustimmen, kein Schattendasein führen. Zwar sind die bloßen Daten von Amtsenthebungen, Neubesetzungen und Vertreibungen bekannt³; auch gibt es Arbeiten zu einzelnen Romanisten. Unklarer wird es, wenn man fragt, wer in die Partei eintrat, die Aufrufe für Hitler unterschrieb, oder wie sich jemand zur Entfernung der jüdischen Kollegen verhielt. Darüber hinaus gibt es kaum einen Versuch, den Romanisten in ihren wissenschaftlichen Alltag zu folgen und sie in ihrer eigentümlichen Arbeits- und Produktionsweise ernstzunehmen.⁴

Das dominierende Raster, das die Wahrnehmung der Fachgeschichte in Freiburg bestimmte, war die Zweiteilung in eine verfolgte wissenschaftliche Romanistik einerseits und eine nazistisch »entgleiste«, ideologische Romanistik andererseits. Wissenschaft und Ideologie verhalten sich wie »Feuer und Wasser« – so lautet die bekannte, allgemeinste Formel, die Kurt Baldinger in seinen einleitenden Worten gebrauchte (I, 6).⁵ Der Schnitt läßt komplementäre Mengen entstehen: Eine dem Umfang nach »kaum nennenswerte NS-Romanistik«, wie H.R. Jauss meinte, und ein entsprechend großes, vom Nazismus *per definitionem*

unberührtes Gebiet der »Romanistik im NS«. Diese Anordnung unterstellt, daß das Nazistische des Faches genau lokalisiert und bestimmten Personen (z.B. Glässer, Moldenhauer oder Krüger) oder Themen zugeschrieben werden kann. So konstatiert Sebastian Neumeister für die *Germanisch-Romanische Monatschrift* eine »einzige Entgleisung« (II, 86), die exakt nachgewiesen wird: »H. Flasche, 'Grundlagen moderner Kulturpolitik in Italien und Portugal', *GRM* 26 (1938), S.378-395.« (Ebd., Fn.22) Die Lokalisierung eines imaginären »faschistischen« Dichtepunkts hat vor allem einen kathartischen Effekt: Sie lenkt die Aufmerksamkeit von den realen Durchmischungen ab und erteilt Tausenden von Seiten die Absolution.⁶

Hausmann meint, daß bei Durchsicht »aller romanistischen Dissertationen des Jahres 1938 ... im Unterschied zu germanistischen, historischen, anthropologischen, alphilologischen usw. Arbeiten ... kein Thema nationalsozialistischen Geist erkennen« lasse (I, 40). Abgesehen davon, daß die Redeweise vom »nationalsozialistischen Geist« ungeeignet ist, den Faschismus als bestimmten Herrschaftszusammenhang zu begreifen, vertraut der Satz auf die Adäquatheit einer einfachen Abbildtheorie – als müsse sich dieser »nationalsozialistische Geist« im Thema spiegeln. Das heißt freilich nicht, daß der Gegenstand als solcher unwichtig wäre. Ob sich jemand für Diderots *Enzyklopädie* interessiert (wie Fritz Schalk) oder für »Rasse und Stil bei Lamartine« (wie Edgar Glässer), markiert schon als Thema einen scharfen Unterschied. Daß aber der bloße »Blick auf die Themen« der Lehrveranstaltungen ausreichend sei, um die »Treue« der Spitzer-Schülerin Eberwein-Dabcovich gegenüber den »romanistischen Idealen« zu beweisen, wie Willi Jung meint (I, 109), ist deshalb nicht gerechtfertigt. Ungedacht bleibt, daß die Romanisten in ihrer Materie, mit den ihnen spezifisch zur Verfügung stehenden Mitteln, den NS verarbeiten und so an seiner Wirkungsmacht entweder mitbauen oder sie zu blockieren versuchen.

Antagonistische Reproduktion und Verfestigung der herrschenden Ideologie

Walter Mönch veröffentlicht 1938 eine Geschichte der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Im Kapitel über Montaigne erfährt man, daß dieser »seiner Geburt nach Halbarier« gewesen sei, »und als solcher war er wenig berufen, wie seine Landsleute jener Zeit, um die religiöse und politische Erneuerung Frankreichs zu kämpfen« (ebd., 193). Montaigne erweise sich als »Individualist«, der »zwei der größten geschichtsbildenden Faktoren in der Entwicklung der Völker« verkenne: »die Religionen und die national-politischen Bewegungen, in denen sich das Individuum in einer höheren Schicksalsgemeinschaft freiwillig einordnet« (206). Kurz und bündig: »Die Jugend brauchte andere Führer.« (Ebd.)⁷ Die Parallelführung der »Erneuerung Frankreichs« im 16. Jahrhundert mit der nazistischen »Erneuerung« Deutschlands ist unübersehbar.

Fritz Schalk hält in seiner Rezension dieses Buches das Montaignekapitel für das »problematischste der ganzen Darstellung« (1941, 873-83, hier: 878). Zunächst wird kritisiert, daß die neuere Forschung nicht eingearbeitet sei und die »verwickelten ... Probleme« nicht ausreichend diskutiert werden – Argumente, welche die Mindestanforderungen an einen wissenschaftlichen Diskurs

in Erinnerung rufen. Sodann hält er es für »erstaunlich«, daß Mönch »so weittragende Folgerungen aus Montaignes Herkunft« zieht (878), wo dieser doch selbst sage, daß Montaignes Mutter nur »wahrscheinlich (!)« aus einer jüdischen Familie stamme. Schalk beruft sich auf einen Artikel von Gerhard Hess »Zu Montaignes Abstammung« (in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 64/1942, 220-27), woraus hervorgehe, daß der Großvater Montaignes eine Französin geheiratet hat, so daß »Montaigne also nicht Halbjuden gewesen sein kann« (ebd., 879).⁸ Die Rückgewinnung Montaignes aus dem Verdacht des »Jüdischen« wird im folgenden geistesgeschichtlich unterbaut: Humboldt sei die »Naivität Montaignes als dem deutschen Denken besonders verwandt« erschienen (zit. Humboldt, 879). Was kritisiert Schalk genau? Stört ihn vor allem, daß Mönch eine Tatsachenaussage auf einer unbewiesenen Annahme aufbaut? Die positive Berufung auf Hess deutet an, daß er die Frage nach der Abstammung nicht als solche zurückweist, sondern ihr eine legitime Stellung im Reich der Romanistik zuerkennt. Dann wäre die Kritik an Mönch, daß dieser eine grundsätzlich legitime Frage nicht »wissenschaftlich« behandelt.⁹

Mönch behauptet, daß Montaigne »im Grunde ... gegen die Politik« sei und er daher dem »Entscheidungskampf um die religiösen Werte und die nationalpolitische Einheit Frankreichs« ausweiche (1938, 206). Montaigne schrecke vor »der Politik« zurück, weil sie die »Leidenschaften entfache«, und er nicht zu dem »Glauben« gelangt, »daß die Kraft des Führers die großen Massen fortreißen kann« (ebd.). Schalk macht dagegen geltend, daß Montaigne, indem er sich keiner der streitenden Parteien im Bürgerkrieg zwischen Hugenotten und Katholiken anschließt, »die Zeitgeschichte ... an den Interessen von ganz Frankreich maß, d.h. er dachte in einem tieferen Sinn viel politischer als alle Politiker, die Mönch über ihn stellt« (1941, 880). Montaignes epochale Erfahrung sei, daß die »Berufung auf das Gemeinwohl oft nur der egoistische Vorwand persönlicher Interessen und Machtansprüche sei« (880f.). Dabei zeige sich, daß »jedes Gemeinwesen eigentlich erst durch die Zerstörung seiner wahren Fundamente: Recht, Wahrheit, Sprache gefährdet wird« (881). So gesehen, breche Mönchs Kritik in sich zusammen, denn Montaigne sei nicht »gegen die Politik«, sondern gegen eine »reform de l'apparence, die das innere geistige Wesen des Menschen unberührt läßt« (881). Was ist dieses »innere geistige Wesen«? Bei Bodin (dem Theoretiker einer staatlichen Souveränität, die die Gesetze der fürstlichen Willkür unterstellt, diesen jedoch zugleich auf die Vertragspflicht und die Achtung des Eigentums festlegt) und bei Montaigne sei der »höchste Zweck des Staates« identisch mit »dem Sinn des Einzellebens, das, wie Bodin im Anschluß an Aristoteles sagt, in den 'vertus intellectuelles et contemplatives' beschlossen liegt« (881). Schließlich wird Bodin zitiert, wonach die Kontemplation die Mutter (*nourrice*) aller Weisheit und Frömmigkeit ist, und die Träger der Kontemplation gegen die »hommes enveloppés d'affaires« abgegrenzt werden (882). Schalk kommt zu dem Schluß, daß Mönchs Buch zwar »oft auf die 'nationalpolitische' Bedeutung der Literatur« verweise, »an der nie jemand gezweifelt hat«, es aber »niemals in die eigentliche Welt des Politischen« hinüberreiche (882).

Mönch, dem herrschenden Sprachgebrauch folgend, identifiziert »das Politische« mit der nazistischen Zerschlagung des in der Weimarer Republik ausge-

bildeten staatsbürgerlichen Kompetenzbereichs. Was sich »Politisierung« nannte, war »Entpolitisierung im präzisen Sinn der Zurücknahme bisheriger politischer Kompetenzen« (Haug 1980, 78). Aber Schalks Behauptung einer »eigentlichen Welt des Politischen« orientiert deshalb noch nicht auf die Wiederherstellung des parlamentarischen Regimes, im Gegenteil: entscheidend ist die Distanzierung von den »streitenden Parteien« und deren Politiker, die sich zu Unrecht auf das Gemeinwohl berufen. Schalk hält sich dagegen an die »wahren Fundamente« des Gemeinwesens: »Recht, Wahrheit, Sprache«. Er unterstreicht die »in einem tieferen Sinn« politische, d. h. staatstragende Funktion der mit der Pflege und Erneuerung dieser Fundamente befaßten Stände: der Juristen, Philosophen, Philologen. Die Spezifik ihrer Tätigkeit verlangte, als Repräsentanten eines überparteilichen Geistes so agieren. So gesehen, sind die Positionen von Mönch und Schalk weniger kontrovers als komplementär. Aber, könnte man einwenden, widerspricht Schalks Identifizierung von »höchstem Zweck des Staates« und »Sinn des Einzel Lebens«, wie er sie bei Montaigne zu finden glaubt, nicht der nazistischen Hymne auf »Volk« und »Gemeinschaft«? War der einzelne mit seinem kontemplativen Verhältnis zur »Wahrheit« nicht gerade ins Kreuzfeuer der Kritik geraten (vgl. Laugstien 1990, Kap. 2)?¹⁰ In seiner Studie über die Diderotsche *Enzyklopädie* von 1936 spaltete Schalk die Autorschaft in eine kleine philosophische Elite und die große Menge der »Skribenten, Journalisten, politischen bourgeoisen Propagandisten« (1936, 116). Diese Trennung ordnete den »Philosophen« das kritische, weil auf den Zusammenhang bezogene, der schriftstellernden »Menge« aber das affirmative (propagandistische) Element zu. Einen sich auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenhangs kritisch beziehenden »Journalisten« schloß diese Anordnung aus. Von der Spaltung in philosophische Elite und schreibende Menge führte kein Weg zur Kritik der Abschaffung der freien Presse durch die Nazis. Das philosophische Element war vom Volk isoliert – eine Isolierung, die der propagandistischen Ausschlichtung des »weltabgewandten Gelehrten« durch die Nazis nichts entgegensetzen konnte. So blieb nur die geschmäckerliche Verachtung: »le goût s'est perdu«, darf Voltaire am Ende der Studie über sein Jahrhundert sagen.

Zwischen »der NS-Romanistik« und der »Romanistik im NS« gibt es keine chinesische Mauer. Nur wenige Romanisten haben sich der Ausarbeitung einer regelrechten rassisch-völkischen Literatur- oder Sprachgeschichte verschrieben (z. B. Glässer, Wandruszka und Moldenhauer). Sie deshalb mit »der NS-Romanistik« ineinzusetzen, unterstellt dem Faschismus eine Einheitlichkeit, die er nicht hatte. Die Fiktion dieser Einheitlichkeit übernahm nach 1945 die Aufgabe, den nationalkonservativen Pfeiler des NS unsichtbar zu machen (Haug 1987, 175ff). Der Nazismus an der Macht setzte sich aus unterschiedlichen Kräften zusammen, und selbst innerhalb der NS-Bewegung gaben die Völkischen nie den Ton an. Goebbels z. B. verabscheute die sogenannten »Konjunkturliteraten« – jene Schriftsteller, die den ideologischen Effekt nach der Deutlichkeit der in ihren Büchern enthaltenen Parolen bemaßen. Rigorose Verbotspolitik auf Grundlage der Rassegesetze und die Übernahme der Leitwerte der klassisch-bürgerlichen Ästhetik gingen bei Goebbels Hand in Hand (vgl. Volker 1980, 293). Daß die Ausarbeitung der von Glässer u. a. vertretenen Richtung überhaupt

möglich war, kann nicht einfach dem Wohlwollen parteiamtlicher Stellen zugeschrieben werden, sondern hat auch fachinterne Gründe. Sie speist sich aus vielen Quellen und gewinnt in zahllosen Akten der positiven Verstärkung und des einfachen Gewährenlassens Kredit. Die Frage nach dem »normalen Betrieb« lenkt die Aufmerksamkeit auf Resonanzverhältnisse, weniger auf das isolierte Tun von Einzelpersonen. Die Stabilisierung der NS-Herrschaft durch die Fachromanistik ist nicht das Werk weniger Anhänger einer »faschistischen Weltanschauung«. Im Gegenteil, sie wurde vielleicht dort am wenigsten betrieben, wo der Boden der Fachwissenschaft verlassen war.

Die Fachgeschichte im Spiegel ihrer Zeitschriften

Aus Anlaß der hundertsten Nummer präsentiert die 1883 gegründete Zeitschrift *Romanische Forschungen* eine Revue eigener Art: Fast sechzig romanistische Zeitschriften aus aller Welt (darunter je etwa zehn aus Frankreich, Italien, der Iberoromania und der BRD) werden vorgestellt, in der Regel von ihren heutigen Herausgebern. Die Autoren schreiben von innen. Gerne stellen sie sich – nicht nur bei älteren Periodika – als bloße Treuhänder eines Vermächtnisses dar. Das Ergebnis sind Konstruktionen einer linear und kontinuierlich verlaufenden Geschichte. Die Zäsuren der politischen Ereignisse machen sich kaum und wenn, dann von außen, meist in Form von Papiermangel während der Weltkriege, geltend. Wir erleben einen Berufsstand bei der Konstruktion seines Selbstbildes.

Zu den Gratulanten gehören ausschließlich solche Zeitschriften, die bis heute erscheinen. Für den deutschen Sprachraum fehlen z.B. jene, die nach 1945 nicht fortgeführt wurden. Nur an einer Stelle erfährt man, daß es einen Vorfahren gab. Die Hamburger Neugründung des *Romanistischen Jahrbuchs* 1947 wird von Walter Pabst so motiviert:

»Es leuchtet auch ohne weiteres ein, daß die Initiatoren an der historischen Schwelle jener Tage nicht unmittelbar an gerade Vergangenes anknüpfen wollten, also nicht an Betitelung und Programm der dort seit 1927 herausgegebenen Zeitschrift 'Volkstum und Kultur der Romanen. Sprache, Dichtung, Sitte' (VKR), sondern daß bei solchem Neubeginn in dieser philologischen Disziplin mit ihrer würdigen Vergangenheit an ältere fachliche Traditionen angeknüpft wurde.« (II, 298)

Wie schwierig sich der »Neubeginn« gestaltete, davon zeugt ein Brief von Hellmuth Petriconi an Werner Krauss:

»Ich würde Ihre Mitwirkung nicht nur unter allen Umständen als Auszeichnung betrachten, das versteht sich, sondern ich lege, um es deutlich zu sagen, aus moralisch-politischen Gründen besonderen Wert darauf, dass gerade Ihr Name in dem Jahrbuch erscheint, wie denn meine einzige Tätigkeit bei der Herausgabe bisher darin bestanden hat, gewisse Kollegen als Mitarbeiter abzulehnen.« (1.10.47; zit.n. dem Orig. im Nachlaß Werner Krauss)

Gerade das aber gelingt nur teilweise, denn ausgerechnet Hermann Karl Weinert darf im ersten Band eine biographische Notiz zu Walther Küchlers 70. Geburtstag verfassen. Küchler war 1933 »entpflichtet« worden (zu den näheren Umständen vgl. Settekorn 1990). Weinert ist der Verfasser einer 1934 in der Reihe *Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen* erschienenen Schrift: »Dichtung aus dem Glauben. Ein Beitrag zur Problematik des literarischen

Renouveau Catholique in Frankreich«. Settekorn weist darauf hin, daß diese Schrift als einzige in der Reihe ausdrückliche Bezüge zum NS herstellt und auch als einzige nach dem Krieg, »nur von den größten Anbietungen gereinigt« (1990, 14, Anm. 39), wiederaufgelegt wird.

»Betitelung und Programm« von *Volkstum und Kultur der Romanen* hatten nicht verhindert, daß dort namhafte Romanisten schrieben: Walther Kückler und sein Schüler Fritz Schalk, der von 1935 bis 1980 die *Romanischen Forschungen* herausgibt und den Hausmann einen »glühenden Nazigegegnert« nennt (I, 46); Leo Spitzer, der als »Nichtarier« seinen Lehrstuhl verliert; Hellmuth Petriconi, der 1947 zu den Herausgebern des *Romanistischen Jahrbuchs* gehört; Hans Rheinfelder, Ernst Gamillscheg, Wilhelm Meyer-Lübke, Max Leopold Wagner. Fritz Krüger und Wilhelm Giese gehören von Anfang an zu den fleißigsten Mitarbeitern; sie vor allem stehen für die völkische Linie, die im Vorwort zum ersten Band von 1928 programmatisch hervorgehoben wird. Kurz, die Mitarbeit bei einer Zeitschrift, die nach 1945 als kompromittiert gilt, gehört zum wissenschaftlichen Alltag auch solcher Romanisten, die nach 1945 als aufrechte Vertreter ihres Faches gelten. Die Entmischungs-Strategie, die dem Arsenal einer definitorischen Vergangenheitsbewältigung entstammt¹¹, zerreißt, was wie selbstverständlich unter einem Dach zusammenwohnt. Die Kohabitation ist der Normalfall.

Birgit Hanning bestätigt, daß »die Mitarbeiterzusammensetzung die 'VKR' als eine allgemein anerkannte Zeitschrift ausweist« (1984, 39). Sie bewege sich innerhalb eines etablierten Paradigmas: der Forschungsrichtung der allgemeinen Sprachwissenschaft, »durch die volkskundliche Methoden und Fragestellungen in die Sprachwissenschaft eingeführt worden sind: 'Wörter und Sachen'« (ebd., 24). Überraschend schlußfolgert sie, daß sich das Romanische Seminar der Universität Hamburg, das die VKR herausgab, eine Möglichkeit geschaffen habe, »gültige Standards der Romanistik außer Kraft zu setzen und den eigenen Gültigkeit zu verleihen« (ebd., 29). Umgekehrt: Nur indem »gültige Standards der Romanistik« bedient wurden, konnte die Funktion der kulturellen Begleitung von Hamburgs kommerziellen und politischen Auslandsbeziehungen (vgl. 26ff) effektiv erfüllt werden.

Exterritorialität des Faches und doppelte Buchführung

Victor Klemperer berichtet in seiner Autobiographie von den Sorgen der erfolgreichen Brüder um seine Universitätslaufbahn. Sie haben die ungeschriebenen Gesetze ihres Erfolgs verinnerlicht und raten ihm: »du mußt in allem und jedem den Standard des sehr gut Bürgerlichen mit Selbstverständlichkeit wahren, du mußt immer bedenken, daß man in eine Fakultät kaum anders aufgenommen wird als in ein Offizierskorps« (1989 II, 13). Die Anekdote zeigt, daß die Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses reguliert wird mithilfe einer Reihe von Filtern, wobei derjenige der wissenschaftlichen Qualität nur einer unter mehreren ist. Der Streit um den richtigen Kandidaten, um die richtige Auffassung eines Problems usw., rückt die sachliche Kompetenz in die Position eines obersten Werts, auf den sich die streitenden Parteien beziehen müssen, um ihrer

Auffassung Kredit zu verschaffen. Zur normalen Handlungsfähigkeit auf diesem Feld gehört, daß die herrschenden Formen der Wissenschaftlichkeit, die »akkreditierten Maßstäbe«, wie Leo Spitzer sagt (1945/46, 578), bedient werden können. Dazu gehört auch wirkliche Fachkompetenz. Werner Krauss schreibt in einem kurz nach der Befreiung entstandenen Bericht über die Situation in Marburg: »Bezeichnenderweise konnten das Rektorat und meistens auch die Dekanate nicht durch Parteigrößen besetzt werden, oder wo dies vorübergehend geschah, mußte man das angerichtete Chaos bald wieder durch die Berufung einer alten, 'reaktionären' Kraft beheben.« (1983, 942) Der Faschismus an der Macht lernte schnell, bei aller politischen Gleichschaltung der Universitäten, die Gesetzmäßigkeiten einer relativen Selbstregulierung des akademischen Lebens zu wahren. Krauss beobachtet ferner, daß die Marburger Professorenschaft »völlig auf sich gestellt, ohne die Möglichkeit, eine Wirkung auf außerakademische Kreise zu üben«, lebte (ebd., 941). Gerade diese »Beschränktheit« habe sich »in der Zeit der Naziherrschaft zum Vorteil« ausgewirkt (ebd.), wofür die einzelnen, die sich darin bewegten, ohne an die Schranken zu stoßen und ein entsprechendes Bewußtsein darüber zu entwickeln, nichts konnten. Daraus das Material für die Konstruktion von Widerstandshaltungen zu gewinnen, wie nach 1945 oft geschehen, vereindeutigt einen ambivalenten Zustand, der für gegensätzliche Haltungen aufnahmefähig war. So bewertete Hans Rheinfelder, dessen Urteil Gewicht beanspruchen darf, die Bonner Dissertation von Hans Flasche als »eine in jeder Hinsicht ganz vorzügliche Leistung« (*Zeitschrift für romanische Philologie*, 58/1938, 407). Kurze Zeit später empfahl sich Dr. Flasche mit jenem Vortrag vor dem »Amtswalterkreis des NSD-Dozentenbundes der Universität Bonn«, der von Neumeister als Beispiel für die »Entgleisung« angeführt wird.

Spitzer benutzte für dieses Phänomen den Begriff der »Doppelbuchführung« (1945/46, 578). Daß daran kein Anstand genommen wurde, erklärte er psychologisch: Die Fähigkeit zur »Einfühlung in Fremdes« sei verlorengegangen, das »technische Was« habe sich gegenüber dem »seelischen Wie« verselbständigt (ebd.). Auch bei Krauss taucht unmittelbar nach der Befreiung der Begriff der »doppelten Buchführung« auf. In seinen »Betrachtungen und Erfahrungen über die deutsche Opposition«¹² versucht er damit den Widerspruch zu fassen, daß viele Millionen trotz der drohenden Todesstrafe BBC hörten und sich doch gleichzeitig von Goebbels betören ließen. »Alle diese Menschen hatten die rätselhafte Fähigkeit, die größten Gegensätze in sich aufzunehmen und konfliktlos in einer vollkommenen Unentschiedenheit zu verharren.« (6) Hausmann beobachtet kritisch, daß Schalk in dem umfangreichen Briefwechsel mit Hugo Friedrich »kein politisches Ereignis kommentiert«, sondern sich »vorwiegend wissenschaftlichen und fachpolitischen Fragestellungen« widmet (I, 45f). »Auch findet sich kaum ein Wort des Mitleids oder Interesses für die Vertriebenen.« (Ebd., 46) Zu erwarten, daß Schalk in Briefen tagespolitische Kommentare abgibt, scheint mir unangebracht, weil die heutige relative Folgenlosigkeit politischer Auffassungen auf eine Situation projiziert wird, in der eine irgendwie nachweisbare *politische* Opposition zum herrschenden Regime um jeden Preis zu vermeiden war. Zugleich zeigt die Stelle, daß die Filter, die an den Grenzen des Faches installiert waren, funktionierten.

Krauss vergleicht den Marburger Versuch einer »geistigen Résistance« (Manfred Naumann, I, 146) mit dem Unterfangen einer »Sekte, die ihren Ritus im Schutz der Exterritorialität unseres Faches begehen konnte« (1983, 944).¹³ Man würde den Begriff der Exterritorialität falsch verstehen, sähe man hierin vor allem die Behauptung einer relativen Bedeutungslosigkeit der Romanistik als ideologischer Macht. Der Begriff wendet sich gegen die bequeme Vorstellung umfassender »Gleichschaltung« von oben. Die Unabhängigkeit, auf die die Bewohner dieses in die Exterritorialität gesetzten Gebiets pochen können, hat ihre eigene Materialität. Das Fach ist einem Gebäude vergleichbar – mit bestimmten Ein- und Ausgängen, unterschiedlichen Räumen, die gewisse Durchblicke ermöglichen und andere verhindern.¹⁴ Eine Hausordnung – die »akkreditierten Maßstäbe« – regelt den Zugang und etabliert eine bestimmte Verkehrsform, einen Kanon legitimer Fragen und Antworten, der die spezifische Zuständigkeit des Faches und seiner Subjekte, der »Fachgelehrten«, begründet. So entstehen »Fakultäten« – in staatlich-universitären Verwaltungseinheiten organisierte Fähigkeiten, die den legitimen Anspruch auf ein Beamtenehlohn begründen. Der Kanon bestimmt keineswegs ein harmonisches Nebeneinander. Positionen rufen Gegenpositionen auf den Plan, auch im Faschismus. Mit ungeheurer Energie wird bisweilen gestritten. Curtius verwendet auf die Rezension der geistesgeschichtlichen Arbeit von Glunz über die Literarästhetik des europäischen Mittelalters 50 Seiten (1938, 1-50). Er diagnostiziert im Kern »eine verfehlte wissenschaftliche Methodik: ein aprioristisches Konstruieren auf Grund vorgefaßter Meinungen« (ebd., 42). Zwar werde er gerne die Möglichkeit offenlassen, »daß der eine oder andere Gedanke des Buches einen richtigen Kern enthalten mag«, aber »glauben werde ich das erst, wenn es mir einwandfrei – philologisch! – bewiesen wird« (ebd., 43).¹⁵ Nicht zufällig erschien diese Rezension in der renommierten *Zeitschrift für romanische Philologie* (gegr. 1877), deren zentraler Gegenstand seit ihren Anfängen die Mittelalter-Philologie ist. Ihr heutiger Herausgeber, Max Pfister, ist davon überzeugt, daß sie unter seinen Vorgängern Walther von Wartburg¹⁶ und Kurt Baldinger »zu einer der führenden deutschen Fachzeitschriften – man darf wohl sagen: zur führenden romanistischen Fachzeitschrift überhaupt – wurde« (II, 335). Der Führungsanspruch der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, so anachronistisch er angesichts der heutigen Vielzahl von Gegenständen und Verfahrensweisen in der Romanistik wirkt, herrscht hier ungebrochen.

Der Begriff der Exterritorialität betont die Dimension der Freiwilligkeit und Selbsttätigkeit der Fachgelehrten. Wie der Spielraum genutzt wurde, blieb ihnen überlassen. Als 1937 ein Werk erschien, das die These vertrat, »daß ganz Nordgallien zu einer gewissen Zeit vollkommen von fränkischen Eroberern germanisiert worden und später mittels eines langsamen Prozesses der Reromanisierung seiner Zugehörigkeit zu Zentraleuropa wieder entfremdet worden sei« (Malkiel 1988, 77f.), schrieb Ernst Gamillscheg eine Gegendarstellung. Niemand zwang ihn dazu. »Die Bedeutung des germanischen Einflusses wurde natürlich nicht geleugnet, sondern auf ein vernünftiges Maß, das von genau analysierten Fakten gestützt wurde, reduziert.« (Ebd., 78) Warum reagierte Gamillscheg ausgerechnet auf dieses Buch? Es bewegt sich auf einem Feld, in das er selbst ein Jahrzehnt

lang Arbeit investiert hat, deren Ergebnisse mit der 3-bändigen *Romania Germanica* (1934-36) vorliegen. Gamillschegs Eingriff erfolgt genau an dem Punkt, wo er sich als Fachmann herausgefordert sieht. Umstritten ist indes, wie die seinem eigenen, wie Malkiel meint, »nicht politisch ausgerichteten Werk« inhärente Politik zu bewerten ist.¹⁷ Für Neubert lag die »grundsätzliche Bedeutung der gesamten Behandlung des Problems ... in der Möglichkeit einer weiteren Erforschung der Mitwirkung und des Anteils der germanischen Rasseelemente an der Struktur der romanischen Völker« (1935, 55).¹⁸ Das Gerangel um das »vernünftige Maß« ist eine der Formen, in denen sich die Legitimität solcher Fragestellungen festigen kann.

Anmerkungen

- 1 Frank-Rutger Hausmann vertrat bei einem Vortrag am 13.12.1989 an der FU Berlin die Meinung, daß Nerlichs Aufsatz eine »Aufarbeitung verhindert« habe. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Deutschen Romanisten-Verbandes verfaßte Jürgen v. Stackelberg seinerzeit eine Stellungnahme, in der eine solche Auseinandersetzung »grundsätzlich« begrüßt und zugleich »eine gründlichere Information, als Herr Nerlich sie sich verschafft hat«, verlangt wurde (*Das Argument* 74, 678). Niemand hinderte ihn daran. Daß es nicht dazu kam, kann keinesfalls allein Nerlichs schroffer Polemik, die sich gegen die Vorherrschaft wehevoller Beschönigung richtete, zugeschrieben werden. Entscheidend war jene – die politischen Zäsuren von 1933 und 1945 überdauernde – ideologische Großformation, zu deren berufenen Vertretern Curtius gehörte und die, wie Krauss 1950 schrieb, in jedem Versuch einer soziologischen Fundierung sogleich eine »giftige Vorfrucht des Sozialismus« zu erkennen glaubte (Krauss 1984, 48).
- 2 So der Titel des Schwerpunkts von *Argument* 161 (1987). – Die nazistische Erfahrung ist deshalb noch kein fester Bestandteil des historischen Bewußtseins heutiger Romanisten. Hans Hinterhäuser wollte seinen Freiburger Festvortrag »Die Romania, das 'große gemeinsame Wesen'« ausdrücklich als »Bekenntnis zur ruhmreichen Geschichte unseres Faches« verstanden wissen (1989, 291).
- 3 Über die Schwierigkeiten biographischer Rekonstruktionsarbeit berichtet Susanne Strobach-Brillinger (I, 241-47). Der Zugang zum Heidelberger Universitäts-Archiv war ihr zunächst verwehrt worden. Es bedurfte der »Intervention wohlwollender Ordinarien«, um das »rein wissenschaftliche Interesse ... glaubhaft zu machen« (244).
- 4 Hausmann befürchtet, daß der Blick in die Schriften, die Bücher und Aufsätze, die Dissertationen und Rezensionen zu einer »Suche nach zu inkriminierenden Stellen ausarten« könnte (I, 48). Diese Befürchtung wird getragen von der Überzeugung, »daß die deutsche Romanistik, gemessen an anderen Disziplinen, in der Nazizeit noch einmal glimpflich davongekommen ist und sich, bis auf wenige Ausnahmen, um neutrale Zurückhaltung bemühte« (ebd., 47). – Franziska SICK kritisiert in ihrer Besprechung zu Recht, daß »nicht recht deutlich« werde, welche Beziehung zwischen der »politisch-ideologisch-rassistischen Verfolgung« und den »fachlichen Positionen innerhalb der Romanistik« besteht (1990, 642). Auch Hausmann gebe da »wenig Aufschluß«. Bei der »näheren Betrachtung des Schicksals der Romanistik« sei er vor allem darauf bedacht, »aufzuzeigen, daß die namhaftesten der in Deutschland verbliebenen Romanisten (v. Wartburg, Rohlf, Schalk, Friedrich) nicht zu Parteigängern des Nazi-Regimes werden« (ebd.).
- 5 Wolfgang Bandhauers Beitrag zu Elise Richter ist einer der wenigen, der diese Zweiteilung in Frage stellt. In der Absicht, »jede weitere 'unschuldige' (Wieder-)Verwendung von Ideologemen, welche dem Faschismus den Weg bereitet haben, zu verunmöglichen« (I, 234), kritisiert er Richters Auffassungen zur Fremdwörter-Frage. Zwar finde sich bei ihr keine Stelle, die dem von Spitzer kritisierten Übergang von der »Fremdwörterhatz zum Fremdvölkerhaß« explizit das Wort reden würde, dennoch sei ihr Artikel angetan, »derartigen Argumentationen Vorschub zu leisten« (ebd., 237). Mahn ahnt, daß die Verfolgten bisweilen unfreiwillig an Auffassungen mitgebaut haben, die ihren späteren Gegnern einen Teil der Argumente lieferten – auch wenn Bandhauer diese Lesart als moralische Diskreditierung mißverstehet und daher verhindern will (234).

- 6 Auf Spitzers Einschätzung, der die GRM 1938 als »gegenstandslos geworden« qualifizierte, geht Neumeister nicht ein. Ebenso wenig findet sich eine Aussage zur Politik des Herausgebers Franz-Rolf Schröder. Hausmann verweist auf dessen Aufruf von 1937, in dem es heißt: »Die Zukunft stellt der 'GRM' eine klare Aufgabe. (...) Vor allem wird der Anregung und Auswahl von Beiträgen besonderer Wert beigemessen, die das fachliche Wissen der Leser im Sinne der ihnen gestellten großen nationalpolitischen Aufgaben erweitern.« (Zit.n. Hausmann, I, 44, Fn.117)
- 7 Dieses Werk wird in der 1986 erschienenen Festschrift zu Mönchs 80. Geburtstag von Kurt-Friedrich Bohrer als »große« Literaturgeschichte bezeichnet (7).
- 8 Hess kommt zu dem Schluß, daß »der Anteil jüdischen Blutes bei Montaigne sehr wahrscheinlich geringer als ein Viertel« war (1942, 226f.).
- 9 Werner Krauss erwähnt Mönchs Arbeit im Rahmen einer Sammelrezension (1939, 86f.), geht aber nicht ausdrücklich auf das Montaigne-Kapitel ein. Resümierend heißt es: »Manche Urteile werden Widerspruch erregen und sind auch vielleicht darauf angelegt – es hätte hier die Tradition des *Grundrisses* zu äußerster Zurückhaltung verpflichten müssen.« (Ebd., 87)
- 10 Hans Manfred Bock gab seiner sorgfältig und gründlich gearbeiteten Curtius-Studie den treffenden Titel »Die Politik des 'Unpolitischen'« (in: *Lendemains* 59, 1990).
- 11 Dieses Arsenal wird keineswegs nur in Deutschland bedient. Ghino Ghinassi, der Herausgeber der 1939 gegründeten *Lingua nostra*, konzentriert die Sprachpolitik des italienischen Faschismus in dem Punkt, wo »seine« Zeitschrift eine »Linie würdiger Korrektheit« (II, 139) verfolgt: in der Frage der Italianisierung von Fremdwörtern.
- 12 Es handelt sich um ein unveröffentlichtes Typoskript aus dem Krauss-Nachlaß der Akademie der Wissenschaften der DDR; ich danke Herrn Horst F. Müller und Herrn Manfred Naumann dafür, daß sie mir die Benutzung ermöglichten.
- 13 Er berichtet, daß er bis Kriegsausbruch problemlos ausländische Zeitungen beziehen konnte. Hausmann sagte in seinem schon erwähnten Vortrag, Curtius habe in der Universität »ostentativ« die *Times* gelesen, präzisierte aber nicht den Zeitpunkt. Krauss' Bemerkung zeigt, daß solche Aussagen erst durch den Einschnitt des Kriegsausbruchs qualifiziert werden. Das Lesen ausländischer Zeitungen vor September 1939 hatte offenbar eine andere Bedeutung als danach.
- 14 Zur ideologietheoretischen Diskussion der architektonischen Metaphorik vgl. Haug 1987b, 101-115.
- 15 Werner Krauss hat nach dem Krieg an prominenter Stelle darauf hingewiesen, daß in dieser Rückbesinnung auf die Strenge historisch-philologischer Forschung »der innere Bezug auf die politische Erfahrung für jeden Eingeweihten unmißverständlich« gewesen sei (Krauss 1984, 9). »Daß zwei so grundverschiedene Gelehrte wie Curtius und Spitzer von einem gänzlich verschiedenen Betrachtungsort aus zum selben Ergebnis gelangen, muß als Symptom der Selbsterkenntnis in den Spitzen der deutschen Wissenschaft anerkannt werden.« (Ebd., 10)
- 16 Als nach dem Krieg die *Zeitschrift für Romanische Philologie* unter der Herausgeberschaft von v. Wartburg und Krauss wieder erscheinen sollte, kam es noch vor der ersten Nummer zum Bruch. Krauss hatte verlangt, daß ein gewisser Raum innerhalb des bereits gesetzten Jahrgangs für die Veröffentlichung neuerer Rezensionen reserviert werden sollte. Unter anderem hatte er als Beispiel eines zu rezensierenden Werkes »die neueste französische Literaturgeschichte der Akademie der USSR« genannt. Wartburg glaubte darin einen Angriff auf den Charakter der Zeitschrift »als Forschungsorgan«, das »mit Aktualitäten verschont« bleiben möge, zu erkennen (v. Wartburg an Krauss, 29.4.1948; zit.n. einem Brief von Krauss an die Deutsche Verwaltung für Volksbildung in Berlin v. 2.6.48; Durchschlag NWK). Krauss schließt seinen Brief mit einer Bemerkung, die in ihrer Entschiedenheit um so ernster zu nehmen ist, als sein ganzer, im Nachlaß erhaltener Briefwechsel mit ähnlichen Urteilen sehr zurückhaltend ist: »In Anbetracht der unerwarteten Schwierigkeiten, sowie meiner schon vorher bestehenden Bedenken gegen die mit der vergangenen Nazi-Ideologie so eng verflochtene Forschungsrichtung Herrn von Wartburgs und vor allem gegen die drohende Verbildung unseres gesamten gebagten romanistischen Nachwuchses durch die einseitige Vertretung der sprachgeographischen Anliegen der Wartburg-Schule möchte ich hierdurch meinen Antrag zur Lizenzerteilung zurücknehmen.«
- 17 Krauss rezensierte 1939 Gamillschegs Arbeit kontrastiv mit der von Wartburgschen über *Die Ausgliederung der Romanischen Sprachräume* (Halle 1936) und kam zu dem Schluß, daß von Wartburg den fränkischen Einfluß auf die Schicksale der westlichen und südlichen Romania

- höher bewertet als Gamillscheg. Die ganze Debatte sah Krauss in dem Widerspruch befangen, daß auf der einen Seite an der Auffassung einer »bruchlosen Weiterbildung der 'Tochtersprachen' festgehalten« wird, »während man auf der anderen im Französisch ein 'fränkisch artikuliertes Latein' erkennt« (1939, 84).
- 18 Neubert wird 1949 Professor am romanischen Seminar der neugegründeten Freien Universität Berlin. Michael Kaehne meint, er sei »in politisch-naiver Weise darum bemüht (gewesen), das Ideal der deutsch-französischen Freundschaft gegen feindliche Strömungen auch im Kriege zu verteidigen«, ohne indes ein »Verfechter der nationalsozialistischen Ideen« zu sein (Kaehne 1988, 104). Neuberts *Klassik*-Schrift von 1941 ist keineswegs »politisch-naiv«, sondern arbeitet im Medium seines Faches an der Linie der »Verständigungs«-Politik. Sein Aufsatz über die »Gegenwartsaufgaben der Romanistik« von 1938 zeigte, daß er eine konzeptive Rolle spielen wollte. Hier nimmt er auch kein Blatt vor den Mund, wenn es um das »Verhältnis *Literatur – Rasse*« geht, die »letzte und schwierigste Frage, die uns unsere Zeit auferlegt hat« (1938, 95). Das »Problem« müsse im romanischen Sprachraum mit »größter Behutsamkeit« angefaßt werden, »weil die Rassemischung ... besonders intensiv ist« (ebd.). »Ruhig-besonnene Skepsis« dürfe nicht in die »rückständige« Auffassung münden, »der Frage der Beziehung zwischen Rasse und Dichter und Dichtung« nicht nachzugehen (ebd.).

Literaturverzeichnis

a) *Besprochene Literatur*

- Christmann, Hans Helmut u. Frank-Rutger Hausmann (Hrsg.), Deutsche und österreichische Romanisten als Verfolgte des Nationalsozialismus. Stauffenburg-Verlag, Tübingen 1989 (333 S., Ln., 96,- DM; zit.: I)
- Romanische Forschungen. Vierteljahresschrift für romanische Sprachen und Literaturen, hrsg. v. Wido Hempel, Band 100. Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 1988 (342 S., br., 228,- DM; zit.: II)

b) *Andere Literatur*

- Christmann, Hans Helmut, 1987: Ernst Robert Curtius und die deutschen Romanisten. Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Stuttgart
- Curtius, Ernst Robert, 1938: »Zur Literarästhetik des Mittelalters I«, in: Zeitschrift für romanische Philologie 58, 1-50
- Flasche, Hans, 1936: Die begriffliche Entwicklung des Wortes ratio und seiner Ableitungen im Französischen bis 1500. Leipzig
- Hänning, Birgit, 1984: Volkstum und Kultur der Romanen (1928 – 1944). Fachgeschichtliche Untersuchungen am Romanischen Seminar Hamburg (Magisterarbeit, Universität Hamburg)
- Haug, Wolfgang Fritz, 1980: »Annäherung an die faschistische Modalität des Ideologischen«, in: Projekt Ideologie-Theorie. Faschismus und Ideologie, Bd.1. Berlin/W.
- ders., 1987a: Vom hilflosen Antifaschismus zur Gnade der späten Geburt. Hamburg, Berlin/W.
- ders., 1987b, Die Einräumung des Ästhetischen im Gefüge von Arbeitsteilung, Klassenherrschaft und Staat, in: Pluraler Marxismus 2. Berlin/W., 101-115
- Hinterhäuser, Hans, 1989: »Die Romania, das 'große gemeinsame Wesen'. Utopie und Wirklichkeit der Romanistik«, in: ders., Streifzüge durch die romanische Welt. Wien, 282-93
- Kaehne, Michael, 1988: »Das Studium der Romanistik am Romanischen Seminar der Freien Universität Berlin«, in: Trabant, Jürgen (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Romanischen Philologie in Berlin. Berlin/W., 99-171
- Klemperer, Victor, 1956: Vor 33 / nach 45. Berlin/DDR
- ders., 1989: Curriculum vitae. Jugend um 1900. Berlin/W., 2 Bde.
- Krauss, Werner, 1939: »Romanistik«, in: Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft 1, 84-90
- ders., 1983: »Marburg unter dem Naziregime«, in: Sinn und Form 5, 941-45
- ders., 1984: »Literaturgeschichte als geschichtlicher Auftrag«, in: ders., Literaturtheorie, Philosophie und Politik. Das wissenschaftliche Werk 1, hrsg. v. Manfred Naumann. Berlin, Weimar, 7-61

- Laugstien, Thomas, 1990: Philosophieverhältnisse im deutschen Faschismus. Berlin/Hamburg (Argument-Sonderband 169)
- Malkiel, Yakov, 1988: »Ernst Gamillscheg (1887-1971) und die Berliner Schule der Romanischen Sprachwissenschaft (1925-1945)«, in: Trabant, Jürgen, a.a.O., 57-81
- Mönch, Walter, 1938: Frankreichs Literatur im 16. Jahrhundert. Eine nationalpolitische Geistesgeschichte der französischen Renaissance (= Grundriss der romanischen Philologie. Neue Folge). Berlin
- Nerlich, Michael, 1972: »Romanistik und Antikommunismus«, in: Das Argument 72, 276-313
- Neubert, Fritz, 1935: »Die 58. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner im Rahmen des NS-Lehrerbundes in Trier«, in: Die Neueren Sprachen 43, 55).
- ders., 1938: »Gegenwartsaufgaben der Romanistik«, in: Neuphilologische Monatsschrift 9/1938, 81-98
- Schalk, Fritz, 1936: Einleitung in die Encyclopädie der französischen Aufklärung. München
- ders., 1941: Rezension von Mönch, Frankreichs Literatur im 16. Jahrhundert, in: Deutsche Literaturzeitung 37/38, 873-83
- Settekorn, Wolfgang, 1990: Romanistik an der Hamburger Universität. Untersuchungen zur ihrer Geschichte von 1933 bis 1945, in: H. Fischer u.a. (Hrsg.), Geschichte der Hamburger Universität im 'Dritten Reich'. Berlin/W.
- Sick, Franziska, 1990: »Deutsche Romanistik und Vergangenheitsbewältigung. Aus Anlaß einer Neuerscheinung«, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 7, 640-45
- Spitzer, Leo, 1945/46: »Das Eigene und das Fremde«, in: Die Wandlung 1, 576-594
- ders., 1938: Die romanistischen Zeitschriften im deutschen Reich, in: Mass und Wert, I.3, 473-78
- Volker, Eckhard, 1980: »Ideologische Subjektion in den Literaturverhältnissen«, in: Projekt Ideologie-Theorie, Faschismus und Ideologie, Bd.2. Berlin/W., 280-306

Neuerscheinung

LAKS Baden-Württemberg e.V. (Hg.) Soziokulturelle Initiativen und Zentren in Baden-Württemberg. Situation und Perspektiven, 150 S., Pforzheim 1991

Bezug: LAKS Baden-Württemberg, Landesgeschäftsstelle,
Felsenstr. 2, 7530 Pforzheim. ☎ (0 72 31) 7 44 33



Preis:

16.80 DM (gegen Rechnung)
15,00 DM (bei Vorkasse auf folgendes
Konto: Skto. LAKS Baden-Württemberg,
Konto-Nr. 455 992
KSK Tübingen, BLZ 641 500 20

Kongreßberichte

Geschlechterrollen im Funktionalisierungsprozeß von Politik

Zum Geschlechterverhältnis im deutsch-deutschen Einigungsprozeß. Dialogtagung, Technische Universität Berlin, 31.1. bis 3.2.1991

Etwa 80 Frauen und vereinzelte Männer folgten der Einladung von Christine Kulke, Ulrike Rammig, Heidi Kopp-Degethoff (TU) und Barbara Bertram (Leipzig, z. Z. München), um der Frage nach der Bedeutung des deutschen Einigungs-/Übergabe-/Übernahmeprozesses für die politischen Identitäten der einzelnen nachzugehen. In Form von Plenumsvorträgen, die wechselnd von ost- und westdeutschen Wissenschaftlerinnen zur Diskussion gestellt wurden, und einer Round-Table-Diskussion sollten gemeinsam die Veränderungen des Geschlechterverhältnisses im neu entstandenen, aber alten Ost- und West-Patriarchat reflektiert werden. In die Tagung integriert war ein Gastvortrag der US-amerikanischen Philosophin Sandra Harding. Sie entwickelte im Rahmen ihres erkenntnistheoretischen Ansatzes neue Kriterien für Objektivität und Rationalität, in die die Erfahrungen und Erkenntnisse von Feministinnen aus allen sozialen Gruppen eingehen müßten. Leider blieb ihr Ansatz für eine produktive Auseinandersetzung zwischen ost- und westdeutschen Frauen ungenutzt.

Die »Westfrauen« näherten sich der Thematik überwiegend von der Theorieseite, indem sie nach adäquaten Analyseinstrumentarien für die gegenwärtige Situation fragten. Demgegenüber sprachen die »Ostfrauen« unmittelbar an den für sie problematischen Konstellationen des politischen Umbruchs entlang und reflektierten Ergebnisse empirischer Untersuchungen. Mehrere Referentinnen wiesen dabei auf die Dringlichkeit einer an den Erlebnis- und Verarbeitungsweisen orientierten Subjektforschung hin.

Christine Eifler (Ost-Berlin) ging der Frage nach, warum die Alltagserfahrungen von Frauen nicht die Sprengung des gesellschaftlichen Rahmens zur Folge hatten, in dem die »Frauenfrage« in der DDR verhandelt wurde und seit Ende der sechziger Jahre als gelöst galt. Diesen Rahmen führt sie auf ein – den Kreisen der Sozialdemokratie und v.a. der KPD der zwanziger und dreißiger Jahre entstammendes – Modell von Gesellschaftsentwicklung zurück, das die Emanzipation der Frau erst durch ihre volle Einbeziehung in den Produktionsprozeß gewährleisten sah. Die Bedingungen für dieses Modell (gleiche Ausbildung, Abtreibungsfreiheit, Sicherung der Wohnungs- und der Gesundheitsversorgung) seien in der DDR der sechziger und siebziger Jahre weitgehend realisiert worden. Anders als in der BRD seien Frauen- und Männerbilder, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, und Flexibilisierung von Arbeitszeiten keine Diskussionsthemen gewesen, seien die Probleme der Verbindung von Mutterschaft und Berufstätigkeit verharmlost worden, die Tätigkeit der Hausfrau habe als rückständig und im Verschwinden begriffen gegolten. Die mangelnde gesellschaftliche Präsenz weiblicher Erfahrung führe zu der Frage, wie sich die Frauen selbst zu der offiziellen Anordnung des Geschlechterverhältnisses in Beziehung setzten.

Irene Dölling (Ost-Berlin) konstatierte eine durch die derzeitige Entwertung der individuellen Erfahrungen, Fähigkeiten und Lebensentwürfe von Frauen und Männern in der ehemaligen DDR stattfindende Verschiebung im öffentlichen Diskurs über die Geschlechter. Beide Geschlechter würden der westdeutschen Bevölkerung gegenüber symbolisch auf die weibliche Seite verwiesen. Im Verhältnis der West- und Ostfrauen rückten letztere in die Rolle von Verletzten, erstere in die von Männern, die die politischen Diskurse dominieren. So vollziehe sich auch innerhalb der

Frauenbewegung, was feministische Forschung kritisierte: das Verschwinden der DDR-Frauen als weibliche Subjekte, die Subsumierung ihrer Erfahrungen unter allgemeine Klischees. Dem müßten die Frauen der ehemaligen DDR die Artikulation und Aufarbeitung ihrer Erfahrungen entgegensetzen. Als Beispiel solcher Frauenforschung führte Dölling ein von ihr mitgestaltetes Projekt an, in dem Frauen die von ihnen während der Monate des politischen Umbruchs geführten Tagebuchaufzeichnungen gemeinsam bearbeiten.

Einen Einblick in ihre im »Selbstauftrag« durchgeführte empirische Arbeit gab Jutta Chalupsky (Leipzig) in ihrem Beitrag »Lehrerinnen – Prügelfrauen der Nation?«. 80 Prozent der Lehrenden in der DDR waren Frauen. Sie sehen sich nun – ob ihrer Aufgabe der Persönlichkeitsbildung der Heranwachsenden – der Zuschreibung eines hohen Anteils der Schuld an den gesellschaftlichen Versäumnissen ausgesetzt. Nicht nur als berufliche Erzieherinnen, auch als Mütter müßten sie sich nun fragen, inwieweit sie ihre gesellschaftliche Verantwortung verfehlten. Die Lehrerinnen seien eine Gruppe, an die der »gesamtgesellschaftliche Minderwertigkeitskomplex«, resultierend aus der Krise der moralischen Integrität des Erwachsenenstatus, delegiert werde, ohne daß gesellschaftliche Erleichterungen der Verarbeitungsprozesse geboten würden. Mit dem Ziel, mehr über die individuellen Bewältigungsstrategien dieser Schuldvorwürfe und der Angst um die eigene Zukunft zu erfahren, führte Chalupsky Interviews mit Lehrerinnen durch. Ihr Blick richtete sich dabei auf die durch die verschiedenen Anforderungen und gesellschaftlichen Widersprüche hervorgerufenen Identitätskonflikte – vor, während und nach der politischen »Wende«. Die Befragten neigten zu einer Anpassung an die neuen Verhältnisse; die Chance selbstbestimmter Neuorientierung durch eine Reflexion der eigenen Geschichte bleibe ungenutzt.

Von seiten der westdeutschen Frauen wurden nur vereinzelt Forschungsfragen zur Diskussion gestellt. So von Gudrun-Axeli Knapp (Hannover), die in einer Ost-West-Forschung die Chance sieht, das Wissen um die Konstitution von Macht im Geschlechterverhältnis durch die hier mögliche Kontrastierung und die Beobachtung zeitlich versetzter Veränderungsprozesse voranzutreiben.

Insgesamt wirkte die von einigen »Westfrauen« geäußerte Überzeugung, auch die westdeutschen Feministinnen könnten angesichts der veränderten politischen Situation in Deutschland nicht dieselben bleiben, abstrakt. Streckenweise entstand in den Diskussionen ein kaum auf einen Dialog zielender Binnendiskurs einiger westdeutscher Frauenforscherinnen. Eine Verdichtung der Aufmerksamkeit und gegenseitige Neugierde entstand vor allem dann, wenn Frauen Teile der »unvorstellbaren Geschichte« (Helga Geyer-Ryan, Amsterdam) in Gestalt ihrer eigenen Geschichten den anderen nahebrachten; wenn – teils mit großer Heftigkeit und Empörung – die Erfahrungen des Verlustes von Arbeitsplätzen und Forschungsorten und die Bedrohung sozialer und politischer Identitäten zur Sprache kam. Oder als angesichts der harschen Kritik am methodischen Ansatz einer ostdeutschen Wissenschaftlerin (als »bloß quantitativ« und Widersprüche eliminierend) eine Reflexion darüber in Gang kam, wie unerklärt die Erwartungen sind, die ost- und westdeutsche Frauen aneinander richten, und mit welchen Klischees in unseren Köpfen wir zu rechnen haben.

Leider gelang es nicht, diese Auseinandersetzungen in eine Diskussion gemeinsamer Forschungsinteressen und -vorhaben zu führen. Darin liegt ein Mangel der Tagung angesichts einer geschichtlichen Situation in der – in den Worten einer Teilnehmerin gesprochen – »einer die Worte im Munde veralten« und die Walze der »Abwicklung« über die DDR-Wissenschaftlerinnen hinwegrollt. Dringend gilt es, im

gemeinsamen Interesse einer »gesamtdeutschen Handlungsfähigkeit« von Frauen die Möglichkeiten personeller und finanzieller Vernetzung zu klären und auszuschöpfen.
Rhoda Banner, Uschi Haag und Eva Wollmann (Hamburg)

Eine Demokratie ohne Frauen ist keine Demokratie*

Autonome nationale Frauenkonferenz, Dubna (UdSSR), März 1991

Über 170 Frauen trafen sich zum »Ersten Unabhängigen Frauenforum« der Sowjetunion, der ersten öffentlich angekündigten Frauenkonferenz, die nicht unter dem Dach des offiziellen sowjetischen Komitees für Frauenfragen stattfand. Seit 1985 ist es auch den Frauen möglich, sich in der Öffentlichkeit gegen ihre fortwährende Unterdrückung zu wehren. Sie sind durch die Umstrukturierung der Wirtschaft überproportional von Arbeitslosigkeit bedroht, und durch den Mangel an Nahrungsmitteln und Verbrauchsgütern wird ihnen zusätzliche Arbeit aufgebürdet. Außerdem sehen sie sich in letzter Zeit einer neuen orthodoxen Haltung zu Frauen gegenüber, die allmählich die marxistisch-leninistische Theorie ablöst. Man kehrt zu alten patriarchalischen »Wahrheiten« zurück, die besagen, Frauen seien grundsätzlich anders als Männer und am ehesten für Haushalt und Kindererziehung geeignet. Dagegen richtete sich ein Artikel, der 1989 in *Der Kommunist* erschien, worin Autonomie und Wahlfreiheit für Frauen gefordert wurde – Frauen sollten aktive Subjekte, nicht manipulierte Objekte der sowjetischen Politik sein. Zudem müßten die Männer ihren Teil der Verantwortung übernehmen, um die Arbeitsbelastung der Frauen zu mindern. Die Autorinnen drängten auf konkrete politische Lösungen: Kinder- und Familienförderung sollte nicht nur den Frauen, sondern beiden Geschlechtern zugutekommen. Finanzielle Anreize würden es auch den Unternehmen weniger leicht machen, in Zeiten wirtschaftlicher Umstrukturierung zuerst die Frauen zu entlassen (vgl. Cockburn 1989 in *Das Argument* 178).

Während feministische Sozialforscherinnen politische Veränderungsvorschläge erarbeiteten, versuchten andere Frauen, angeregt durch das liberalere Klima von Glasnost, eine feministische Kultur aufzubauen. Natascha Filippowa, Chemikerin an der Universität in Moskau, unterstützt den Aufbau eines Netzwerkes aus kleinen feministischen Gruppen. In Leningrad gibt die Dichterin Olga Lipowskaja eine Untergrundzeitschrift in einer Auflage von 30 maschinengeschriebenen Exemplaren heraus, die an andere Frauen zum Abschreiben und Weitergeben verteilt wird.

Die Zeit war also reif für eine nationale Konferenz. Im Organisationskomitee des Frauenforums von Dubna arbeiteten Natascha Filippowa und Olga Lipowskaja zusammen mit Anastasija Posadskaja, Valentina Konstantinowa und anderen Frauen aus dem neu gegründeten Moskauer Zentrum für Studien zum Geschlechterverhältnis. Auch Olga Woronina und Tatjana Klimenkowa vom philosophischen Institut der sowjetischen Akademie der Wissenschaften waren an der Vorbereitung der Konferenz beteiligt. Durch die Mitarbeit einer engagierten Gruppe von Frauen, die am Institut für Atomphysik in Dubna tätig sind, konnten die Konferenzräume dieser Einrichtung genutzt werden. Die Teilnehmerinnen kamen aus 25 verschiedenen Städten und 42 unterschiedlichen Frauengruppen oder -organisationen. Dazu gehörten Frauen wie Valentina Konstantinowa, die sich im Feminismus auch außerhalb der UdSSR seit vielen Jahren kundig macht. Es kamen aber auch Frauen aus den Frauenräten der Industrie, wie z. B. aus der großen Kamaz-Automobilfabrik in der Tatarischen Republik, die sich erst im vorigen Jahr autonom organisiert haben. Die

* Aus dem Englischen von Uta Angerer, von der Red. gekürzt.

Themen und Positionen waren also breit gefächert. Einige Frauen aus der Leningrader Frauenpartei beispielsweise gehen von einer überlebenswichtigen Mission der Frau für den Fortbestand der Zivilisation aus. Es waren sowohl Gruppen von Studentinnen und Geschäftsfrauen anwesend als auch Arbeiterinnen aus Minsk und Frauen aus den streikenden Bergarbeitergemeinden in Westsibirien, Vertreterinnen von Umweltgruppen sowie Frauen aus Gegenden, die vom Atomunglück in Tschernobyl betroffen sind. Gruppen von »kinderreichen Frauen«, alleinstehenden Müttern, Frauen an der Universität und von behinderten Frauen. Auch nicht in Gruppen organisierte Frauen waren aus den Baltenrepubliken, dem Ural, Georgien oder Kasachstan angereist. Allerdings fehlten moslemische Frauengruppen, und aus den transkaukasischen Republiken oder aus Zentralasien waren nur wenige vertreten.

Die Plenarsitzungen der Konferenz konzentrierten sich auf ausgewählte Themen. Anastasija Posadskaja hielt einen Vortrag über die Rolle der Frauen im Prozeß der sozialen Veränderung in der UdSSR. Natascha Filippowa sprach über »Die Frauenbewegung – ein Blick von innen«, und ein Papier prangerte die Tatsache an, daß die UdSSR sich nicht an das UNO-Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Frauendiskriminierung hält. Olga Lipowskaja berichtete über den Mißbrauch von Frauen als Objekte – in Schönheitswettbewerben bis hin zur Pornographie. Und Zoja Chotkina sprach über die Folgen der Einführung der Marktwirtschaft für die Frauen. Andere Themen im Plenum oder in Arbeitsgruppen waren Frauen und Beruf, Demokratie, Kunst sowie Medien.

Als Gäste und Beobachterinnen waren 26 ausländische Frauen aus acht Ländern anwesend. Am dritten Tag bat man uns um Beiträge zur sowjetischen Diskussion und forderte uns auf, unsere eigenen Erfahrungen mit den gehörten zu vergleichen. Obwohl die Frauenbewegungen in anderen Ländern für die sowjetischen Frauen eine wichtige Anregung darstellen, sollte man ihren Einfluß nicht überschätzen. Die sowjetischen Frauen wissen genau, was sie im Moment benötigen. Dennoch braucht es Zeit, bis sie wieder an die Frauenaktivitäten in ihrer eigenen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts anknüpfen können.

Aus britischer Perspektive erschienen mir einige Diskussionspunkte besonders interessant. So war ich von der Autonomie der Frauen beeindruckt, die sich weder an den offiziellen sowjetischen Parteistrukturen orientieren noch allzusehr an den neuen politischen Demokratiebewegungen. Auffallend war, daß die Themen nicht unter den gelegentlich sektiererischen Maximen der (meist männlich dominierten) demokratischen und sozialistischen Oppositionsgruppen diskutiert wurden. Ausgangspunkt der Überlegungen waren stets die Frauen selbst. Ein weiteres Phänomen war das starke Interesse daran, Frauen zu helfen Managementfähigkeiten zu erlangen und sich selbständig zu machen. Es wurde befürchtet, daß die neue Marktwirtschaft zur Spielwiese der Männer werden könnte und es daher für Frauen dringlich ist, einen Fuß in die Tür zu bekommen. Diese Haltung überrascht nicht, wenn man die gegenwärtige Entwicklung im Rahmen der Perestrojka betrachtet: »Business« gilt als ein Weg zur Vermeidung von Arbeitslosigkeit. Es klang beruhigend, wenn einige Frauen von »ethischer Marktwirtschaft« und von »Unternehmensleitung aus weiblicher Sicht« sprachen. Dennoch wird die große Mehrheit der Frauen weiterhin in staatlichen oder privaten Unternehmen arbeiten; daher war ich zunächst erstaunt, daß kaum eines der Themen angesprochen wurde, die noch ein Jahr zuvor die Konferenz über Frauen und Beruf in Nabereschnje Tschelni beherrscht hatten: Diskriminierung am Arbeitsplatz und in der Ausbildung, niedrige Löhne, schlechte Arbeitsbedingungen sowie erschreckend schwere und gefährliche Arbeit. Kurz gesagt: Ausbeutung. Auch andere Themen, die für die Frauen in der UdSSR sehr

wesentlich sind, wie Gesundheit, Wohnbedingungen und Kindererziehung, tauchten hier kaum auf. Einige Teilnehmerinnen erklärten mir, daß sich die Frauen in Dubna nicht mit solchen Themen beschäftigen wollten, über die sie sowieso täglich sprechen. Sie wollten die Frauen nicht als Opfer darstellen, sondern die Aufmerksamkeit auf die Fähigkeit von Frauen richten, zu lenken und ihr Leben selbst zu bestimmen.

Vergewaltigung war zwar kein expliziter Diskussionspunkt im Programm der Konferenz, wurde aber vom Organisationskomitee gelegentlich auf den Plenumsitzungen angesprochen. Eine außerplanmäßige Arbeitsgruppe über Gewalt gegen Frauen war gut besucht. Das Thema Homosexualität hätte im Vorfeld allerdings beinahe zum Scheitern der Konferenz geführt. Zwei Tage vor dem Beginn der Veranstaltung druckte *Moskowski Komsomoljets*, ein Boulevardblatt, einen Artikel ab, in dem von einer in Dubna geplanten Konferenz über »das Recht der Frau zur freien Liebe« die Rede war. Ein homosexueller Mann aus Moskau behauptete darin fälschlicherweise, er gehöre dem Organisationskomitee an, und das Forum sei in erster Linie für Schwule und Lesben gedacht. Die sensationslüsterne Darstellung von Homosexualität in diesem Artikel sorgte für eine breite Aufmerksamkeit. In Dubna ängstigten sich BewohnerInnen, durch die Anwesenheit von »Perversen« in der Stadt »würden die Kinder gefährdet«. Daraufhin zog der Verwaltungsdirektor des Instituts für Atomphysik seine Genehmigung für die Abhaltung der Konferenz in den Institutsräumen zurück. Erst nach zweitägigen wütenden Protesten, Erklärungen und Widerrufen konnte das Forum vor dem Scheitern bewahrt werden. Einige Organisatorinnen vermuteten, daß der KGB als Provokateur in das Ereignis verwickelt war.

Dementsprechend vorsichtig behandelte das Organisationskomitee das Thema Homosexualität. So hielten Olga Schuk, eine sowjetische Homosexuelle, die über lesbische Themen forscht, und Julia Dorf, eine Lesbierin aus den USA, die sich zur Zeit in Moskau aufhält, um an der Organisation einer gemeinschaftlichen Demonstration amerikanischer und sowjetischer Homosexueller mitzuarbeiten, nur kurze Vorträge. Auch in der abschließenden Erklärung der Konferenz wurde Homosexualität nicht erwähnt, aber in der mündlichen Vorrede zum Schlußbericht hob ein Mitglied des Organisationskomitees die Bedeutung dieses Themas für die Frauenbewegung in der UdSSR hervor. In der Abschlusserklärung wurde ein öffentliches Gremium gefordert, das die Annahme der UNO-Konvention zur Gleichstellung der Frau sicherstellen sollte sowie die Entwicklung frauenspezifischer Formen demokratischer Politik, die Unterstützung weiblichen Unternehmertums, die Beendigung der stereotypen und mißbräuchlichen Darstellung von Frauen in den Medien und die gerechte Teilung der Hausarbeit mit den Männern. Einige Frauen setzten sich für die Einrichtung eines Zentrums zur Koordination der wachsenden Frauenbewegung ein, andere befürchteten, man könnte damit die Grundlage für neue Unterdrückungsstrukturen schaffen. Schließlich einigte sich das Forum einstimmig (mit zwei Enthaltungen) auf den Aufbau eines einfachen Informationsnetzwerks – ein beachtliches Ergebnis.

Cynthia Cockburn (London)

Nach dem Golfkrieg

Arbeitskonferenz, veranstaltet von der Forschungs- und Informationsstelle des Bundes demokratischer WissenschaftlerInnen und Wissenschaftler in Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen, Köln, 4. Mai 1991

Die VeranstalterInnen wollten nach dem formellen Ende des Golf-Krieges Gelegenheit geben, sich Klarheit über den Charakter dieses Krieges zu verschaffen, dessen soziale, ökologische, wirtschaftliche und politische Folgen noch kaum absehbar sind. Eine der zentralen Fragen lautete: Ist für die alliierten Sieger, vor allem für die US-Administration, der Krieg als Mittel zur Bereinigung internationaler Konflikte rehabilitiert? Markiert der Golf-Krieg den Beginn einer neuen »heißen Ordnung« (W. Ruf) nach dem Ende des Kalten Krieges? »Hat der Krieg die Lösung jener grundsätzlichen Widersprüche erleichtert, die ihn hervorgebracht haben?« (Einladung) In je vier Foren versuchten die rund 150 TeilnehmerInnen aus den alten wie neuen Bundesländern eine analytische Einschätzung. Die Beteiligung einiger WissenschaftlerInnen aus der betroffenen Region half mit, die eurozentristische Sichtweise zu verlassen oder wenigstens zu reflektieren. Gegenstände der interdisziplinären Debatte waren die Entwicklungen, die zur Entstehung der aktuellen Konflikte geführt haben, und deren kulturelle und ideologische Verarbeitung, nicht zuletzt auch das Bild des Westens vom Orient. Weitere Forumsthemen: der Golf-Krieg als Schritt zu einer neuen »Weltmilitärordnung«, die politisch-ökonomische Dimension dieses Krieges und seine ökologischen Folgen, die Nachkriegsordnung im bzw. für den Nahen Osten. Man diskutierte vor diesem Hintergrund das künftige Verhältnis zwischen dem Norden und dem Süden insgesamt und die weltpolitische Rolle der neuen großen Bundesrepublik.

Die Schlußfolgerungen waren eher pessimistisch, was auch auf dem abschließenden Plenum zur Geltung kam. Unumstritten war die Einschätzung, daß die USA nach dem Ende der Balance of Power zwischen den früheren »Supermächten« versuchen, die hegemoniale Rolle an sich zu reißen und eine »pax americana« zu begründen, die – auch das war unstrittig – zur Lösung der Konflikte ungeeignet ist. Statt einer unipolaren wünschten die meisten eine multipolare, kulturell plurale Weltordnung. Die Diskussion kreiste teilweise um die Wahl der Machtstrategien seitens der USA, vor allem den Einfluß des militärisch-industriellen Komplexes. Bevorzugen die USA die militärische Option? Welche Bedeutung kommt dabei der ökonomischen und technologischen Struktur der amerikanischen Wirtschaft zu? Auch über die friedenspolitischen Strategien war man sich nicht ganz einig: Ist ein Waffenembargo für Länder der Dritten Welt angesichts der Rüstungspotentiale der Ersten Welt eine legitime Forderung, nicht Zeichen der Bevormundung? Welcher Stellenwert kommt der Proliferationsdebatte angesichts der tiefer liegenden Konfliktursachen zu? Konsens bestand über die Forderung nach Nichtverbreitung von Massenvernichtungswaffen. Was die Anstrengungen der USA um die Aufrichtung einer neuen Weltordnung betrifft, so wurden Chancen im Mangel an finanziellen Ressourcen und im wachsenden Widerstand der US-Bevölkerung angesichts der dortigen Vernachlässigung der Infrastruktur gesehen. Unwidersprochen blieb die Annahme, die Administration könnte genötigt sein, eher der von den »Ökonomen« favorisierten Linie zu folgen und die Interessen des militärisch-industriellen Komplexes zurückzudrängen.

Dem Votum, Europa eine wichtige Aufgabe bei einer weltpolitischen Neuordnung zuzusprechen – unter Verweis auf die kulturelle Tradition und die Unfähigkeit der USA, die sozialen Ursachen regionaler Konflikte (an)zuerkennen (Detting) –

wurden Zweifel und der Verdacht eines neuen Eurozentrismus entgegengesetzt. In bezug auf die Bundesrepublik wurde einerseits erleichtert der Mangel an Kriegsbegeisterung während des Golf-Kriegs registriert, auch die Zurückhaltung der Regierung als Zeichen erfreulicher Zivilisierung gedeutet, andererseits wurde in der vorgeschlagenen Erweiterung des Bundeswehrauftrags eine gefährliche Entwicklung gesehen. Wahrscheinlich wäre es besser, von einer Neuformulierung ihres Auftrags zu sprechen; denn im Grunde geht es den herrschenden Kräften darum, für die Bundeswehr eine neue Aufgabe zu finden, nachdem ihr die bisherige durch den Gang der Dinge abhanden gekommen ist. Schmähling plädierte für eine Debatte um das Grundgesetz mit dem Ziel, neue Einsatzmöglichkeiten explizit auszuschließen.

Ein zentrales Diskussionsthema war selbstverständlich die für die Nah-Ost-Region angestrebte Neuordnung, speziell der von der US-Administration protegierte Sicherheitspakt der im Golf-Krieg verbündeten arabischen Staaten. Die in der Erklärung von Damaskus vorgesehene politische und ökonomische Zusammenarbeit wird wenig zur Lösung der Grundprobleme und damit der Konflikte der Region beitragen. Erstens wird unter der Vorherrschaft durchweg autoritärer Regime der Prozeß der Demokratisierung kaum gefördert. Zweitens ist der notwendige Ressourcenausgleich zwischen reichen und armen arabischen Staaten nicht in Sicht. Die Interessenlage der herrschenden Cliquen in Ländern wie Kuwait verhindert eine Ölpreiserhöhung und garantiert die weitere ökonomische Ausbeutung der Region. Damit ist auch die ökologische Problematik berührt; denn nur eine massive Ölpreiserhöhung würde zu umweltfreundlichen Lösungen in den High-Tech-Staaten zwingen (Masarat).

Die Doppelstrategie der USA zur Lösung der Palästinenserfrage sei von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen, so ein Urteil. Dem Plädoyer für eine Intervention der UNO (Alkazaz) stand die Einschätzung gegenüber, die UNO bilde nur das asymmetrische Verhältnis zwischen dem Norden und dem Süden ab (Ruf). Während das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser für die TeilnehmerInnen selbstverständlich schien, taten sie sich mit dem politischen Selbstbestimmungsrecht der Kurden schwer. Die kurdischen TeilnehmerInnen erhielten auf ihre drängenden, manchmal polemischen Fragen kaum eine Antwort. Die Verlegenheit der Mehrheit schien ihre Verbitterung zu verstärken. Es wird Zeit, so der Eindruck, daß die Linken in Europa sich zu dieser Frage eine Position erarbeiten, was zuerst einmal hieße, sich über die politischen Forderungen und Vorstellungen unter den Kurden selbst zu informieren.

Unwiderrspochen blieb die Schlußfolgerung, daß der Krieg keines der Probleme gelöst, diese vielmehr verschärft und neue erzeugt hat.

Georg Auernheimer (Marburg)

Aufruf zur Rettung der MEGA

Seit die »Treuhand-Anstalt« im Februar 1991 die Konten des gemeinnützigen Vereins *MEGA-Stiftung e.V.* gesperrt hat, ist eines der wichtigsten wissenschaftlichen Projekte aus der Hinterlassenschaft der DDR akut gefährdet: die Arbeit an der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels (MEGA). Wenn nicht sofort etwas geschieht, muß mit dem Abbruch dieses Projekts gerechnet werden. Formal mag das Verhalten der Treuhand korrekt sein. Das Geld der parteiunabhängigen *MEGA-Stiftung* stammt aus einer Spende der PDS. Es steht damit unter demselben Überprüfungsvorbehalt wie alle Gelder aus den Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR.

Die Bundesregierung, als Vorgesetzte der Treuhand, darf jedoch nicht passiv bleiben, sondern muß dafür Sorge tragen, daß die Weiterführung der Edition möglich ist. Wartet sie länger, dann zerstreuen sich kaum ersetzbare Spezialisten.

Die bisher erschienenen 44 Bände (von 130 geplanten) haben auf Grund ihrer vorbildlichen editorischen Qualität weltweite Anerkennung gefunden. Lag bis 1989 die Herausgeberschaft bei Parteiinstituten, so sind 1990 die Zuständigkeiten an die internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES) unter Federführung des Amsterdamer Internationalen Instituts für Sozialgeschichte übergegangen, die bisher über keine Mittel verfügt. Dieses neue Netz wissenschaftlicher Kooperationsbeziehungen hat bereits internationale Anerkennung gefunden.

Wie das Werk von Aristoteles oder anderen Autoren der theoretischen Weltliteratur wird das Werk von Marx noch in Jahrhunderten immer wieder gelesen werden. Auch in Zukunft werden in allen Weltgegenden Gelehrte Deutsch lernen, um Marx lesen zu können. Das Schicksal dieser Edition ist von menschheitlichem Interesse und muß aus dem Konkurs des DDR-Staates und dem politischen Streit herausgehalten werden. – Es darf nicht geschehen, daß die durch das Zusammenspiel von Nazismus und Stalinismus schon einmal abgebrochene MEGA nun ausgerechnet der deutschen Vereinigung zum Opfer fällt. Und doch scheint genau dieser Notfall jetzt einzutreten. Das Votum des Wissenschaftsrates für die Weiterführung hat bis heute ebenso wenig bewirkt wie die vielen Einzelappelle aus aller Welt an die Treuhand.

In dieser Situation appellieren die Unterzeichner an den Bundeskanzler und die Bundesregierung, sofort das Nötige zu veranlassen, damit die Edition fortgesetzt werden kann.

Vorläufige Liste von Erstunterzeichnern (Stand vom 30. Mai 1991): Detlev Albers, Heinrich Albertz, Elmar Altwater, Norbert Aust (HWP- Präsident, Hbg.), Martin Baethge, Susan Buck-Morss, Iring Fetscher, Heinrich Fink, Ossip K. Flechtheim, Helmut Fleischer, Heiner Ganssmann, Maurice Godelier, Adrienne Göhler (HDK-Präsidentin, Hbg.), Helmut Gollwitzer, Klaus Gysi, Jürgen Habermas, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Heilmann, Klaus Heinrich, Urs Jaeggi, Frederic Jameson, Walter Jens, Ulf Kadrizke, Horst Kern, Klaus-Peter Kisker, Ekkehart Krippendorff, H. J. Krysmanski, Georges Labica, Kurt Lenk, Sven-Eric Liedman, Hans Mayer, Heiner Müller, Oskar Negt, Peter von Oertzen, Klaus Riedel, Ruth Rehmann, Wolf Rosenbaum, Michael Schumann, Dorothee Sölle, Michael Theunissen, Ernst Tugendhat, Hermann Weber, Albrecht Wellmer, Uwe Wesel, Erich Wulff, Hartmut Zimmermann.

Unterschriften bitte an W. F. Haug, Krottnaurerstr. 72, W-1000 Berlin 38 * oder telefonisch an Thomas Weber, West-Berlin (030) 455 35 73 oder per Telefax an Argument-Verlag, Hamburg (040) 44 51 89; oder an Barbara Biernaczyk, Hellersdorfer Str. 43, O-1144 Berlin * Tel. Ost-Berlin 561 05 26)

Besprechungen

Philosophie

Wolf, Ursula: Das Tier in der Moral. Klostermann Verlag, Frankfurt/M. 1990 (189 S., br., 28,- DM)

Wolf beginnt ihre Überlegungen mit einer Analyse der aktuellen Debatten (Kap.1). Die eigentliche Inkonsistenz unserer Alltagsmoral sieht sie darin, daß Tier und Mensch moralisch unterschiedlich beurteilt werden, etwa im Sinne von »Kantianismus für Menschen, Utilitarismus für Tiere« (Nozick), ohne daß gute und starke Gründe dafür angegeben werden können, warum Tiere einen grundsätzlich schwächeren moralischen Status haben sollen als Menschen. Sie diskutiert sodann die wichtigsten Moraltheorien, die der Frage der Tiere Rechnung tragen (Kap.2). Die Frage verwandelt sich dabei in die nach der Reichweite verschiedener Moralkonzeptionen: welche Wesen können überhaupt in die Moral integriert werden? Dabei zeigt sich etwa, daß kontraktualistische Moralkonzeptionen ebenso wie die Kantsche Moralphilosophie Tiere nur indirekt (nämlich auf dem Umweg über das Personen im Falle der schlechten Behandlung von Tieren möglicherweise zugefügte Unrecht bzw. wegen der Verletzung einer Verpflichtung gegenüber der Menschheit) in die Moral integrieren können. Im dritten Kapitel versucht Wolf, »ausgehend von der bereits akzeptierten liberalen Moral einer gleichen Rücksicht auf Personen durch interne Kritik den Standpunkt eines generalisierten Mitleids zu entwickeln« (87). Vom Standpunkt einer solchen Moral folgt z.B., daß zumindest Massentierhaltung und Tierexperimente unzulässig sind: Denn die so benutzten Tiere leben unter Bedingungen, die durchgängig und systematisch ein Leben in subjektivem Wohlbefinden ausschließen (103). Das letzte, fünfte Kapitel, beschäftigt sich mit der Frage, was eine solche Moralkonzeption generalisierten Mitleids gegen andere Einstellungen hilft. Wolf diskutiert sie »mit einem Seitenblick auf das Euthanasieproblem« und damit im Kontext der Singer-Debatte.

Der Titel stapelt tief. Es geht um mehr als nur um Kriterien für einen moralischen Umgang mit Tieren; um die Frage nämlich, ob und wie eine sinnvolle Moralkonzeption möglich ist, die auf jegliche Wertsetzung verzichtet und allgemein zustimmungsfähig sein soll. Anknüpfungspunkt ist die mit den Namen von Habermas und Tugendhat verbundene »liberale Moral« und deren universalistisch-egalitärer Standpunkt. Die Grundidee dieser »modernen Kantianer« ist für Wolf der Übergang von traditionellen Moralens zu aufgeklärten modernen Gesellschaften, die über keine gemeinsamen Wertsetzungen mehr verfügen, ohne deswegen auf moralische Forderungen verzichten zu müssen. Als mögliche Basis für eine allgemein zustimmungsfähige Moral bleiben dann die Bedingungen zur Herleitung des zitierten universalistisch-egalitären Standpunktes, also das Bedürfnis nach sozialem Selbstwert als einer anthropologischen Tatsache bei Tugendhat oder das Bedürfnis nach sozial vermittelter Identität und der Bedeutung der Kommunikation für diese in der Diskursethik.

Ihren Anspruch, begründbar zu sein und dabei ohne metaphysische Wertsetzung auszukommen, kann die liberale Moral, so Wolfs These, aber gerade nicht einlösen. Zum einen, weil die im »Übergangsmodell« enthaltene Vorstellung einer »Restmoral« verfehlt ist, indem sie »Objektivität im Sinne der Existenz eines überindividuellen Werts« mit »Objektivität im Sinne von Begründbarkeit« verwechselt (66); zum anderen, weil die an die Stelle der metaphysischen Wertsetzung tretenden

empirischen Fähigkeiten (die Fähigkeit zur Ausbildung einer sozialen Identität bzw. zur Beteiligung an einem System wechselseitiger Anerkennung) objektiv ungleich verteilt sind. »Der Versuch, die zentrale Wertsetzung, auf der ein jeweiliges Normensystem basiert, nicht mehr an metaphysischen, sondern an empirischen Eigenschaften festzumachen, muß ... scheitern, weil sich auf diese Weise die Konzeption einer gleichen Rücksicht auf alle Personen nicht mehr verständlich machen läßt.« (67) Als »säkularisierte Nachfolgerin« der christlichen Moral nimmt die liberale Moral die Vorstellung von Würde und Gleichheit aus der christlichen Moral gleichsam mit und bleibt auf Grund dieses noch vorhandenen kulturellen Hintergrundes verständlich. »Faktisch heißt das aber, daß für diejenigen, die der Vorstufe religiöser Wertsetzungen keinen Sinn mehr abgewinnen können, die ganze Konzeption in der Luft hängt; nicht nur in der unvermeidlichen Weise, daß sie nicht begründet ist, sondern in der Weise, daß ihr Sinn unklar wird, weil nicht mehr ersichtlich ist, was an Wesen es ist, wodurch sie Objekte der Moral sind, und was die Hinsichten der Rücksichtnahme an sie sind.« (71)

Als Anknüpfungspunkt für eine zustimmungsfähige Moralkonzeption eignet sich der inhaltliche, universalistisch-egalitäre Standpunkt der liberalen Moral aber dennoch, auch wenn die mit ihr verbundenen Ansprüche falsch sind. Und zwar deshalb, weil er sich »auf eine Weise, die man erläutern und in ihrem Sinn durchsichtig machen könnte, historisch herausgebildet und durchgesetzt (hat); durchgesetzt nicht unbedingt so weit, daß er allgemein befolgt würde, aber doch so weit, daß auch die, die ihn verletzen, nicht mehr hinter ihn zurückgehen können, sondern versuchen müssen, sich auf seiner Basis zu rechtfertigen.« (70) Der Standpunkt einer gleichen Rücksichtnahme auf alle Personen ist so für Wolf eine taugliche gemeinsame Basis für weitergehende Forderungen. Zumal dann, wenn Rorty mit seiner Behauptung Recht hat, daß Argumentationen für einen bestimmten moralischen Standpunkt nur vor dem Hintergrund eines geteilten kulturellen Kontextes möglich sind.

Dies ist eine adäquate Basis für weitergehende Forderungen, da die Begrenzung der Moral auf Personen unter Verzicht auf die Annahme eines absoluten Wertes von Personen nicht mehr plausibel gemacht werden kann. Die Reichweite der Moral muß sich dann auf alle leidensfähigen Wesen erstrecken; Leidensfähigkeit ist die Eigenschaft, die Wesen zu Objekten der Moral macht: »Wenn wir uns als Personen nicht mehr auf die eine wertverleihende Eigenschaft hin verstehen, an der sich unser Leben mißt, dann bleibt, daß wir Wesen sind, die in verschiedenen Bereichen nach ihrem guten Leben suchen und entsprechend in verschiedenen Hinsichten leiden bzw. an ihrem guten Leben gehindert werden können.« (76) (An dieser Stelle würde man sich eine ernsthaftere Auseinandersetzung mit den verschiedenen Spielarten des Utilitarismus wünschen.) Auf diese Weise ergibt sich die Moralkonzeption eines generalisierten Mitleids, derzufolge (leidensfähige) Tiere und Menschen keinen grundsätzlich verschiedenen moralischen Status haben.

Die Probleme einer solchen Moral werden besonders deutlich bei der Begründung des Tötungsverbotes. Wolf diskutiert diese Frage im Zusammenhang der Debatte um Peter Singer und dessen Thesen zur »Euthanasie« an (schwerst-)behinderten Neugeborenen. Wolf hält zwei Grundlagen für das Tötungsverbot für möglich: (1) den Besitz eines faktischen Todesbewußtseins (wie es Säugetiere und vermutlich auch andere hochentwickelte Tiere anderer Stämme besitzen) und (2) die Fähigkeit zu absichtlichem Verhalten (die mit wenigen Ausnahmen alle Tiere haben). Sie selbst tendiert eher zu der zweiten, weitergehenden Auffassung, ohne dies jedoch begründen zu können. Eine solche Auffassung verlangt allerdings nicht nur eine drastische Revision unseres Umgangs mit Tieren in Theorie und Praxis (wobei ziemlich unklar

ist, wie die letztere aussehen könnte). Dieser zweiten Auffassung zufolge erfüllen auch Neugeborene (menschliche wie die meisten nicht-menschlichen) die Voraussetzungen für die Anwendung des Tötungsverbotes. »Nach dieser Interpretation ist das Töten von Neugeborenen nur dort moralisch neutral, wo das Wesen so schwer geistig behindert ist, daß es keinerlei Willensfähigkeit zeigt. In allen anderen Fällen wäre das Töten *prima facie* unmoralisch.« (128) Mit dieser Überlegung glaubt Wolf sich gar nicht so weit entfernt von der Singerschen Position, wenn man von deren »Über-spitzungen« einmal absehe. Diese bestehen nun allerdings darin, daß Singers präferenzutilitaristisches Argument die Anwendbarkeit des Tötungsverbotes ja nicht auf (schwerst-)behinderte Neugeborene, sondern auf Neugeborene überhaupt bestreitet, solange sie nicht zu auf irgendeine eigene Zukunft gerichteten Wünschen in der Lage sind. Auch von der jüdisch-christlichen Vorstellung vom Wert menschlichen Lebens glaubt Wolf sich nicht allzuweit entfernt. Denn diese impliziert gerade nicht die strikte und ausnahmslose Anwendung des Tötungsverbotes (wie man an einer Reihe von Ausnahmen erkennen könne). Mit Ausnahme der Behandlung von Embryonen und irreversibel Komatösen bestehe daher kein prinzipieller Unterschied zwischen einer konsistent verstandenen jüdisch-christlichen Moral und einer Moralkonzeption generalisierten Mitleids (136).

Was Wolfs Buch lesenswert macht, ist nicht nur, daß sie mit der Frage nach der richtigen Behandlung von Tieren ein drängendes moralisches Problem aufwirft, sondern auch der Versuch, die Herausforderungen der angelsächsischen moralphilosophischen Diskussion aufzunehmen und dennoch gewissermaßen zu retten, was noch zu retten ist. Was dabei herauskommt, ist der lehrreiche Versuch, eine allgemein zustimmungsfähige »Moral generalisierten Mitleids« für eine Welt zu entwerfen, in der gilt: »Nichts hat einen Wert, auch nicht der Mensch.« (142)

Johann S. Ach (Münster)

Lützenkirchen, Harald: Logokratie. Herrschaft der Vernunft in der Gesellschaft aus der Sicht Kurt Hillers. Westarp-Verlag, Essen 1989 (264 S., br., 38,- DM)

Um Kurt Hiller (1885-1972) ist es still geworden. Nur gelegentlich wird noch auf den Polemiker und Essayisten hingewiesen, der in den zwanziger Jahren zu den streitbarsten und umstrittensten Mitarbeitern der *Weltbühne* gehörte. Nicht zuletzt die Belassung des Nachlasses in unzugänglichem Privatbesitz erschwert die Forschung. Detailstudien über den Pazifisten, Exil-Autor oder auch Sexualstrafrechtsreformer stehen noch immer aus. Lützenkirchens Buch ist eine Pionierarbeit, die erstmals Hillers politische Philosophie darstellt.

Mit Rückgriff auf Platon und Nietzsche entwickelte Hiller unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges die Forderung nach einer »Herrschaft der Geistigen«. Dem, wie er sagte, »massenmordenden Wahnsinn« wollte er eine Herrschaft von Sachverständigen entgegenstellen, die sich humanitären Idealen verpflichtet fühlen. Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung war für ihn nur nach der »utopischen Methode« denkbar. »Politik ohne Utopie ... reduziert den Menschen zum Tier.« Dem empirischen Mehrheitswillen parlamentarischer Demokratien, dem »Zarismus der Zahl«, stand er kritisch gegenüber und wollte deshalb die »menschliche Vernunft« als Machtfaktor neben parlamentarischen Gremien institutionalisiert wissen. »Geist« war in seiner Definition die »Expansionstendenz der Verantwortung«. Folgerichtig setzte er sich 1932 für die Nominierung Heinrich Manns als Kandidat der Linken zur Reichspräsidentenwahl ein.

Der »Rutsch des Reiches in den Dreck« von 1933 hat Hiller in diesen Anschauungen bestärkt. War seine »Logokratie« eine Art Technokratie mit humanitärer Ziel-

setzung? Oder gehörte sie gar selbst zu jenen autoritären Staatsvorstellungen der Weimarer Republik, denen es mit der Überwindung des Parlamentarismus um die Etablierung einer Diktatur ging?

Lützenkirchen setzt mit seiner Dissertation ein Korrektiv zur bisherigen Rezeption, die vorwiegend durch Literaturwissenschaftler erfolgte. Nicht selten wurden Hillers oft sperrige politische Schriften und seine rigorose Polemik auf das elitäre und schwierige Naturell seiner Person bezogen oder ausschließlich mit Traditionen des literarischen Expressionismus verknüpft. Dagegen systematisiert Lützenkirchen sein staatsphilosophisches Werk mit der Absicht, den Entwurf der »Logokratie« als Modell eines politischen Systems mit seinen verfassungsrechtlichen Implikationen darzustellen. Nicht um die Etablierung einer autoritären Herrschaft ging es Hiller, wie oft angenommen wird. Lützenkirchen zeichnet nach, daß Hiller der Montesquieschen Gewaltenteilung folgte und diese um eine vierte Gewalt ergänzen wollte. Um eine Despotie der »Geistigenkammer« zu verhindern, empfahl er, zusätzlich zum demokratisch gewählten Parlament eine vom Volk gewählte Kontrollinstanz für die »Geistigenkammer« einzurichten.

Lützenkirchen versucht Hillers Positionen so darzulegen, wie er sie in konstitutioneller Hinsicht »intendiert und geäußert hat«. Diese immanente Herangehensweise vermag zahlreiche Mißverständnisse zu beseitigen und Pauschalurteile zu entkräften. Dem Leser drängen sich jedoch weitere Fragen auf, deren Behandlung eines distanzierteren Ansatzes bedarf. War Hiller, stärker als er wahrhaben wollte, mit seiner Demokratie-Kritik der umkippenden politischen Kultur der Weimarer Republik verhaftet? Muß der kritische Blick über den Tellerrand Deutschlands hinausgehen und die Logokratie vielmehr im historischen Kontext mit jenen europäischen Intellektuellen gesehen werden, die wie er eine »Herrschaft des Geistes« forderten (etwa Romain Rolland)? Oder war Hiller gar ein gänzlich unzeitgemäßer (Voraus-)Denker, der in Ansätzen eine Herrschaftsphilosophie über Politikertypen vom Schlage Vaclav Havel entwarf? Das Buch hinterläßt provozierende Fragen und zahlreiche Arbeits-hypothesen.

Rolf von Bockel (Hamburg)

Eichenseer, Georg: Die Auseinandersetzung mit dem Privateigentum im Werk des jungen Hegel. Privateigentum als gesellschaftliches Herrschaftsverhältnis in der politischen Philosophie des jungen Hegel in den Jahren 1793 bis 1806. Focus Verlag, Gießen 1989 (144 S., br., 28,- DM)

Im Ausgang von der – nirgendwo belegten – These, daß Hegel »schon von Anfang an ... das Privateigentum zum Zentrum der aktuellen gesellschaftlichen und institutionellen Wirklichkeit, zum Mittelpunkt aller Herrschaftsbeziehungen« bestimmt habe (15), bemüht sich Eichenseer um eine Rekonstruktion der Entwicklung des Privateigentumsbegriffs in Hegels Schriften zwischen 1793 und 1805/06. Dabei unterscheidet er vier Phasen der Entwicklung der politischen Philosophie des »jungen Hegel«: 1. die sogenannten »Theologischen Jugendschriften« der Berner und Frankfurter Zeit; 2. die von 1800 bis 1802 in Jena konzipierte »Verfassungsschrift«; 3. die beiden Jenenser Aufsätze »Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts« bzw. das »System der Sittlichkeit« (aus den Jahren 1802 und 1803); sowie schließlich 4. die als »Jenenser Realphilosophien« bekannt gewordenen Vorlesungsmanskripte aus den Jahren 1803/04 und 1805/06. Da nach Eichenseers Eingeständnis »die Befassung mit der neueren Hegel-Literatur mehr anmerkungsartig« stattfindet (127, Anm.93) und er überdies lediglich einen Bruchteil der von Hegel rezipierten Quellen einbezieht (die angeführte »Primärliteratur« beschränkt sich auf Aristoteles, Hobbes, Hölderlin, Kant, Locke, Marx, Montesquieu, Platon und

Rousseau), bleibt der Versuch einer »Rekonstruktion« notwendigerweise mit vielfältigen Oberflächlichkeiten, Fehlurteilen und Verzeichnungen philosophiehistorischer Zusammenhänge behaftet. Es ist schwer nachvollziehbar, daß Eichenseer offenbar annimmt, die Genese des Hegelschen Privateigentumsbegriffs rekonstruieren zu können, ohne Hegels Lektüre von Autoren wie Ferguson, Stewart oder Smith – um nur drei von vielen zu nennen – zu reflektieren.

Eine sachliche Korrektur sämtlicher Fehler, Halbwahrheiten und Mißdeutungen ließe darauf hinaus, ein neues Buch zu schreiben. Dabei wäre eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen der Entstehung des Privateigentums und dessen ungleicher Verteilung – beides wird von Eichenseer stetig verwechselt (vgl. etwa 24) – ebenso erforderlich wie die Preisgabe des Klischees eines »reifen« Hegel, der dem »jungen« Hegel der vorphänomenologischen Schriften kontrastiert wird. Abgesehen davon, daß der 1805 immerhin 35 Jahre alte Hegel, gemessen an der seinerzeitigen Lebenserwartung, schwerlich als »junger« Mann gelten kann, verstellt die dichotomische Kontrastierung von »jungem« und »reifem« Hegel den Blick auf die vielfältigen Differenzen der methodischen Konzepte, mit denen Hegel zwischen 1800 und 1805/06 experimentierte.

Das einzige inhaltliche Verdienst der Abhandlung kann man darin sehen, daß in ihrem vierten Hauptteil Hegels Jenenser Begriff von »Anerkennung«, der sich durch das Charakteristikum auszeichnet, »gänzlich unabhängig von der persönlichen Entscheidung und von Meinungen und Hoffnungen« empirischer Individuen fundiert zu sein (92), gegen Habermas' (erstmalig in dem Aufsatz »Arbeit und Interaktion« vorgenommene) Umdeutung in einen Begriff von zwangloser, intersubjektiver Kommunikation verteidigt wird.

Martin Drees (Bonn)

Wöhler, Hans-Ulrich: Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1990 (234 S., Ln., 33,- DM)

Wöhlers Lehrbuch gibt eine Übersicht zum philosophischen Denken des 5. bis 15. Jahrhunderts. Ausgangspunkt ist der komplizierte Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter sowie die Entwicklung jüdischen und islamischen Denkens in ihrer Wirkung auf das mittelalterliche Europa. In drei Abschnitten steht dann die Periode vom 11. bis 15. Jahrhundert im Zentrum. Der Anhang enthält Textauszüge, eine Auswahlbiographie sowie ein Personen- und Sachregister.

Die Differenz zu vergleichbaren Publikationen der letzten Jahre (z.B. J. Piper, *Scholastik*, Leipzig 1985 oder K. Flasch, *Das philosophische Denken im Mittelalter*, Stuttgart 1986) ergibt sich aus Wöhlers Philosophieauffassung. »Philosophie (wird) universalgeschichtlich als diejenige Form theoretischen Weltanschauungsdenkens begriffen, welche unter besonderer Berücksichtigung der Rolle des Menschen auf die Erklärung von Totalitätsbeziehungen abzielt und sich dabei spezifischer sprachlich-begrifflicher Mittel bedient.« (8) Wöhler legt zwei Hauptrichtungen fest, den »philosophischen Spiritualismus« und den »philosophischen Naturalismus«; diese Einteilung will er unterschieden haben von der Frage von Materialismus und Idealismus. Aber es fragt sich, ob die Annahme philosophischer Grundströmungen für diese Zeit sinnvoll ist. Kaum jemand wird leugnen, daß es verschiedene Polarisierungen gab. Das Fälen von Entscheidungen bzw. das Darstellen der Auffassungen erfolgte zunächst unter Berufung auf die Autorität des Lehrers oder eines Buches. Mit der Entwicklung der Philosophie wurde dies langsam ersetzt durch ein Konsensfinden auf logischer Grundlage. Diese Vernunftbegründungen wurden durch Autoritätsentscheidungen häufig in Frage gestellt, es erfolgte gleichsam ein Abbruch der logischen Erklärung. An anderer Stelle aber fortgesetzt oder neu begonnen, wurde

zugleich das Bisherige kritisiert. Philosophie setzte sich so als allgemeine Tendenz der Herausbildung logisch abstrakter Denkweisen durch, über den Widerstreit verschiedener sich langsam profilierender Richtungen. Noch kann man aber nicht von Grundströmungen sprechen. Wöhler selbst weist darauf hin, daß kaum eine seiner Richtungen rein auftritt, daß die Autoren zwischen verschiedenen Positionen schwanken.

Die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Philosophie ist der entscheidende Schlüssel zum Denken der Zeit. In einer philosophiehistorischen Darstellung konzentriert man sich naturgemäß auf die Philosophie, was zur Folge hat, daß die andere Seite des Gegensatzes, der Glaube, nur als abstraktes Gegenüber begriffen wird. Neuzeitliche und aufklärerische Schemata fördern diese Betrachtungsweise. Zwar zeigt Wöhler sehr konkret, wie die philosophische Problemstellung immer von religiösen Fragen ausgeht und wie beides verflochten ist, aber wesentlich bleibt die Religion der Gegensatz zur Philosophie. Weniger deutlich wird, daß sie zugleich Grundlage ist, daß es ein kompliziertes Beziehungs- und Abhängigkeitsgefüge zwischen beiden gibt. Die Philosophie ist ein Moment in der spannungsreichen Bewußtseinsstruktur, welche sie mit konstituiert, aber nicht allein erklärt. Dies hätte zu einer Relativierung des häufig verwendeten Fortschrittsbegriffes führen müssen. Von der Mythenforschung, der Religionswissenschaft, der Philosophie und der Germanistik wurde dazu umfassendes Material erarbeitet, das Wöhler aber nicht erwähnt. Wenige Bemerkungen und Literaturhinweise hätten genügt.

Deutlich wird, daß die sozialen Veränderungen im 12. und 13. Jahrhundert einen Aufschwung in der Philosophie bewirkten. Das verleitet Wöhler dazu, Philosophie einfach mit Fortschrittsdenken zu identifizieren. Es hätte sich am Beispiel zeigen lassen, wie die Veränderungen in allen Bereichen (Recht, Literatur etc.) zu Spannungen führten, und daß es Aufgabe der Philosophie war, diese partiell auszugleichen und den durch Tradition allein nicht mehr gewährleisteten Zusammenhang des Ganzen zu gewährleisten. Dieser Zusammenhang realisiert sich jedoch über das Leben und Handeln in der Person. Bei Wöhler ist das theoretische Denken primär in den Überlieferungszusammenhang eingebettet, kaum in das sonstige Leben. Glücks- und Unglücksfälle, schwierige Entscheidungen, dies alles stört mehr, ist weniger tatsächliche Voraussetzung. Der Theoretiker Abaelard ist aber eins mit seiner Leidensgeschichte. Als tapferen Ritter oder erfolgreichen Kloostervorsteher würden wir ihn gar nicht kennen. Erst die kleinliche Konkurrenz, der Haß und die Streitsucht, sowie sein beständiges Bemühen, den vorgeschriebenen Weg zu durchbrechen, führten zum heute bekannten Abaelard. Dessen Studien waren eine Suche nach Antworten auf die Fragen, die ihn in seinem Leben erreichten. Die eigentliche philosophiegeschichtliche Frage wäre dann, wie sich diese sozialen oder individuellen Konflikte in die theoretische Überlieferung einschreiben, und wie sie in dieser Form bewältigt werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Buch eine solide Darstellung der Sachverhalte bietet. Der Autor ist zweifellos ein ausgezeichnete Kenner seines Fachs, er hat sich intensiv mit den Quellen beschäftigt, nur seine Philosophieauffassung scheint dem Gegenstand nicht zu entsprechen. Dem Leser wäre zu empfehlen, Kurt Flaschs »Einführung in die Philosophie des Mittelalters« (Darmstadt 1987) zu lesen. Über diese kann er die Vorzüge des Lehrbuches von Wöhler besser nutzen.

Frieder Garten (Halle)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Bauer, Gerhard: Sprache und Sprachlosigkeit im »Dritten Reich«. Bund-Verlag, Köln 1988 (360 S., Ln., 39,80 DM)

Bauer steht in der Tradition der marxistischen Faschismusforscher der letzten zweieinhalb Jahrzehnte, die anfangs mehr ökonomisch, später mehr ideologietheoretisch interessiert waren und das »'typisch' Nationalsozialistische« untersucht haben. Vor diesem »Hintergrund« kann er nun ganz nahe an die Menschen herangehen und »die heimlichen Sprünge in der Existenz« (21) im »Dritten Reich« unter die Lupe nehmen. Ich habe die Einleitung und den ersten Teil (»Der Kampf ums Wort – Abmessen des Kampfplatzes«) geradezu begeistert gelesen, auch deshalb, weil hier im Zuge der Bestimmung des Untersuchungsgegenstandes die verschiedenen Thesen der Faschismus-Diskussion noch einmal Revue passieren.

Im Unterschied zu den vielen sprachwissenschaftlichen Studien der fünfziger und sechziger Jahre (exemplarisch das »Wörterbuch des Unmenschens«) vermeidet Bauer, als Literaturwissenschaftler, eine Dämonisierung bzw. Übertreibung seines Gegenstandes zur »Sprache *des NS*« (Quasi-Nachruf zu dieser Richtung: G. Voigts Aufsatz in »Diskussion Deutsch« 19/1974). Er untersucht die vielfältigen Formen des Sprechens und Schweigens, »den sozialen Einsatz der Wörter innerhalb einer 'gleichgeschalteten', aber strikt hierarchischen Gesellschaft«: »Ich befrage die Verwendung der vorhandenen Sprache, ihren geschickten oder fahrlässigen, unfreien, hörigen Einsatz. Ich prüfe ihre unterschiedlichen Lautstärken im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Ich horche auf das Abbrechen, das Verstummen, die Explosion des Verschwiegenen.« (16) Unter diesen Gesichtspunkten hat Bauer über 1500 (!) Biographien, Memoiren, Tagebücher, Erlebnisberichte ausgewertet und so ein umfangreiches Handbuch des politischen Sprachverhaltens während der NS-Zeit geschaffen (systematisiert nach Kapitelstichworten wie »Äußere und innere Hemmungen«, »Tarnung«, »flüstern, meckern, kuschen«, »Das versäumte Gespräch« etc.). Das fünfte Kapitel (»Hitlers Heil im Mund seines Volkes«) erschien in *Argument* 166 als Vorabdruck.

Beim Lesen des zweiten Teils (»Wörter mit doppeltem Boden, in sich gespaltene Sprecher«) kommt überraschend bald Langeweile auf. Viele Aspekte der alten Sprachanalysen werden wiederholt, der Leser quält sich zunehmend durch bekanntes Material. Symptomatisch die ersten Sätze des dritten Teils (»Mit Mördern reden?«), quasi eine Zusammenfassung des vorherigen Abschnitts: »Der faschistische *Diskurs* bildete einen *gewissen*, wenn auch einen *ziemlich* beschränkten Gesprächszusammenhang. *Nicht nur* Befehle wurden erteilt und, in *möglichst* ebenso zackigen Worten, angenommen und bestätigt. *Auch* Emotionen *vieler Art* wurden mit *vielerlei Bedeutung* ausgetauscht« (223; Hervorh. d. Verf.). Man beachte die vielen Ungenauigkeitspartikel: Der Gegenstand verschwimmt. Hier rächt sich, daß Bauer den Anstößen der Diskurstheorie ausweicht. Denn – man merkt es – der Begriff »Diskurs« hat in dem zitierten Satz keinen eigentlich theoretischen, sondern bloß einen deskriptiven Sinn (wie z.B. auch in der deutschen Pragma-Linguistik). Im Rest der Rezension verfolge ich nun – zugegeben einseitig – nur noch diesen Aspekt.

Den Bericht von einer »subversiven Wandinschrift« auf dem Abort eines mittel-deutschen Großbetriebs 1939 (»Hitler verrecke, Proleten erwacht!«) kommentiert Bauer so: »Organisierte strategische Anstrengungen sind nicht in Sicht. Die Begriffe, in denen sich solche Anstrengungen verdichtet haben, bringen ihn [den Angehörigen der Arbeiterbewegung; d. Verf.] nicht weiter. Er fällt faktisch auf das

unbeherrschte Schimpfen der isolierten Privatleute zurück ... Die Redeform war zu knapp, zu starr festgelegt, als daß sie eine geistige Befreiung oder (Wieder-)Entdeckung ermöglicht hätte. Das Muster 'Juda verrecke! Deutschland erwache!' beherrscht auch den neuen Spruch, der gegen diese Perfidie politisch richtigere Begriffe setzen will.« (135) Der ganze Witz der Handlung wird hier *theoretisch* aufgelöst, wobei Bauers Ernsthaftigkeit etwas komisch wirkt. Außerdem scheint es durchaus fraglich, ob das alte Muster den neuen Spruch wirklich *beherrscht*. Belebt nicht umgekehrt die neue Idee ironisch die alte Form? Politische Opposition bringt Texte mit komplexer Oppositionsstruktur hervor; das ist sicher keine umwerfende Entdeckung, aber sie deutet eine andere Gliederungsmöglichkeit an: das Sortieren der vielen Sprechhandlungen aus der NS-Zeit nach Formmerkmalen. Etwas vor-schnell scheint Bauers Ablehnung der strukturellen Arbeitsweise (weiter als bis zum Muster-Begriff geht er nicht) und seine relativ pauschale Abwehr der französischen Diskurstheorie (die ja *auch* Schwächen des Strukturalismus zu überwinden versucht) – obwohl er Foucault zustimmend zitiert (10) und, ohne es zu registrieren, sich mitten in einer diskurstheoretischen Problematik befindet: »Wie die Tendenzen zur Erhaltung und Abdichtung dieses Systems und die widerstrebenden Tendenzen der offenen, der heimlichen, der unentschiedenen oder uneingestandenen Opposition ineinandergriffen, einander Abbruch taten, aber einander auch voraussetzten und nicht loswerden konnten, ist eine Hauptfrage« (11). Neue Fragen, aber die Antworten sind meist noch die alten.

Bauer befürchtet (man lese im Zusammenhang 10-15), bei einer Betrachtung »von 'Strukturen' oder global zugeschriebenen Verhaltens'mustern'« die »lebenden und denkenden Subjekte dieser Zeit« aus den Augen zu verlieren. »Die Vorstellung vom 'Subjekt' als einem handlungsfähigen Faktor der Geschichte ist zwar, nicht zuletzt durch die Vorgänge unter dem Hitler-Faschismus, theoretisch einigermaßen erschüttert ... Aber als Problem ist sie unverzichtbar.« (11) Dem ist zuzustimmen. Der Witz ist jedoch, daß gerade die Diskurstheorie – wie Bauer ahnt – sein spezifisches Problem (Sprechen von in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkten Menschen) rekonstruieren will. Das Schlagwort vom »Prozeß ohne Subjekt« meint ja nicht: Verhältnisse *ohne Menschen*, sondern gesellschaftliche Beziehungen ohne Selbstbestimmungsmöglichkeiten der Individuen (dagegen mit einer Unmenge *ideologischer* Subjekteffekte).

Manfred Behrens (Berlin)

Lachmann, Renate: Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (555 S., Ln., 64,- DM)

Der von Kristeva Ende der sechziger Jahre geprägte Begriff Intertextualität bedeutete zunächst nicht mehr, als daß Texte nicht singular sind, sondern sich auf andere Texte beziehen. Die Wortschöpferin entfachte damit eine Debatte, die in zahlreichen Symposien in den frühen Achtzigern ihren Höhepunkt fand und eine Vielzahl von Unterbegriffen in Umlauf brachte. Die Konstanzer Slawistin Renate Lachmann hat – zum Teil auf Symposien der Gruppe Poetik und Hermeneutik – zu dieser »Revue der Konzepte« (69) sowohl mit methodologischen Stellungnahmen als auch mit Einzelinterpretationen beigetragen, die hier gesammelt vorgelegt werden.

Die einzige Erstveröffentlichung über »Mnemotechnik und Simulakrum« erweitert die Intertextualitätstheorie um das antike Gedächtniskonzept einer Anordnung von Informationen in einem imaginären Speicherraum, dem Simulakrum. Lachmann versteht Literatur als »mnemonische Kunst *par excellence*« und als »das ausgelagerte materialisierte Gedächtnis« einer Kultur (36). Diese »Intertextdeponie« (36) wird durch Weiterschreiben, Widerschreiben und Umschreiben ständig neu geordnet.

An diesem kulturellen Umschmelzungsprozeß beteiligte Textproduzenten unterteilt sie in rekonstruierende »Akkumulatoren« und dekonstruierende »Generatoren« von Sinn (46). Lachmanns frühes Intertextualitätskonzept lehnt sich an Thesen des Dekonstruktivismus an: Der »Abgrund/Ungrund von Prätexten«, auf den eine intertextualisierende Lektüre zutreibt, blendet die außertextuelle Referentialität eines Texts aus; die potentielle »Urschrift ... ist immer schon mit den darauf ruhenden Schriften verknüpft« (49). Poststrukturalistische Denkfiguren der Verfasserin zeigen sich auch in ihrem Zögern, die Vieldeutigkeit der Intertextualität in eine Definition zu zwingen, weil es gegen die strukturalistische »Reakademisierung des Konzepts« (64) gerade »um die Erzeugung einer ästhetischen und semantischen Differenz« gehe, mit der der Text »seine punktuelle Identität« aufgabe (57). Andererseits erhält der Begriff mit Bachtins gegen den Sozialistischen Realismus gerichteten Konzept körperlich-karnevalistischer Ausnahmekultur ideologiekritische Bedeutung, da jeder Text »im sozialen Kontext als ideologische Handlung [erscheint]« (62). Der Verfasserin erscheint Bachtins Theorie nach Potebnja und Jakobson als End- und Höhepunkt der historischen Entwicklung eines zeichentheoretischen Dialogizitätskonzepts. Alle drei berücksichtigen – anders als die russischen Formalisten, deren Innovationsbegriff »das historisch und sozial bestimmte ... Zeichenmilieu ignorierte« (153) – pragmatische Ansätze, die den Intertext begreifbar machen »als das soziale Ereignis der sprachlichen Interaktion« (173f.). Paradestück der »semantischen Explosion« (57) eines Textes ist Belys Roman *Petersburg* von 1913, dessen Beziehungen zu einer »Vielzahl heterogener Texte« (93) Lachmann analysiert. Durch den Überfluß an Konnotationen bewegt sich der Roman »zwischen mythischer und parodistischer Funktion« (97), Belyi zwischen »Textpriester« und »Textclown« (122).

In »Synkretismus und Karnevalisierung« untersucht Lachmann Stilmischung als Intertextualität erzeugendes Ensemble von Textverfahren im Gegensatz zum Stilkonzept der antiken Rhetorik, das auf »Strategien des Ausschlusses und der Homogenisierung« hinauslief (200). Dieses synkretistische Verfahren dient der Ideologiekritik, wie die Autorin an Texten Dostojewskijs, Belys und Majakowskijs zeigt. Hier kommt es zu inhaltlichen Überschneidungen, die bei der Überarbeitung der Aufsätze für die Buchveröffentlichung zu kürzen gewesen wären. »Gedächtnis und Imitatio« setzt sich mit Praktiken der Kanonisierung und Ausgrenzung auseinander, die Texte den Polen zentripetale Klassik vs. zentrifugale Gegenkultur, stilreine Geschlossenheit vs. synkretistische Gebrochenheit usw. zuordnen. Diese Opposition gerät aber in Bewegung, denn die kulturkonservative »Gedächtnisarbeit« (365) rekonstruktiver Sinnakkumulatoren wie Puškin und den Akmeisten (die postsymbolistische Lyrikergruppe um Achmatova, Mandel'stam und Gumilev) »bedient sich avantgardistischer Strategien: Vielstimmigkeit, Polyisotopismus, Intertextualität« (368) und hat ihren geschichtlichen Bezugspunkt: »Das Wiederholen der kulturellen Zeichen wird hier als letzte Empörung gegen die physische Gewalt, das Chaos des Vergessens, die letale Aphasie und Aphonie (der Todeslager) verstanden« (374).

Im Anschluß an Saussures Anagrammstudien untersucht Lachmann in »Kryptogrammatik und Doppelung« Chiffrierungstechniken wie Palindrome, Anagramme, Buchstabenikonik und -onomastik in Texten Dostojewskijs, Nabokovs, Gogol's und Kazakovs. Im Extremfall Kazakovs (*Die Fehler der Lebenden*, 1970) geht die zentrifugale Bewegung der Semantik so weit, daß das Text-Ich seine Identität verliert und durch die Heterogenität seiner Prätexte zu einem »schizoiden Text« (490) wird. Ein Beispiel für Buchstabenikonik analysiert Lachmann in Nabokovs *Einladung zur Ent-hauptung* (1938): »Das gräßliche 'hier', das dunkle Verlies, in dem ein unnachgiebig vor Schmerz brüllendes Herz eingekerkert ist, dieses 'hier' hält mich und engt mich

ein.« Dazu Lachmann: Das russische »‘TUT’ [=‘hier’; U.B.], eine Art Ideogramm, bildet den Gefangenen (uznik: U), umrahmt von zwei Wörtern (tjuresščiki: T-T), ab. *T* wird [im manifesten Text; U.B.] mit dem Buchstabennamen des altkirchenslavischen Alphabets ‘tverdo’ expliziert, was ... *tverd’*, *tverdynja* (Festung) assoziiert« (454).

In »Dekomposition – Rekomposition« versucht Lachmann den Gegensatz von Gedächtnisutopie und Gedächtnissepsis in Beziehung zu setzen zur Moderne-Postmoderne-Diskussion. Dekomponierend ist das Montageprinzip von Texten der historischen Avantgarden, deren Entdifferenzierung als »Rhizomatisierung der Signifikantenkette« erscheint (512). Um ihr Konzept arbeitsfähig zu halten, trennt Lachmann die synkretistische Varietät, in der durch »Kontiguität und Friktion der Formen Sinnkomplexion erzeugt (wird)«, vom Gebrochenheit nur vortäuschenden Eklektizismus des postmodernen Varietés, der »gerade in der Glättung der Zerstreuung den ‘Formverlust’ ... nicht verschleiern kann« (515). Der Begriff der Rekomposition bleibt dagegen historisch unterbestimmt, wird nur definiert als »Verdichtung und Potenzierung des Sinns bei prägnanter Repräsentation« (509).

Der Kritik, die Intertextualitätstheorie, bei Lachmann auf die Analyse literarischer Texte beschränkt, sei kaum mehr als eine Neuauflage der Einflußforschung, entgeht der Band nicht immer: Durch die Banalität der Feststellung, alle Texte seien aus anderen Texten entstanden, verliert der Begriff jegliche Unterscheidungskraft (Entüllend S.58: »Der verborgene Text kann ein konkreter anderer ..., aber auch das Textkontinuum schlechthin sein, das sich durch jeden Text zieht, ihm vorausgeht und in das jeder Text mündet.«). Eher sind Texte mit breitem Intertextualitätsspektrum von Texten zu unterscheiden, die wenige Text-Text-Kontakte aufweisen. Ihre widersprüchlichen Sinnbildungen zwischen Avantgarde und Klassizität werden von Lachmann zwar als Ausschließungspraktiken beschrieben, nicht aber in ihrer Funktion als Kämpfe um kulturelle Hegemonie analysiert. Der Standpunkt des an der Intertextualität beteiligten Interpretationssubjekts, das nach Ansicht Lachmanns die im Text momentan stillgestellte Signifikantenkette fortschreibt, ist damit nie der eines neutralen Beobachters. Obwohl Lachmann auf das hermeneutische Subjektkonzept der frühen Konstanzer Schule verzichtet, werden mit diesem letztlich rezeptionsästhetischen Ansatz alle Ansprüche auf die Rekonstruktion literarischer Praxis als Teil umfassenderer kultureller Produktions- und Reproduktionsverhältnisse ausgeblendet, wie sie etwa eine Analyse historischer Diskursformationen im Anschluß an Foucault und Althusser versucht. Ulrich Blumenbach (Berlin)

Kraft, Herbert: Editionsphilologie. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1990 (314 S., Ln., 39,- DM)

Die Theorie der Edition verdankt Herbert Kraft die Formulierung einer Reihe entscheidender Forderungen: Bei der Entscheidung zwischen mehreren Fassungen eines literarischen Werkes für die Edition kann der Wille des Autors als rein äußerliches Kriterium nicht bestimmend sein, vielmehr muß die historisch wirksam gewordene Fassung herangezogen werden (Kap. 3); die Texte mehrerer Fassungen dürfen zur Wahrung der Authentizität nicht kompiliert werden (Kap. 4); jede Modernisierung in Orthographie und Interpunktion enthistorisiert den Text (Kap. 7). In weiteren Kapiteln entwickelt Kraft seine Konzepte zur historisch-kritischen Ausgabe, zur Edition von Fragmenten und zur Gestaltung von Variantenapparat und Erläuterungen. Drei Kapitel hat Kraft nicht selbst beigeleitet: Wilhelm Ott berichtet instruktiv über die Verwendbarkeit des Computers bei der Edition; Jürgen Gregolin informiert über die Darstellung des Entstehungsprozesses eines Werkes in der

Edition; Gert Vonhoff stellt die anglo-amerikanische Textkritik dar, während die der romanischen, slawischen oder anderer Philologien ausgespart bleibt.

Kraft ist in seinem Fach auf hohem Niveau eine Verbindung von Theorie und Praxis gelungen, er hat selbst einige vorbildliche Schiller-Editionen vorgelegt. Den Allgemeinheitsanspruch im Titel seines Buches kann er jedoch nicht einlösen: Seine Theorie der Edition greift nur bei Texten der kanonisierten 'hohen' Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Für ältere Texte und andere Textsorten sind die (bei Kraft zentralen) Probleme des Autorwillens oder mehrerer Fassungen irrelevant und werden von anderen Fragen, z.B. druckgeschichtlichen bei Barocktexten, verdrängt. Das schlägt sich auch im Literaturverzeichnis nieder: Neben der großen Zahl von Literaturangaben zur Edition von Autoren der letzten 200 Jahre fehlen wichtige Titel zur Edition älterer Texte. Kraft gelingt es in seiner neuen Publikation aber auch nicht, in zentralen Punkten über seine früheren Veröffentlichungen hinauszukommen, ja, vieles ist gar nicht neu formuliert: Ganze Kapitelteile sind unverändert und wörtlich aus seiner *Geschichtlichkeit literarischer Texte* von 1973 und seinen Aufsätzen »Die Edition fragmentarischer Texte« und »Die Aufgaben der Editionsphilologie« übernommen worden. Wirklich Neues bringt das Buch nur in dreierlei Hinsicht: Erstens hat Kraft einige seiner früheren Einsichten präzisiert oder geringfügige Erweiterungen eingeschoben, z.B. zu seiner Einschätzung des Werts von Faksimillierungen. Diese entlasten einen Herausgeber keineswegs seiner editorischen Sorgfaltspflicht und machen die Überprüfung an den Originalen nicht überflüssig. Zweitens hat Kraft seine Theorie mit Beispielen aus der Editionspraxis angereichert; auffallend oft gelten ihm die eigenen Editionen als vorbildlich, während die negativen Beispiele häufig aus der Droste-Hülshoff-Ausgabe Winfried Woesslers stammen. Drittens beginnt Kraft fast jedes Kapitel mit langen Widerlegungen gegnerischer, oft historischer Positionen in der Editionstheorie. Damit mag er zwar dem Anspruch gerecht werden, mit dem Buch zugleich einen Forschungsbericht zu liefern (wobei dann der scharfe, oft höhnische Ton fehl am Platz ist). Krafts Theorie gewinnt aber dadurch nichts. Der Band leistet also nicht viel mehr, als – wie es im Nachwort heißt – »die Editionstheorie, die ich in den Jahren 1968/69 entworfen habe, wieder verfügbar zu machen.« (313)

Ralf Georg Bogner (Wien)

Garbers, Jürgen, u.a. (Hrsg.): Ästhetik Revolte Widerstand. Zum literarischen Werk von Peter Weiss. Universitätsverlag Jena, zu Klampen Verlag, Lüneburg 1990 (312 S., br., 35,- DM)

Die alte Einsicht, daß der Wahrheitsgehalt eines Werkes nicht mit den jeweiligen Moden konkurriert, belegt die Publikation dieser (m.E. gut getroffenen) Auswahl von 1988 auf den Hamburger Peter-Weiss-Tagen gehaltenen Vorträgen. Das Werk des Sozialisten Peter Weiss wird, jeweils anders akzentuiert, aber überwiegend von der Sache her gedeutet.

Söllners Analyse stellt die Kontinuität des Frühwerks zur »Ästhetik des Widerstands« (ÄdW) heraus, in der »die Parteilichkeit des Autors für die Seite der Opfer und der Verfolgten klar zum Ausdruck kommt« (28). Der Blick in das Innere sowohl der Opfer als auch der Verfolger ermöglichte eine Erkenntnis der sozialen Amnesie der Nachkriegszeit, die auch in der neueren deutschen Geschichte ihre Aktualität erweisen könnte. – Peitsch dagegen, der ebenfalls die in der Zeit des »Kalten Krieges« verfaßten Schriften analysiert, nuanciert den Bruch zum Spätwerk. Die mangelnde Distanz des jungen Weiss zur Ideologie der »Inneren Emigration« (41f.), die Peitsch m.E. allzusehr mit der Forderung nach einer autonomen Kultur (49) identifiziert, ohne deren politische Potentiale zu bedenken, manifestiere sich in der motivischen

und inhaltlichen Nähe der »Besiegten« zu Weiss' Vorbild H. Hesse und dessen »Glasperlenspiel«. – C. Pietzcker deutet das Wechselspiel vom Drang nach Auflösung und dem nach Abgrenzung im »Marat/Sade« psychoanalytisch: Nicht nur motivisch führt das Stück »sdomasochistische Interaktion vor, es ist selbst eine inszenierte sadomasochistische Interaktion mit dem Zuschauer und 'verfolgt' ihn« (86). Ohne biographistisch einer Kammerdienerperspektive zu verfallen, weist Pietzcker die literarischen Potenzen der »kritischen Paranoia« (Dali) von Weiss auf. – B. Lindner untersucht die Vorbildfunktion von Dantes »Divina Commedia« für die »Ermittlung«. Eine direkte Übertragung des Konzepts der »Divina Commedia« habe Weiss erwogen, aber auf Grund der Unvereinbarkeit mit der dramatischen Form aufgegeben. Dantes Anästhesie erschien dagegen Weiss als Vorbild, als eine »künstlerische Haltung, die sich den äußersten Schrecknissen ausliefert, ohne dies mit Verstummen und Verstörung bezahlen zu müssen«, die vielmehr »dem Sehen, Sprechen, Hören und Denken zu gesteigerter Präzision verhilft« (117). – Den Verlust der Erinnerung, Signum des Dynamismus kapitalistischer Moderne, der den (mündlichen) Traditionszusammenhang zugunsten eines »Gedächtnisses ohne Erinnerung« (280) liquidiert, nimmt G. Samuel zum Anlaß, Dantes Spuren in der ÄdW hinsichtlich des Verhältnisses »von Erinnerung und Gedächtnis, von Wahrnehmung und Imagination, von Bild und Schrift, von Verkörperung und Entkörperung« (274) nachzugehen. Durch eine sinnvolle Anknüpfung an Derrida gelingt es ihm, die Bild- und Textsprache auf ihren Inhalt zu beziehen: der Maschinisierung des Organischen, Mimesis ans Tote. – Dem korrespondiert G. Schulz' Beitrag über den Tod in Texten von Weiss, der die Funktion der Schrift für die Erinnerung an das Unausprechliche: Auschwitz herausarbeitet: »das Tote muß in Imagination, Identifikation, Mimesis zum Leben erweckt, beschworen werden, um dann, formvollendet, sein Grab in der Schrift zu finden« (163) – B. Feusthuber untersucht die weiblichen Figuren, besonders Lotte Bischoff, die einen utopischen Gehalt transportiere. Zwischen ihr »und den am Mangel dieser 'Anästhesie' zerbrechenden übrigen Frauenfiguren« (225) liege eine Grenzziehung. Ihr »Haß gegen Habgier und Eigennutz« (220) ermöglicht ihr, die für eine anästhetische Perspektive notwendige Ich-Stärke zu entwickeln (221).

Die subtile grammatikalische und inhaltliche Interpretation des Schlußabschnittes der ÄdW von R. Rother verdeutlicht einen utopischen Fluchtpunkt, der nicht inhaltlich – nicht einmal konjunktivisch oder futuristisch – antizipiert werden kann. Mit ihm verweist der Roman »auf einen Ort außerhalb der Fiktion – der wirkliche Konstruktionspunkt einer 'Ästhetik des Widerstands' liegt auch außerhalb des Romans mit diesem Titel« (252). Zu vermeiden, die Utopie auszupinseln und sie damit in den Bannkreis des schlechten Daseins zu ziehen, werde so Formprinzip der ÄdW. – H. Timmermann deutet die Herakles-Figur in der ÄdW im Sinne einer christlichen Mystik und kommt zu dem Schluß, daß durch die Verklärung antifaschistischer Lebensläufe der gescheiterte Kampf gegen den Nationalsozialismus zum »Golgatha« der Arbeiterbewegung gemacht werde, »eine(r) Art 'Neues Testament' für Linke« (271). Angesichts des *fehlenden* Messias (der Herakles in dem Pergamonfries fehlt) wäre *diese* theologische Deutung wohl zu relativieren, die »Lücke« bleibt in dem bei Rother erwähnten Sinne noch zu füllen.

Auch wer nicht in allen Einzelheiten der Argumentation in den einzelnen Beiträgen folgen mag, wird von allen – auch den hier nicht erwähnten – auf neue Aspekte der ÄdW hingewiesen, vielleicht – so ging es mir – noch einmal Weiss lesen und in der Hoffnung bestärkt, daß was ist, nicht alles ist ...

Martin Blumentritt (Hamburg)

Bohrer, Karl-Heinz: Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (268 S., br., 16,- DM)

Bohrer, Karl-Heinz: Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die literarische Moderne. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (311 S., br., 16,- DM)

Frank, Manfred: Einführung in die frühromantische Ästhetik. Vorlesungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (466 S., br., 24,- DM)

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich Karl-Heinz Bohrer, unter Betonung solcher Kategorien wie »Phantasie«, »Schrecken«, »Plötzlichkeit« oder des »Bösen«, immer mehr als ein mit feinsten Witterung ausgestatteter Repräsentant jener französisch inspirierten Denkrichtung exponiert, welche politischen Konservatismus mit radikaler Ästhetik im Sinne einer Privatisierung der Form paart. Freilich besteht besagter Konservatismus nicht wie ehemals aus einem Arsenal vorgefaßter politischer Positionen, sondern, getragen vom Geist ästhetischer Subjektivität, in einer grundsätzlichen Absage an Politik, Parteiwesen, Moral, Gesinnung, Sinn in der Kunst. Peter Weiss' Ästhetik des politischen Widerstands wird bei Bohrer zu einer »Politik« des ästhetischen Widerstands als einziger möglicher gesellschaftlicher Verantwortung des Künstlers umgepolt. Seine intellektuellen Vorbilder findet der Autor in Vertretern der literarischen Moderne wie Franz Kafka, in Anti-System-Philosophen wie Friedrich Nietzsche und in den Denkern und Dichtern der Romantik – also in eben jener prekären Verbindungslinie zwischen Romantik und Moderne, die dem wohlmeinenden Marxisten Georg Lukács das verfehlt Theorem von der schleichen- den Zerstörung der Vernunft abnötigte, welche in die irrationale Ideologie und inhumane Praxis des deutschen Faschismus eingemündet sei.

1989 hat Bohrer gleich zwei gründliche Untersuchungen im Taschenbuchformat vorgelegt, die sich, von verschiedenen Blickwinkeln aus, der deutschen Romantik, ihrer Wirkung und Rezeption annehmen. Dabei sind es die abgedrängten Randgestalten – Kleist, Brentano, Günderode –, die ihm als die eigentlichen Begründer einer literarischen Moderne in Deutschland gelten. In ihren Briefen mehr noch als in ihrem Werk träfen sich die emphatische Entdeckung des Ichs mit dessen Entgrenzung in Natur, Liebe und Tod, die existentielle Erfahrung von Kontingenz und Diskontinuität mit einer von authentischem Selbstaussdruck zu unterscheidenden ästhetischen Inszenierung dieser Erfahrung; hierdurch spalte sich literarische Subjektivität sowohl vom sozialen (bürgerlichen) wie vom philosophischen (kritisch-rationalen) Subjekt ab, die sich beide lediglich den Ansprüchen politischer bzw. religiöser Autorität, nicht jedoch denen der Gesellschaft überhaupt entzogen hätten.

Der Entstehungsprozeß der Moderne verlief Bohrer zufolge zweisträngig und polar: die soziale und wissenschaftliche, an Technik und Kapital gebundene Moderne wurzele in der Aufklärung, die ästhetische als ihr von Anfang an eingeschriebene Opposition hingegen in der Romantik. Im Konflikt der beiden betreffenden Diskurse stelle sich Selbstreflexivität einer teleologisch bestimmten Zweckrationalität entgegen, das Phantastische dem Realitätsprinzip, die künstlerische Imagination der praktischen Vernunft, das Böse dem Nützlichen. Die dem Fortschrittsdenken verhaftete, spezifisch deutsche Tradition einer philosophischen Kritik an der Romantik, insbesondere die Hegelsche, habe, da in erster Linie nicht an ästhetischen Innovationen, sondern an einer abgesunkenen »romantisierenden« Mentalität orientiert oder Mißverständnissen aufsitzend, die »bewußtseinsmäßige Verspätung des 'deutschen Geistes'« (*Kritik*, II) mitverschuldet.

Die ästhetische Moderne setzt für Bohrer erst nach 1800, nämlich mit der Korrespondenz der drei genannten Autoren ein. Eine derartige historische Verankerung

des Beginns einer nun schon an die zweihundert Jahre währenden Epoche in einem einzigen begrenzten Briefkorpus, dessen vollständige Textgestalt nicht unproblematisch ist, stellt indes eine arge Überzeichnung dar, die eine undialektische Einheit von Textdeutung, literarischer Periodisierung und geschichtsphilosophischem *grand design* voraussetzt. So niveauvoll Bohrsers Ausführungen, so stringent seine Argumentation, so lehrreich seine Lesart der Romantiker – seine Abhandlungen sind nicht so sehr darauf angelegt, neues Licht auf das komplexe Phänomen der Romantik zu werfen, als vielmehr die Sträube des ausgehenden 20. Jahrhunderts auszufeuchten. Seine aus dem romantischen Modell abgeleiteten Angriffe auf »Gesinnungsästhetik« und künstlerische Universalitätsansprüche finden inzwischen Einlaß auch ins linksliberale Feuilleton. Weshalb die emphatische Apologie der aus dem 20. ins frühe 19. Jahrhundert rückverlängerten ästhetischen Moderne, nun da die Postmoderne jeglicher Teleologie historischer Entwicklung ohnehin den Garaus macht?

Vielleicht könnte man statt von Modernität der Romantik ebensogut von der Romantizität der Moderne sprechen. Steht nicht die ästhetische Avantgarde des späten 20. Jahrhunderts in Anbetracht der vernetzten, verkabelten, endlos in sich kreisenden Profitgesellschaft auf ähnlich hoffnungslosem Posten wie die von Bohrer gegen die sich herausbildende industrielle Gesellschaft ihrer Zeit angerufenen romantischen Kronzeugen, deren ästhetische Radikalität mit einer Selbstausgrenzung bis hin zur Selbstvernichtung identisch war? Wäre das vielzitierte »Projekt der Moderne« auf die Autonomie des Kunstwerks zu reduzieren, so wäre es, nun da es allerseits an seinen Abbruch geht, nicht sonderlich schade darum. Ist dem nach der Beseitigung aller realen gesellschaftlichen Alternativen noch triumphaleren Siegeszug technischer Rationalität und kapitalistischer Logik durch ästhetische Verweigerungsstrategien wie die »reine Selbstreferenz des sakralen Ego« (*Brief*, 55) eher beizukommen als durch kritische Reflexion, aufrechten Gang und politisches Handeln auch im und durch das Kunstwerk? Worin denn ist der ästhetische dem kritisierten »moralischen Selbstentwurf« (Ulrich Greiner), sei es nun auf ästhetischer oder moralischer Ebene, eo ipso überlegen? Worin besteht seine vielbeschworene Subversivität qua Autonomie des Kunstwerks in einer Gesellschaft, die ihre Legitimation in immer wiederkehrendem Ritual zu einem guten Teil den Kunstwerken *jeder* Epoche, Mach- und Denkungsart entleiht? Wenngleich eine teleologische Perspektive auf die Gesellschaft (im Sinne der Fortschrittsidee und des Kommunismus als der zur Vernunft gekommenen Geschichte) nicht länger vorstellbar ist, so doch der allseitige Widerstand gegen die Unvernunft der Geschichte – ein Widerstand, den die propagierte gesellschaftliche Entleerung des Kunstwerks bewußt zu unterlaufen beabsichtigt. Die Öffnung der Literatur zur Politik ist mit Verweisen auf das »Eigene« des Kunstwerks nicht abgetan.

Im Vergleich mit Bohrsers brillanter, wenn auch irritierender Aktualisierung nehmen sich Manfred Franks zweiundzwanzig Vorlesungen, gedacht als literaturhistorische und philosophiegeschichtliche Einführung in die frühromantische Definition des Schönen, sehr viel weniger brisant aus. Doch nicht nur für denjenigen, der Bohrsers implizite Entscheidung gegen das Ineinsdenken von Philosophie und Poesie durch die Frühromantiker überprüfen möchte, sind sie eine lohnende, gehaltvolle Lektüre. Frank nämlich legt das Hauptgewicht, nach einer Darstellung der idealistischen »Grundsteinlegung« der Ästhetik durch Kant, Schiller und Schelling, auf die ästhetischen Entwürfe von Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Novalis und K.W.F. Solger, in denen er philosophische Analysen des Kunstschönen in seinem Verhältnis zum Wahren erblickt – ein Ansatz, der statt der existentiellen Bedeutung

der Kunst für den marginalisierten Dichter die epistemische, kognitive Schlüsselrolle der Kunst hervorhebt. In der »höheren geistigen Ironie« bestehe die Reflexion des romantischen Kunstwerks.
Hans-Christian Oeser (Dublin)

Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1990 (213 S., br., 14,- DM)

Etrangers à nous memes, 1988 erschienen und jetzt von Xenia Rajewsky sorgfältig übersetzt, wird von Kristeva charakterisiert als eine »Reise durch die historischen Figuren des Fremden« (104). Sie führt durch neun Kapitel wie durch Ausstellungsräume, vorbei an Motiven der Fremdheit aus zweieinhalbtausend Jahren abendländischer Geschichte. Schon das Eingangskapitel bietet, was zur guten Foyeratmosphäre gehört: Musik. Es heißt »Tokkata und Fuge für den Fremden«, und es hallt nach durch alle Räume: der ganze Band ist erfüllt von Musikmetaphern wie Polyphonie, Kontrapunkt usw. Denn Kristeva will auch durch die Fugen des Abendlandes führen, durch ein »*harmonisches* Wiederaufgreifen der Differenzen« (13).

Im ersten, isoliert stehenden Kapitel wird von der strengen Klarheit dieser musikalischen Form nichts spürbar. Vor der historischen Durchführung umspielt die Autorin in kleinen Abschnitten das Thema des Fremden aus eigener Erfahrung. Insgesamt entsteht das schauerromantische Bild vom Desperado zwischen den Kontinenten, ohne Heimat oder Ziel, frei aber einsam, distanziert und gleichgültig, stets umherirrend. »*Anderswo* statt Ursprung und selbst *nirgendwo* statt Wurzeln: das ist die Devise dieser Waghalsigen«: ein Leitsatz, in dem sie nach Kristevas Meinung auch einen Halt finden könnten. So entwirft sie den Fremden als Utopie: »Er ist von nirgendwo, von überall, Weltbürger, Kosmopolit« (39). Eine ähnlich fragliche »Sicherheit« des Fremden wird unter dem gleichnamigen Zwischentitel vermittelt: »sich mit einer süßen und dunklen Gewißheit in sich einrichten zu können – eine geschlossene Auster unter den Gezeiten oder die ausdruckslose Freude eines warmen Steins« (18). Die heutigen Fremden werden zum schönen Bild und damit Anlaß zu ebensolchen Phrasen. Mit dem Eingangskapitel macht Kristeva ihnen ein Danaergeschenk. Denn neben dem Haß wird die Gleichgültigkeit, zu der dieser Blick auch Anlaß gibt, zunehmend mehr Opfer kosten.

Im historischen Hauptteil leiten im wesentlichen zwei Aspekte Kristevas Gedankengang: der Universalismus in Form von kosmopolitischen Konzepten und die Frage, ob die Fremdheit im Sinne eines ethnischen bzw. nationalen Andersseins darin akzeptiert oder nivelliert wird. In kurzen Abschnitten läßt sie Revue passieren: das klassische Griechenland, in dem Frauen die ersten Fremden sind, die man generell nur als Schutzfliehende anerkennt; den Stoizismus, der erstmals universalistische Vorstellungen auf der Grundlage der menschlichen Vernunft ausbildet und in einem politischen Kosmopolitismus das Ideal der griechischen *polis* auf die gesamte Welt ausdehnt, in der Fremdheit nivelliert erscheint; schließlich die jüdisch-christliche Tradition, die an die Stelle jenes *politischen* Kosmopolitismus ihren *ideellen* setzt: nicht das Modell der Stadt, sondern das Reich Gottes ist universal. Hier kann die Autorin auf originelle Weise an der Moabiterin Ruth aus dem Alten Testament die Rolle der Fremdheit zeigen, die als inneres Prinzip jeden Gläubigen seiner religiösen Reife näherbringt: »unter dem Schutz der der Religion eigenen Moralvorstellung bearbeitet der einverlebte Fremde den Gläubigen von innen heraus, gewissermaßen als 'Doppelgänger' – er ruft eine Identifikation mit dem 'Niedrigen', der 'Überschreitung', dem 'Gesetzlosen' hervor, die dem Gläubigen ständig angeboten wird und die die Dynamik seiner Vervollkommnung antreibt« (85). Der Gläubige akzeptiert das Fremde als potentielles Offenbarungszeichen und transzendiert es doch

immer wieder auf seinem Weg zur göttlichen Wahrheit, vor der alle gleich sind. – Eine universelle Christenheit wünscht auch noch Dante, und Kristeva skizziert aus ihrer Perspektive die *Göttliche Komödie* als universal-katholisches Kompensationsprodukt eines auf Erden immer Exilierten, d.h. Fremden. Das Exil mag ein wichtiger Schlüssel für die Deutung der *Komödie* sein – mit weitgehend unausgewiesenen Behauptungen bleibt Kristevas Lesart jedoch spekulativ. Bald darauf verlegt Montaigne die Fremdheit und Universalität ausdrücklich ins Innere des eigenen Ich. – Die nächste Station wird dann die Aufklärung sein. Doch die Ausgangsfrage nach Akzeptieren oder Nivellieren der Fremdheit stellt Kristeva kaum noch. Das Problem des Kosmopolitismus als Utopie nimmt überhand und motiviert etwa einen für das Thema der Fremdheit unergiebig bleibenden Blick auf Thomas Morus. Bereits die historische Linie vom politischen Konzept der griechischen Stadt zum ideellen Reich Gottes erscheint willkürlich, denn Kristeva wechselt stillschweigend das Bezugssystem, in dem sie nach Identität und Anderssein fragt. Vom Gleichsein vor Gottes Wort führt der Weg genau genommen nicht zur *polis* zurück, sondern zum *logos*, zu dem nach Platons »Menon« selbst ein Sklave Zugang hat: Vor der höheren Wahrheit der Ideen wird hier schon, nicht erst im Stoizismus, Fremdheit nivelliert.

Trotz der Mängel des Buches sei auch ein sympathischer Zug hervorgehoben: der Mut zu einfachen Wahrheiten, die Kristeva unter neuen Bedingungen zu reformulieren sucht. Sie will uns an die eigene Unvollkommenheit erinnern. Mit Freud als Kronzeugen beschreibt Kristeva das Unbewußte als das je eigene Fremde. Auf der Grundlage des Erkennens und Anerkennens dessen formuliert sie eine »Ethik des Respekts für das Unversöhnbare« (198) in uns selbst, die sowohl Respekt als auch Mitleid für andere impliziert. Wenn sich alle als sich selbst fremd erkennen und anerkennen, werden sich auch alle gegenseitig als solche akzeptieren und bereit sein, »sich wechselseitig in ihrer Schwäche zu helfen, einer Schwäche, deren anderer Name unsere radikale Fremdheit ist« (213). Diese zukünftige Gemeinschaft hätte kein Interesse daran, die Fremdheit gewalttätig gegen andere auszuspielen oder zu nivellieren, sondern könnte sie im dialektischen Sinne 'aufheben' und akzeptieren.

Die Nähe zur Religion wird am Schluß des Bandes offenkundig. Kristeva setzt die biblische Dynamik der Vervollkommnung fort mit der freudschen »*Dynamik des Unbewußten*« (199), in der das unheimliche Fremde nichts anderes als das verdrängte Vertraute eines jeden ist. Die religiös verstandene Identität, in der alle gleich sind vor Gott, wird zur psychologisch verstandenen Identität, in der alle gleich sind vor dem je eigenen Unbewußten. Der daraus resultierende ethische Kosmopolitismus steht für Kristeva ebenso quer zu den realen Verhältnissen (209) wie zuvor der Neue Bund mit Gott (89). Die Psychoanalytikerin beerbt die Religionsstifter nicht in ihrem militanten Eifer; aber sie teilt mit ihnen den naiven Glauben, jeder werde sich schließlich ins Prophezeite schicken: die Einigkeit der sich selbst Fremden. Daß Kristeva es – selbst bei diesen moralischen Fragen – nicht für nötig hielt, über unverbindliche Andeutungen hinauszugehen, bleibt bis zuletzt ein Ärgernis.

Burghard Damerau (Berlin)

Soziologie

Elster, Jon: Nuts and Bolts for the Social Sciences. Cambridge University Press, Cambridge (UK) 1989 (184 S., br., 6,95 £)

In der soziologischen Theoriediskussion macht seit einiger Zeit die Rational Choice (RC)-Theorie von sich reden. Es handelt sich um die erneute Auflage des Versuchs, auf individualistischer Grundlage und unter Priorisierung rationaler Wahlhandlungen eine allgemeine Sozialtheorie auszuarbeiten. Bislang fehlte es allerdings an grundlegenden und auch für Studenten ohne größere Vorkenntnisse genießbaren Einführungen. Mit »Nuts and Bolts« hat Jon Elster als prominenter Protagonist der RC-Theorie nun diese Lücke geschlossen.

Ein knapper Einleitungsteil ist einer wissenschaftsphilosophischen Vorklärung gewidmet. Elster spricht sich darin für das Programm einer erklärenden, auf die Aufdeckung von Mechanismen der Handlungsgenerierung abstellenden Soziologie aus. Wie insbesondere die Ausführungen zum Begriff des Mechanismus i.U. zu dem des (generellen) Gesetzes (9-10) zeigen, läuft dies keineswegs auf ein die Differenz von natürlicher und sozialer Welt übersehendes Programm 'sozialer Physik' hinaus. Irritiert hat mich daher zunächst das Insistieren auf kausalen Erklärungen. Aus anderen Arbeiten Elsters (z.B. *Explaining Technical Change*, Cambridge 1983) ist zu erfahren, daß er intentionale Erklärungen für den wesentlichsten Erklärungstyp in den Sozialwissenschaften hält, der gegebenenfalls im Hinblick auf mentale Zustände durch subintentionale und im Hinblick auf kollektives Handeln durch suprainentionale Kausalitäten zu ergänzen ist. Daß Elster diese Differenzierungen im vorliegenden Werk nicht aufnimmt – was ihm vermutlich einige Mißverständnisse hermeneutisch orientierter Leser ersparen könnte – liegt wohl daran, daß sich intentionale Erklärungen formal tatsächlich als kausale rekonstruieren lassen.

In den beiden Hauptteilen wird dann die einleitend versprochene »toolbox of mechanisms (...) that can be used to explain quite complex social phenomena« (3) ausgepackt. In Teil Zwei (»human action«) geht es zunächst um die Ausarbeitung eines akteursanalytischen Grundkonzeptes. Einem basalen Handlungsmodell zufolge kann die Generierung von Handlungen als zweifacher Filterprozeß gesehen werden, wobei auf der ersten Stufe die Vielzahl abstrakt denkbarer Handlungen durch strukturelle Randbedingungen eingeschränkt wird und in der zweiten Stufe ein jeweils anzugebender Mechanismus für die Realisierung einer Alternative aus den verbleibenden Möglichkeiten sorgt (13). Im Rahmen der RC-Theorie genießt nun aus methodologischen Gründen, für die sich bereits Max Weber als Zeuge zitieren läßt, und ohne daß damit ontologische Prämissen verbunden sind, die Annahme Priorität, Handlungen seien rational motiviert. Dies heißt zunächst nur, »(that) people usually do what they believe is likely to have the best overall outcome« (22). Die Optimierung des Handlungserfolgs kann sich dabei sowohl auf egoistische wie auf altruistische Ziele richten (52-60). Elster hält es für die dringlichste Aufgabe der RC-Theorie, die Grenzen dieses Erklärungsmodells aufzudecken. Das Modell stößt bei der Erklärung individueller Handlungen bereits auf Probleme, wenn vor dem Hintergrund gegebener Annahmen und Präferenzen eines Akteurs entweder mehrere Handlungen optimal sind oder aber keine Handlung optimal ist. Zudem handeln Menschen oftmals schlicht irrational. Zur Erklärung dieses Sachverhaltes arbeitet Elster eine Reihe kognitiver und emotionaler Prozesse heraus, die entweder trotz Kenntnis der besten Handlungsalternative für Abweichungen vom Pfad der Rationalität sorgen (»weakness of will«) oder aber die Bildung von realitätsgerechten Situationsdeutungen und/oder stabiler und konsistenter Präferenzen beeinträchtigen.

Insbesondere in diesen Abschnitten (36-51, 61-70) wird deutlich, wie wenig die RC-Theorie, sofern sie als heuristisches Instrument genutzt wird, sich den gern gehegten Verdacht, einem fundamental verfehlten – ökonomistisch-rationalistischem oder sonstwie qualifizierbarem – Menschenbild aufzusitzen, gefallen lassen muß.

Der der Untersuchung von »human interaction« gewidmete Teil Drei setzt die Prüfung der Reichweite der RC-Theorie fort. Diese Prüfung wird jetzt aber mit der Behandlung der konstitutionstheoretischen Kardinalfrage, wie denn soziale Ordnung möglich sei, verknüpft. Elster unterscheidet zwei Konzepte sozialer (Un-)Ordnung. Unter Ordnung kann einmal die durch gelungene Koordination von Verhaltenserwartungen zustandekommende Vorhersagbarkeit von Handlungsabläufen verstanden werden. Scheitert die Koordination von Verhaltenserwartungen (»lack of coordination«), so führt dies zu Anarchie im Sinne chaotisch empfundener Handlungsabläufe. Sodann kann unter Ordnung ein Zustand gelungener, soziale Wohlfahrt erst ermöglichender Kooperation von Individuen verstanden werden. Das Gegenbild (»lack of cooperation«) ist hier Anarchie im Sinne des von Hobbes beschriebenen »state of nature« (101). Die Leistungsfähigkeit der RC-Theorie bei der Behandlung dieser Probleme liegt darin, das Zustandekommen beider Zustände von Anarchie aufzuklären. Unterstellt man rationale Akteure, so läßt sich, wie Elster in einer Reihe von Beispielen (91-112, 124-146) verdeutlicht, anhand spieltheoretischer Modelle zeigen, welche Bedingungen zur Vermeidung eines »lack of coordination« bzw. eines »lack of cooperation« erfüllt sein müssen: Die Gleichgewichtstheorie (101-112) behandelt die aus der wechselseitigen Intransparenz von Verhaltenserwartungen resultierenden Koordinationsprobleme; Kooperationsprobleme werden, soweit sie auf das Phänomen des 'Trittbrettfahrens' zurückgeführt werden können, durch die Theorie kollektiven Handelns (124-134) und, soweit sie auf das Scheitern von Übereinkünften über die Verteilung von Wohlfahrtssteigerungen zurückzuführen sind, durch die Bargaining-Theorie (135-146) betreut. Die Grenze der RC-Theorie erweist sich darin, daß Koordinations- wie Kooperationsprobleme seltener auftreten, als nach dieser Theorie zu erwarten wäre. Elster plädiert deshalb für eine ergänzende Theorie sozialer Normen, die er in einem eigenen Kapitel begrifflich entfaltet (113-123) und die er in den bereits erwähnten Abschnitten über Interaktionsprobleme als flankierendes Erklärungsinstrument nutzt. Daß soziale Normen zur interpersonellen Konsistenz von Verhaltenserwartungen beitragen, ist freilich ebensowenig überraschend wie die Einsicht in ihren möglicherweise – aber keineswegs immer (117 u.ö.) – kooperationsstiftenden Charakter. Die weiterführenden Momente von Elsters Thematisierung sozialer Normen sind dagegen gerade angesichts ihrer theoriestrategischen Bedeutung für meinen Bedarf in »Nuts and Bolts« etwas knapp geraten – nämlich die in dieser Differenziertheit seltene Abgrenzung verschiedener Formen des normgeleiteten Handelns von anderen, ebenfalls nicht-rationalen Handlungsmotivationen einerseits und die innerhalb der RC-Theorie wohl keineswegs unstrittige Herausarbeitung des gegenüber dem rationalen Handeln autonomen und irreduziblen Charakters normgeleiteten Handelns andererseits. Beides ist in der gleichfalls 1989 erschienenen Arbeit *The cement of society* (Cambridge, 97-107) in- struktiver dargestellt.

In allen angerissenen wie auch den übrigen Abschnitten – die sich mit der im Resultat skeptisch beurteilten Leistungsfähigkeit funktionalistischer und behaviouiristischer Erklärungsstrategien sowie der Funktionsweise sozialer Institutionen und dem Problem sozialen Wandels befassen – serviert der Autor seine Theorie weitgehend 'pur', ohne sich auf eine längere Diskussion konkurrierender Sozialtheorien einzulassen. Da stärker theorievergleichend angelegte Darstellungen es erfahrungs-

gemäß häufig nur zur Verballhornung konkurrierender Positionen bringen oder aber einen erst einzuführenden Leserkreis schnell überfordern, dürfte dies jedoch eher ein Vorteil sein. Unter dem Strich halte ich »Nuts and Bolts« für eine ausgezeichnete Einführung in den Stand und die Konstruktionsprobleme moderner soziologischer Handlungstheorie. Das Buch kann nicht nur mit Gewinn an Erkenntnis, sondern auch mit Vergnügen gelesen werden. Dafür sorgt Elsters Orientierung an einigen im angelsächsischen Sprachraum wohl weiter als hierzulande verbreiteten Tugenden wissenschaftlichen Argumentierens: Verzichtet wird auf jeden überflüssigen Jargon; Begriffe und Argumente werden systematisch und schrittweise entwickelt; das Verständnis schwieriger Passagen wird durch eine Reihe wiederkehrender Beispiele erleichtert. Schließlich besitzt der Autor die sympathische und an zahlreichen Stellen zum Zuge kommende Neigung, eigene Unklarheiten nicht zu verbergen, sondern ausdrücklich offenzulegen. Wer auf den Geschmack gekommen ist, findet in einem das Buch abschließenden bibliographischen Essay übrigens Hinweise zur vertiefenden Lektüre.

Christoph Gilleßen (Kassel)

Kotthoff, H., und J. Reindl: Die soziale Welt kleiner Betriebe. Wirtschaften, Arbeiten und Leben im mittelständischen Industriebetrieb. Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen 1990 (400 S., br., 48,- DM)

Spätestens mit ihren Forschungserfahrungen hinsichtlich der Einführung »Neuer Technologien« in den achtziger Jahren ist es für die industriesoziologische Zunft unabweisbar geworden, daß technisch-organisatorischer Wandel industrieller Arbeit hinreichend nur als sozialer Prozeß, nicht aber als bloße Exekution von Strukturgesetzmäßigkeiten oder Kapitalstrategien nachvollziehbar wird. Das Fach ringt schwer mit dieser offenkundig unbequemen Einsicht. »Daß Soziales sozial, das heißt, subjektiv, interaktiv, lebensweltlich und symbolisch gemacht ist, dringt nur sehr langsam in den Erkenntnisschatz der Industriesoziologie ein. Strukturalistische und machtheoretische Ansätze beherrschen bislang das Denken über den Betrieb.« (12) Es steht deshalb zu befürchten, daß Herausforderungen auch durch diese Studie zum Schaden der Disziplin bloß disziplinierend begegnet wird. Auch in der Vergangenheit schon wurden vergleichbare Untersuchungsansätze im besten Falle als spannende Lektüre zur »Folklore« von Industriebetrieben wahrgenommen. Die zentrale Provokation besteht darin, daß eindeutige Interessengegensätze nicht mehr alleine erkenntnisleitend sein können, sondern die Untersuchung vielschichtiger und widersprüchlicher Verhältnisse und Beziehungen – u.a. eben auch »Konsens« – zwischen den konkreten Vertretern von Kapital und Arbeit unabdingbar ist. Um einem Mißverständnis vorzubeugen: Die Forscher weisen darauf hin, daß sie mit ihrer Konzentration auf diesseitige soziale Phänomene nicht die Erkenntnisse hinsichtlich asymmetrischer Machtverhältnisse im kapitalistisch verfaßten Industrieunternehmen in Frage gestellt sehen wollen. Sie fordern nur, daß »Einverständnis, Eintracht, spontane Sozialität ... als eine unreduzierbare Beziehungsqualität einen analytisch gleichrangigen Stellenwert haben (muß) wie Macht« (14). Diese Erkenntnis war auch für die Autoren nicht selbstverständlich; ihnen hat »erst die Empirie ... die letzten Zweifel an der konstitutiven Qualität der Sozialordnung für das betriebliche Geschehen beseitigt« (13). Wie jede echte Entdeckungs-Unternehmung ist ihre Untersuchung von außerordentlichem persönlichem Engagement getragen, das u.a. im empirischen Aufwand zutage tritt: Zwei Wissenschaftler haben zusammen mit zwei studentischen Mitarbeitern in zweieinhalb Jahren für je drei Monate in sechs mittelständisch strukturierten Regionen ihre »Zelte aufgeschlagen« (23) und – einmal abgesehen von der Sammlung sonstiger Daten – in 52 Betrieben insgesamt 285 Interviews

geführt. Zwei Dritteln dieser Untersuchungsbetriebe aus vier typisch mittelständischen Branchen wird ein »gemeinschaftlicher Sozialordnungstypus« attestiert, das heißt, daß hier »Arbeiter und Unternehmer sich positiv aufeinander beziehen, gemeinsam am Projekt Betrieb arbeiten, sich wechselseitig achten und unterstützen, ohne jedoch die Herrschaftsunterschiede zu verwischen« (14). Dieser »Konsens« funktioniert auf dem Hintergrund von »Produktivismus« (365ff.) und »Ökonomismus« (372ff.) der Arbeiter und Arbeiterinnen, also nicht zuletzt auch auf der Basis relativer Prosperität der meisten Unternehmen.

Beim übrigen Drittel der untersuchten Betriebe finden sich variierende Ausprägungen einer »instrumentalistischen Sozialordnung«. Diese Beziehungsqualität ist den dort Beschäftigten gegen das grundsätzliche Bedürfnis, ihre Arbeitswelt auch sozial besetzen zu können, aufgenötigt; allerdings keineswegs als zwangsläufige Folge einer ungünstigen Wirtschaftslage des Unternehmens, sondern vor allem durch die in aller Regel distanziertere Haltung der zweiten und dritten Führungsgeneration zum eigenen Unternehmen. Nachdem Kern/Schumann 1984 – ein wenig schamhaft – im Management konkrete Personen »entdeckten«, ist es vielleicht an der Zeit, das Handeln der Führungskräfte diesseits von »Philosophien« genauer anzusehen: »Der Sozialcharakter des Unternehmers ist ... eine zentrale Quelle der Sozialordnung. Von seinem lebensgeschichtlichen Bezug zum Unternehmen, ... von seiner inneren, gelebten und von unten wahrgenommenen Beziehung zum 'Reich der Arbeit', von seiner Wertschätzung der Arbeitspersonen ... hängt es ab, was sich sozial im Betrieb entwickelt.« (15) Neben dieser Entdeckung der Sozialfigur des Unternehmers spielt auch das kulturelle Umfeld des Betriebes eine bedeutende Rolle für die jeweilige Sozialordnung, denn »der Unternehmer kann wohl durch sein Zutun dem Betrieb mehr gemeinschaftliche oder instrumentalistische Züge verleihen, in die Ausrichtung der Herrschaftsform aber spielen Prägungen durch die Soziokultur und die Industriegeschichte der Region hinein« (15). In der Auseinandersetzung mit diesen Dimensionen der betrieblichen Sozialordnung entwickeln die Autoren eine plastische Typologie, in der sich u.a. »pragmatische Produktionsgemeinschaften«, »wilde Ehen« oder »seelenlose Arbeitshäuser« finden. Der spannenden Darlegung dieser Typologie kann nicht vorgegriffen werden, sie macht bei weitem den Hauptteil des Buches aus.

Die Studie untersucht kleine und mittlere Betriebe (bis 300 Beschäftigte), strapaziert also nicht die »Standardfabrik der Industriosozilogie« (361). Allerdings sind die dabei gewonnenen Ergebnisse bedenkenswert hinsichtlich der Bedeutung der Sozialordnung in Großorganisationen, in denen in vielfältigen Formen die produktive Ressource Kooperation überschaubarer sozialer Einheiten (z.B. in Gestalt von Gruppenarbeit, Projektmanagement, etc.) entdeckt wird. Darum könnte der Auseinandersetzung mit den trotz aller wirtschaftlichen wie sozialen Bedeutung lange Zeit zu Unrecht ignorierten Produktionseinheiten mittelständischer Unternehmen eine Geburtshelferrolle zur kenntnisreichen und kritischen Begleitung dieser Entwicklung industrieller Arbeit zukommen. Die Arbeit von Kotthoff und Reindl wäre hierfür Pflichtlektüre.

Jürgen Schmidt-Dilcher (Kassel)

Holling, Eggert, und Peter Kempin: Identität, Geist und Maschine. Auf dem Weg zur technologischen Zivilisation. Rowohlt Verlag, Reinbek 1989 (214 S., br., 19,80 DM)

Grasmuck, Volker: Vom Animismus zur Animation. Anmerkungen zur künstlichen Intelligenz. Junius Verlag, Hamburg 1990 (276 S., Ln., 29,80 DM)

Leidlmair, Karl: Artificial Intelligence und Heidegger. Eine Untersuchung über den Zwiespalt von Natur und Geist. Wilhelm Fink Verlag, München 1991 (285 S., Ln., 48,- DM)

Wiener, Oswald: Probleme der künstlichen Intelligenz. Hrsg. v. Peter Weiber. Merve Verlag, Berlin 1990 (159 S., br., 16,- DM)

Wie verändern sich Vergesellschaftungsformen? *Holling/Kempin* meinen eine Verlagerung von bislang menschlich erbrachten Leistungen in die 'Maschine' zu erkennen: »Technologie« ersetze den »Selbstzwang« (10). Beim Versuch, dies nachzuweisen, verfolgen sie die Spur dessen, was für sie den Kern europäischen Denkens ausmacht: »die zweiwertige Logik« (13) und die daraus entstandenen formalen Strukturen. Das ausgebreitete Material, wie die Geldform (vgl. 91ff.), die apriorischen Kategorien Kants (vgl. 96ff.), die Taylorisierung handwerklicher Tätigkeiten (vgl. 103ff.), wird zu einem Prozeß organisiert, der die ihn erzeugenden Komponenten auslöscht, in einem doppelten Sinn: Analog zu der Einschränkung, die die subjektbezogene »abendländische Denkform« (34) in ihrer Gültigkeit erfahre, z.B. mit den ökologischen Krisen – während sie gleichzeitig andere Rationalitätsformen unablässig verdrängt – drohe das »Subjekt« von »selbst geschaffenen Sachzwängen« (14), letztlich in Gestalt der vergesellschaftenden 'Maschinerie', marginalisiert zu werden (vgl. 34ff., 20lf.). Bedingt sei dies durch eine Art Sündenfall: Der »abendländische Mensch muß bei der Gewinnung seiner individuellen Autonomie etwas aus der Hand gegeben haben, das stärker ist als seine Autonomie« (36). Aus dem dabei 'beschädigten' Denken, sei es in Gestalt der »zweiwertigen Logik« oder deren späterer Form, der »Implementierten Theorie« (82, vgl. 107f.), resultiere dann die spezifische 'Unbewußtheit', unter der die Menschen handeln (vgl. 13, 41, 70, 82), eine These also, die die Frage nach den historisch veränderten ideologischen Formen zuspitzt auf die nach einer überhistorischen Struktur.

Anregend sind *Holling/Kempin* dort, wo sie aus dieser Perspektive heraus Probleme neu strukturieren. Beispielsweise mit der in ihrer Materialanordnung angelegten Frage, wie sich die zur Krise der modernen Physik gehörende oder in den Aporien der Mathematik (vgl. 49ff., 70ff.) sichtbar werdende Erosion der Subjekt/Objekt-Relation zu Umbrüchen verhält, die sich gegenwärtig in der Zirkulationssphäre vollziehen. Der »Rückkehr des Subjekts« (49) in der Physik steht das Verschwinden traditioneller Formen von Subjektivität gegenüber. So unterliegen bislang dominierende »vortechnologische« (160), das heißt, auf Identitätsstiftung durch »Selbstzwang« beruhende »Vergesellschaftungsformen« dem »moralischen' Verschleiß« (159), verdeutlicht durch die in der Computerbranche erfolgreichen Fünfzehnjährigen. Gefragt seien nicht mehr »Bedürfnisaufschub, Beherrschung der Affekte, Disziplin etc.«, sondern »Körperlichkeit und Bedürfnisse« (156f.). Daß die Agenten der Psychokultur (vgl. 157f.) darin schon wieder neue Subjektions-Formen bereithalten, kommt leider nicht in den Blick. Mit dem absehbaren Übergang zur »posttelematischen Phase« (160), die durch die Entwicklung der »sogenannten Künstlichen Intelligenz« (KI) gekennzeichnet ist, drohe statt dessen auch den letzten Bastionen der »abendländischen Identität« (161) das Aus. Die genauen Konturen einer 'Wiederaneignung' der »Souveränität« (202) im Sinne einer »Logik des Produzierens« bleiben unscharf. Auf »mehrwertigen«, von Gotthard Günther entworfenen

»Logikkalkülen« (203) beruhend, soll sie an die Stelle der zunehmend zerstörerischen »Logik des Produkts« (201) treten. Offen bleibt, ob es sich um mehr handelt als um die Adaption Günthers an einen ständig mutierenden Kapitalismus.

Grassmuck deutet die KI im Begriff der »Animation« (sinngemäß mit 'Belebung' übersetzbar) als Versuch, »die Materie zur Antwort zu bringen« (216), das heißt: neben dem »Ich« und »Du« (217), dem Subjekt und Objekt, ein ontisches »Drittes« (217) – die »Information« (23, vgl. 55, 213f.) – zu konstruieren. Der Stichwortgeber dieses Modells ist wiederum Gotthard Günther (vgl. 46ff., 217). Damit kehre einerseits die »Be-Geisterung der Welt« wieder, jetzt als ein künstliches Geschehen, andererseits vollziehe sich eine endgültige »De-Animierung der Erde« (217). Diese Gleichzeitigkeit der Möglichkeiten, ihr Offenhalten, das Spiel mit ihnen, sind prototypisch (vgl. 100). Es kommen »unsystematisches Herumstöbern« (18), »Streuen, Sammeln«, das »Entdecken aus Versehen« (21), die Suche nach dem »Anderen der Vernunft« (23) hinzu. Die postmoderne Gestik, einschließlich der Verbeugungen vor der Rede vom Tod des Subjekts (vgl. 16, 43, 54f.) lassen einen Text entstehen, der, in seiner Fortschreibung der *Dialektik der Aufklärung*, auf eine neue Antwort zur alten Frage, was der Mensch sei, zielt, auf Anthropologie also. Dies jedoch auf dem Hintergrund der KI: »Grundgedanke dieser Arbeit ist, daß 'Der Mensch', die Wissensmaschine inclusive ihrer Kritik, am Projekt der Selbstwiderlegung gearbeitet hat, einer Widerlegung der Macht über die Sachen und ihre Zwänge, weitergehend noch einer Widerlegung der machtausübenden Instanz selbst, 'Des Menschen', das heißt: das metaphysischen Subjekts der Aufklärung.« (15) Die Beschreibung dessen, was als Scheitern der Aufklärung gilt, legt im Vergleich mit Holling/Kempin ein nahezu identisches Modell frei: Es gibt »Tendenzen im 'Projekt Selbst', die bei seiner Realisierung dessen Grundlage aushöhlen; eine Unterströmung, die das Individuum, in dem Maße, wie es an Gewicht gewinnt, in eine nicht-individuelle Ordnung absacken läßt« (33). Allerdings gibt es aus dieser Ordnung (im Unterschied zu Holling/Kempin) kein Zurück mehr (vgl. 54f.), das Zukunftspanorama hält lediglich die Wiederkehr einer Möglichkeit bereit, die der Animist als gegeben voraussetzt, der Melancholiker der Renaissance ersehnt (vgl. 71): Mit der Objektwelt zu 'kommunizieren' (vgl. 210f., 216), vielleicht als »Zonen-Gast« eines zerebral gesteuerten »wahrnehmenden, sich verhaltenden Systems« (206), dessen Vorläufer gegenwärtig mühselig mit DataGlove und EyePhone buchstabiert werden. Grassmucks »Zwischenfazit: Das Denken im Angesicht der denkenden Maschine muß notwendig ein anderes werden« (215). Zweifel daran, ob es sich um eine denkende Maschine handelt, die dem Menschen als 'Verhältnis' gegenübertritt, versucht Grassmuck mit der Verarbeitung einer historisch breitgestreuten Materialmenge und der Diskussion wichtiger KI-Paradigmen, die weitgehend ohne Fachjargon auskommt, zu begegnen. Hierzu gehören der originelle Anschluß an das Projekt der »Selbsterhaltung'«, wie es die Frankfurter formulierten (vgl. 29ff.), mit der »'Selbstregulierung'«, die Grenzziehung zwischen Mensch und Maschine über die Kriterien der Voll- und Unterspezifiziertheit (48ff.), den »Turing Test« (109ff.) oder den Einzug des Zufalls in den Computer als Bedingung für dessen Freiheit (193ff.).

Den übergeordneten Horizont der Arbeit *Leidlmairs* bildet die Frage, inwieweit sich menschliche Subjektivität, genauer Gehirntätigkeit, in eine 'Maschine einlagern' läßt. Ziel ist nicht die abschließende Antwort, sondern die Dekonstruktion momentan gültiger Prämissen, die ausführlich vorgestellt und diskutiert werden. Sowohl die Auffassung, daß Intelligenz Symbolverarbeitung sei, wie auch der weitergehende, an der neuronalen Vernetzung des Gehirns orientierte konnektionistische Ansatz implizieren das Problem der »'geborgten Bedeutung'« (9), das heißt,

eine symbolverarbeitende Maschine 'verstehet' nur insofern, als der Mensch den manipulierten Zeichen Bedeutung verleiht (vgl. 29f.). Gleichmaßen stellt sich, z.B. bei einer mit Sensoren ausgestatteten Maschine, die 'Wissen' subsymbolisch realisiert, daher lernfähig ist, die Frage, wie deren 'Wissen' wiederum zugänglich wird. Leidlmair bildet diese hermeneutischen Problemstellungen in der Anordnung von Denken und Sein, wie sie Heidegger vornimmt, ab. Heideggers radikaler Ansatz, zieht man die vor ihm liegende Tradition in Betracht, das Verhältnis des Menschen zu seinem Sein als das 'Sein' selbst zu interpretieren, beruht auf der Annahme, daß der Mensch immer »'schon bei seiner Welt'« (14) ist. Diese selbst-reflexiv prinzipiell nicht hintergehbare menschliche Geschichtlichkeit (zur Seinsmacht stilisiert, gilt es sich ihr 1933 zu unterwerfen) besiegelt für Leidlmair die Unmöglichkeit einer Maschine, deren Weltbezug so komplex ist wie ein menschlicher, der jedoch, der Tradition des »rationalistischen Leib-Seele-Dualismus« folgend, »nachträglich« (55f.) rekonstruiert ist. Anders gesagt, die Position Heideggers wird auf Grund ihrer inhärenten Kritik am mechanistisch zerlegten Weltbezug, wie ihn die KI-Forschung momentan zu realisieren sucht, zu einem Gegenmodell, das diese Debatte zum Scheitern verurteilt.

Winograd/Flores bestätigen in ihrem Buch *Erkenntnis Maschinen Verstehen* (vgl. die Rez. in *Das Argument* 185) indirekt diesen Schluß, insofern sie mit Heideggers Begriff der »Zuhandenheit« nach alternativer »Gestaltung« von Computern suchen. Heidegger realisiert in der »Zuhandenheit« in *Sein und Zeit* die Überwindung des mechanistischen Weltbezugs. Was Winograd/Flores anstreben, liegt genau auf dieser Ebene: Unter Beibehaltung der Manipulation formaler Repräsentationen einen Zugang zum Computer zu schaffen, der es erlaubt, über den derzeitigen »Bereich der Oberflächenstrukturen von Wort und Bild hinaus« das System zu »'fahren'«, ohne z.B. von dessen mechanischer Ebene gestört zu werden.

In dem Maße wie Leidlmair die Grenzen der KI-Diskussion im Kontrast zu Heideggers Philosophie zeigt, tritt auch deren Begrenztheit im Sinne einer »Verdrängung des ontisch Konkreten« (212) hervor: Heideggers Grundprämisse, die mit der »Kehre« noch ihre Verschärfung erfahre, »'Sein gibt es nur, sofern Dasein existiert'«, schließe die Annahme einer von diesem Bezug »unabhängigen Realität« (225) aus. Die Interpretation der philosophischen Tradition als Verfallsgeschichte ergebe sich daraus ebenso, wie dem Menschen nur die Wahl gelassen werde, entweder einer »mechanistischen Vorhandenheitsontologie« (214), dem »'Man'« (vgl. 163f.) zu verfallen, oder sich dem »Chauvinismus der geschichtlichen Situation« (193) zu unterstellen. Dieser erreiche mit der Eliminierung der bis zur »Kehre« noch enthaltenen Reste transzendentaler Philosophie in Form eines »vom Dasein unabhängigen Seienden an ihm selbst« seine Steigerung, woraus sich auch die »Radikalität« nazistischen Engagements Heideggers erklären lasse (118).

Wiener schreibt nicht aus der Distanz über KI; was er vorführt, ist ein Stück konkrete Arbeit am Detail. Dies macht die Schwierigkeit, aber, wenn es gelingt, bis zum Ende durchzuhalten, auch den Reiz der kleinen Schrift aus. Denn die Verhältnisse stehen auf dem Kopf, besser die Verhältnisse in unserem Kopf werden dargestellt. Nicht um den Kasten auf dem Schreibtisch geht es, sondern um die Maschine im Kopf, die Software inside. Der passende Schlüssel dazu heißt »Introspektion« (11), Selbstbeobachtung. Mit ihrer Hilfe wird der Ablauf unserer Vorstellungen, ihre kreativen und reproduzierenden Aspekte, Punkt für Punkt in »informatischen Formulierungen« dargestellt. Die Etappen des »Auftauchens« eines »Schirmbildes« (14) beispielsweise werden ähnlich analysiert wie Phasen eines ablaufenden Programms. Was wir als infiniten Regreß kennen, die Erfahrung, daß hinter jedem erreichten

Bewußtseinszustand noch ein weiterer liegt, scheint den verschachtelten Strukturen eines Computerprogramms vergleichbar (vgl. 43ff.). Geht es um den Nachweis gemeinsamer Bauelemente in Gehirn und Rechner? Wiener arbeitet zunächst an Problemen, für die es in der KI-Diskussion noch keine gemeinsame Definitionsebene gibt. Er zielt darauf, nachzuweisen, daß es sinnvoll ist, »Introspektion« als ein heuristisches Werkzeug der KI-Forschung zu benutzen (vgl. 14), mit dem sich Begriffe wie »Zeichen« (55) oder »Kreativität« (73) bestimmen lassen. Packender jedoch sind die Passagen, in denen er sich Fragen der Computerintelligenz zuwendet, einem Gebiet, das vor allem von der Definitionsmacht der Philosophie besetzt ist. Es geht um die »Mechanisierbarkeit« (97) des Denkens und um Aspekte »humanistischer« (119) KI-Kritik – ein Computer könne z. B. nicht »verstehen« – wie sie von Dreyfuß, Searle und Penrose vorgetragen werden. 1950 hatte Turing in seinem Aufsatz »Computing Machinery and Intelligence« versucht, das Terrain neu abzustecken. Er schlug vor, die Frage, ob ein Computer denken könne, durch einen anonymisierten, auf Leistung orientierten Test zwischen Mensch und Maschine zu entscheiden. Wiener schließt sich der inzwischen üblichen Kritik an der »behavioristischen Einstellung« (95) Turings an – der Computer könne Denken ja auch lediglich imitieren. Daher möchte er eine »strukturelle Kennzeichnung« für Denkprozesse einführen, entsprechend dem, was er in seinem Selbstversuch als »Faltung von Zeichenketten unter Nebenbedingungen« (97) bezeichnet. Eine Grenze des Unterfangens zeichnet sich jedoch spätestens beim »Selbstbewußtsein« ab. Der nach Abspaltung der beschreibbaren und funktionalisierbaren Elemente verbleibende Rest sei das »Material für die Überzeugung eines Menschen, eben doch kein Mechanismus zu sein« (135).

Rainer Alich (Berlin)

Erziehungswissenschaft

Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Abschied von der Aufklärung? Perspektiven der Erziehungswissenschaft. Leske + Budrich Verlag, Opladen 1990 (244 S., br., 33,- DM)

Die Gegenüberstellung von »Aufklärung« und »Postmoderne« läßt sich kaum auf der Ebene der Gesellschaftsanalyse verankern, etwa im Sinne einer sozialgeschichtlichen Periodisierung. Beide Begriffe beziehen sich auf die Diagnose von Denkmöglichkeiten, auf epistemologische Perspektiven im Kontext von Erkennen und Verkennen der eigenen wie gesellschaftlichen Situation – also durchaus mit nicht nur erkenntnismäßigen, sondern auch praktischen Folgeerscheinungen, wenn auch in beiden Fällen in kritischer Distanz zur gegebenen Praxis. Von daher läßt sich auch jene Kontinuitätsbehauptung, die in der Rede vom »zweiten Reflexivwerden der Aufklärung« (Habermas) mitgemeint ist, verstehen als Kontinuität von Aufklärung, die nun mit aufklärerischer Ambition über sich selbst aufklärt und dabei in Kauf nimmt, ihre eigenen Grundlagen in der These von der Subjektivität als dem Bezugspunkt von Geltung, Begründung und Realitätskonstruktion zu zerstören. Dies ist wohl auch gemeint, wenn Krüger die Frage nach dem »Abschied von der Aufklärung« als eine einführt, die die Grundlagen der Erziehungswissenschaft, für die der neuzeitliche Subjektbegriff immer mitkonstitutiv war, in Frage stellt (8).

Die Herausforderung allerdings wird im Buch nur in zwei Beiträgen thematisiert. Meyer-Drawe faßt die postmoderne Problemstellung ganz im Sinne einer selbstreflexiven Wende der Aufklärung, die deren unterschlagene und verdrängte Möglichkeiten freizulegen trachtet. »Gemeinsam ist den unterschiedlichen Konzeptionen,

daß sie sich gegen eine Vereinheitlichung des Vernunfttraumes und eine Identifizierung des Subjekts wenden und im Gegensatz zur Integrationspraxis neuzeitlicher Rationalität Differenzen, Widersprüche aufweisen wollen« (83). Sie versucht zu zeigen, daß mit der Vorstellung einer autonomen Subjektivität (ob die allerdings in »der« Aufklärung so einfach als gegeben unterstellt werden kann, wäre wohl zu überprüfen) jener Aspekt, daß diese Autonomie selbst in Heteronomie gründet, weitgehend unterschlagen worden sei. Als theoretisch und praktisch Ordnungen konstituierendes sei das Subjekt immer schon selbst dieser ordnenden Tätigkeit unterworfen: *Sujet*. Das Insistieren auf seiner Autonomie kann als das auf einer Fiktion betrachtet werden. Die Chance, einer grundlegenden Problematisierung der pädagogischen Wissenschaft zu entgehen, die sich damit andeutet, besteht für Meyer-Drawe darin, daß auch Fiktionen praktisch Sinn machen. »Die autonome Gestalt von Subjektivität hat einen fiktionalen Charakter. Wenngleich sie aber philosophisch nicht ausweisbar ist als reine Sphäre der Eigenheit, bleibt sie unverzichtbar für eine humane konkrete Gesellschaft« (84). Ob aber als Fiktion Durchschautes die gleiche kritische Kraft und Verbindlichkeit zu initiieren vermag wie das als reale Möglichkeit Gedachte, dürfte die Frage sein, die die Grundlagenkrise der pädagogischen Wissenschaft verdeutlicht.

Der Beitrag Tenorths, der sich mit den systemtheoretischen Provokationen der Erziehungswissenschaft (und ihren Abwehrreaktionen darauf) beschäftigt, zeigt (implizit) Parallelen zur »postmodernen« Problematisierung der Grundlagen der Erziehungswissenschaft. Auch in der soziologischen Aufklärung der Aufklärung zeigt sich, daß der Erziehungswissenschaft in der Moderne sowohl das philosophische wie auch zunehmend das gesellschaftliche Fundament verlorengeht (114). In Frage steht für Tenorth, ob die Erziehungswissenschaft die Position eines radikalen Konstruktivismus ohne metaphysische Rückversicherung aushalten kann (116). Was von den »postmodernen« Problematisierungen des Subjektbegriffs – die radikaler sind als diejenigen Luhmanns, in dessen (personalen) Systembegriff immer noch Autonomieanteile akzentuiert werden – her zu reflektieren wäre, sind die Bedingungen jenes radikalen Konstruktivismus selbst; aber das wäre noch keine Hoffnung für die Erziehungswissenschaft, sondern vielleicht nur noch eine weitere Radikalisierung des Problems.

In seiner Einführung weist Krüger auch einen – allerdings fragwürdigen – Ausweg aus der von ihm konstatierten Grundlagenkrise. Vereinfacht gesehen besteht dieser in der Verlagerung des (Konstitutions-)Problems der Disziplin auf die Gegenstandsebene: auf reale Veränderungen der Grundlagen von Erziehung. Nach einer kurzen Skizze der Diskussion um die »Postmoderne« lehnt er sich an das »modernisierungstheoretische« Konzept an, wie es von Offe oder Beck vertreten werde. Von diesem würden die materialen Hoffnungen und Optionen der Aufklärung nicht aufgegeben, sondern in der Analyse realer Lebensbedingungen fortgeschrieben (11f.). Von daher kann es dann nicht mehr um die Bedingungen der Möglichkeit erziehungswissenschaftlicher Reflexion, der kategorialen Bedingungen pädagogischer Wirklichkeitsentwürfe gehen, sondern nur noch darum, daß mit dem traditionellen pädagogischen Instrumentarium neue Problemlagen, die sich für die praktische Erziehung ergeben, aufgearbeitet werden. Angesichts neuer Gefährdungen kann es nur (und wieder) darum gehen, »wie man die Mitglieder der Gesellschaft zu geschichtsfähigem Handeln befähigen kann, daß sie die Gefährdungen erkennen, in denen sie sich befinden« (15).

Diese Perspektive ist dann auch kennzeichnend für die meisten Beiträge des Bandes. In einem ersten Teil (»Philosophische und soziologische Diagnosen«) heben die

beiden Aufsätze dann auch auf die »gesellschaftliche Realität der Postmoderne« (Raulet) und das gesellschaftstheoretische und -analytische Instrumentarium der »postmodernen« Theoriebildung (Kellner) ab. Der dritte Beitrag in diesem Teil von Beck-Gernsheim thematisiert die »Neudefinition der Geschlechterbeziehungen in der Moderne« als Übergang vom komplementär definierten »Projekt Liebe« zum auch für die Frauen durchgesetzten Zwang zur selbstentworfenen Biographie (61).

Auf der gleichen (realitätsanalytischen und nicht erkenntniskritischen) Ebene liegen die Beiträge im dritten Teil des Buches: »Konsequenzen für pädagogische Handlungskontexte«. Karsten und Otto untersuchen die Frage, ob die »postmoderne Familie« nur ein Zitat der bürgerlichen Familie ist und kommen zu dem Ergebnis, daß sich die Tendenzen der Pluralisierung von Lebensstilen und der Individualisierung in der Familie noch nicht durchgesetzt haben – unter anderem auch deshalb, weil dagegen sozial-administrative Stützungsmaßnahmen der Familie gesetzt worden seien (173f.). Helsper diskutiert die »Schule in den Antinomien der Moderne« und zeigt, daß Humanisierung und Informalisierung der pädagogischen Kultur zu neuen Ambivalenzen zwischen strukturellem Auftrag und pädagogischem Engagement führen. Krüger und von Wensierski problematisieren den unterstellten Einfluß der Neuen Medien auf die kindliche Sozialisation; Harney und Kade weisen auf die Modernisierung von Lebensläufen als Entkoppelung von milieukulturellen Kontexten hin.

Der Beitrag von Winkler zur Problematik des Verfalls von Zeit, in dem er nachzuweisen versucht, daß die objektive Zeitstruktur der Erziehung von der Krise der Zeitstrukturen nicht erfaßt wird (238), hätte wohl eher in den zweiten Teil (»Erziehungswissenschaftliche Positionen«) gepaßt. Neben den Beiträgen von Meyer-Drawe und Tenorth findet sich hier Klafkis Plädoyer für ein bildungstheoretisches Konzept, das dezidiert auf der Linie der Aufklärung liegt. In der Auseinandersetzung mit den »Schlüsselproblemen« unserer Zeit, den akuten Gefährdungen, sollen die Fähigkeiten zur Selbstbestimmung, Mitbestimmung und Solidarität eingeübt werden (93f.) im Sinne des Konzepts der Allgemeinbildung.

Pollak (unter Mitarbeit von Heid) untersucht, warum von kritisch-rationalistischer Seite bisher keine Diskussion der »postmodernen« Themen erfolgt ist, obwohl im »Pluralismus-Paradigma« Berührungspunkte vorliegen. Der Aufsatz ist eine Defizitbeschreibung des Kritischen Rationalismus und man weiß nicht, wo die Verbindungspunkte zur »postmodernen« Problematisierung von Rationalität (und Kritik) liegen könnten.

Brunkhorst wehrt sich gegen die hermeneutische Regression in der Erziehungswissenschaft, die Aufgabe des emanzipatorischen Erkenntnisinteresses einer Sozialwissenschaft, die mit einer radikalen Relativierung aller Wahrheits- und Rationalitätsansprüche einhergeht (150). Am Ende der hermeneutischen Regression stehe der Postmodernismus als Beliebigkeit, als Ausdruck eines »Paradigmaschwundes«. Vielleicht aber geht es nicht so sehr um die Wahl eines Paradigmas, sondern eher um eine Reflexion auf deren begründbare Möglichkeit.

Jene Fragen nach den »Perspektiven der Erziehungswissenschaft«, die sich aus der Problematisierung »der« Aufklärung ergeben, und die die Konstruktionsbedingungen des pädagogischen Gegenstandes und dessen Möglichkeit selbst betreffen, bleiben weitgehend unberücksichtigt. Ohne die damit angedeutete Anstrengung aber sind auch die »Konsequenzen für pädagogische Handlungskontexte« gar nicht zu thematisieren. Es ist ja unter anderem eine Gliederung: »Referenztheorie – erziehungswissenschaftliche Rezeption – praktische Konsequenzen«, wie sie auch dieser Veröffentlichung zugrundeliegt, die mit der Problematisierung der Aufklärung, für die die Chiffre »Postmoderne« steht, fragwürdig wird.

Alfred Schäfer (Köln)

Bettelheim, Bruno: Themen meines Lebens. Essays über Psychoanalyse, Kindererziehung und das jüdische Schicksal. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1990 (296 S., Ln., 38,- DM)

Freud hat einmal angemerkt, daß sich der Verfasser von Biographien »zur Lüge, Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei« (9) verpflichtete. Dieser Gefahr eingedenk betont Bettelheim im Vorwort, es entspreche nicht seiner Intention, eine Autobiographie zu verfassen. In Form einer Essaysammlung entfaltet der Psychoanalytiker und Pädagoge wesentliche Themen seines Lebens, in denen seine Reflexionen durch biographische Splitter illustriert werden.

Die 17 Essays stammen aus dem Zeitraum von 1956 bis 1990 und wurden bisher entweder noch nicht ins Deutsche übersetzt oder aber von Bettelheim kurz vor seinem Freitod am 13. März 1990 noch einmal überarbeitet. Der Aufbau des Buches spiegelt Bettelheims Interessen und die sein pädagogisch-therapeutisches Engagement prägenden Erfahrungen wider: in dem Kapitel »Über Freud und die Psychoanalyse« entfaltet er einige wesentliche Aspekte der Analyse. Er, in Wien aufgewachsen, hält es für nicht zufällig, daß die Psychoanalyse gerade in Wien zur Welt kam und heranreife. Die damalige kulturelle Atmosphäre habe die Faszination an Geisteskrankheiten und sexuellen Problemen wie sonst nirgendwo in der westlichen Welt gefördert. Anfänglich sei die Psychoanalyse eine geradezu revolutionäre Bewegung gewesen. Die »Pioniere« der Gründerzeit seien über ihre eigenen emotionalen Erfahrungen zur neuen Wissenschaft gekommen, im Gegensatz zu heute, wo die Psychoanalyse »zu einer institutionalisierten Wissenschaft geworden« sei (39) und ihre humanisierend-aufklärerische Dimension weitgehend verloren habe.

Wichtig ist Bettelheim immer die persönliche Erfahrung und der Respekt vor dem Leiden des schwergestörten Kindes gewesen. Demgemäß schildert er anhand zweier Schlüsselerlebnisse, wie er selbst zur Psychoanalyse kam: er illustriert, wie er, vierzehnjährig, über seine Eifersucht gegenüber dem älteren Otto Fenichel (später ein bedeutender marxistischer Analytiker) genötigt wurde, sich Grundkenntnisse über diese neue Wissenschaft zu erwerben – und danach nicht mehr von ihr loskam. Zwölf Jahre später ermöglichte ihm die Begegnung mit einem psychotischen Jungen, Verständnis für die innere Dynamik solcher Störungen zu entwickeln. Er kommt zu dem sein Leben und Werk kennzeichnenden Resümee, »daß es nicht die theoretische Beherrschung eines Problems ist, was uns dieses am gründlichsten verstehen läßt. Erst unsere eigenen inneren Erfahrungen geben uns die Möglichkeit zum vollen Verständnis dessen, was in den Erfahrungen anderer enthalten ist, und dieses Wissen kann dann zur Grundlage für theoretische Studien werden« (49).

Bettelheim ist vor allem durch seine milieutherapeutische Arbeit in der Sonia Shankman Orthogenic School in Chicago bekannt geworden. Sein pädagogisches Interesse skizziert er in dem Kapitel »Über Kinder und mich selbst«. Er überträgt seine analytischen Erkenntnisse aus der Arbeit in der Orthogenic School auf allgemeinpädagogische Fragen: wie können Bücher, Kino- und Fernsehfilme sowie Museen zu einer vorteilhaften Entwicklung von Kindern beitragen? Das Wichtigste ist ihm hierbei das persönliche Gespräch der Erwachsenen mit den Kindern über ihre Erfahrungen und Eindrücke, aus dem ein reicheres Miteinander erwachsen könne.

Der letzte Themenkreis »Über Juden und die Lager« ist eng mit seiner Biographie verknüpft: 1938 war er von den Nationalsozialisten inhaftiert worden und verbrachte ein Jahr in den Lagern Dachau und Buchenwald. Bereits 1943 hat er eine Analyse der psychologischen Situation der Häftlinge erarbeitet, die in »Erziehung zum Überleben« veröffentlicht wurde. In »Ein Besuch in Dachau« schildert er seine wider-

sprüchlichen Erfahrungen bei seiner Rückkehr an den Ort der modernen Hölle im Jahr 1955. Bettelheim fand sowohl schlichte Verdrängung wie auch einen geschäftig-schuldlosen Umgang mit den nationalsozialistischen Verbrechen vor. Beide führten jedoch zu dem gleichen Ergebnis, nämlich zu dem Gefühl: es ist nichts passiert, wir müssen uns nicht ändern, es kann uns auch in Zukunft nichts passieren. Kennzeichnend für ihn ist, daß er diese schlimmen Erfahrungen in einem Lernprozeß umzuformen versucht. Seine Grundhaltung skizziert er folgendermaßen: »Ich will weder kritisieren noch übertünchen, sondern verstehen und lernen. Ich plädiere dafür, daß wir die Lektion nicht gering achten, die uns die sechs Millionen Opfer ohne es zu wollen erteilt haben« (290). Demgemäß stellt er zum konstruktiven Umgang mit dem Grauen fest: »Dem, was man selbst erlitten hat und andere ebenfalls, kann nur abgeholfen werden, indem man lebt und handelt« (258).

Auch in einigen anderen Essays – so in »Hoffnung für die Menschheit«, in dem er sich mit dem Schicksal Anne Franks auseinandersetzt – fragt er, warum Juden so massenhaft und widerstandslos an ihrer eigenen Vernichtung mitgewirkt haben. Er findet eine Erklärung in dem jahrhundertealten »Ghettodenken«, das in einer unsicheren Welt Sicherheit zu bieten vorgab: »Meine These lautet deshalb: Eine bestimmte Art von Ghettodenken dient dazu, aktives Handeln zu vermeiden. Es stumpft die Sinne ab und dämpft die Emotionen.« (279) Er möchte diese These nicht als moralisches Urteil mißverstanden wissen: »Ghettodenken ist kein Verbrechen, es ist ein fataler Irrtum.« (290) Bettelheim sieht dieses »Ghettodenken« keineswegs nur auf die Juden beschränkt: In dem abschließenden Essay »Befreiung vom Ghettodenken« analysiert er das Ghettodenken der westlichen Welt und stellt einen höchst aktuellen Bezug her: »Wenn wir nicht aufpassen, wird sich die abendländische Welt der Weißen, die bereits eine Minorität der Menschheit darstellt, mit Hilfe der sogenannten Abschreckung in ihrem eigenen Ghetto einmauern. Viele denken daran, sich hinter einem derartigen Schutzgürtel – der auch einengt – in ihre Bunker zurückzuziehen. Wie den Juden, die im Osten selbst nach der Ankunft der Nazis in ihren Ghettos blieben, scheint auch uns nur wichtig zu sein, daß die Geschäfte in unserem großen Shtetl florieren, und die übrige Welt ist uns gleichgültig.« (290)

Nach seinem Freitod sind von einem früheren Patienten, einem amerikanischen Journalisten, schwere Vorwürfe gegen Bettelheim erhoben worden. Es ist an dieser Stelle nicht der Platz, näher hierauf einzugehen. Anmerken möchten wir jedoch, daß wir diese Kritik – die erst nach seinem Tode, da er sich nicht mehr wehren konnte, erhoben wurden – als den Versuch einer Rufschädigung verstehen. Implizit vermag dieses posthum veröffentlichte Werk eine Antwort auf diese Angriffe zu geben. In ihm entfalten sich in einer sehr persönlichen Diktion noch einmal die Themen von Bettelheims Leben – einschließlich seines unverwechselbaren, überdauernden Beitrages zur Befreiung aus dem Ghettodenken.

Roland Kaufhold und Werner Rügemer (Köln)

Rudnick, Martin: Aussondern – Sterilisieren – Liquidieren. Die Verfolgung Behinderter im Nationalsozialismus. Wissenschaftsverlag Volker Spiess, Berlin 1990 (232 S., br., 58,- DM)

»Deutschland bald ein Volk von Irren und Krüppeln!« – Diese Art verachtender Propaganda lieferte zwischen 1933 und 1945 die Rechtfertigung der »Euthanasie« an behinderten Menschen. Die symbolische Gewalttätigkeit bereitete den Massenmord vor.

Rudnick versammelt 14 Beiträge, die versuchen, das Verdrängen, Verschweigen und Verfälschen, denen in der Nachkriegszeit der faschistische und tödliche Umgang

mit behinderten Menschen unterlag, aufzunehmen und zu kritisieren. Dies geschieht einerseits aus theoretischer Sicht, andererseits in der Absicht der Einbeziehung der Perspektive der Opfer. Die Veröffentlichung geht zurück auf eine Fachtagung zur »Verfolgung Behinderter im Nationalsozialismus«, die 1986 in Berlin stattfand. Erst in den siebziger Jahren begann in der Sonderpädagogik eine intensivere Beschäftigung mit der angesprochenen Thematik, und der Sammelband dokumentiert einige unterschiedliche Ansätze nun im Überblick.

Jantzen macht im Rahmen ökonomischer und faschismustheoretischer Prämissen vor allem die »ideologische Form« des menschenverachtenden Umgangs deutlich. Möckel geht es vorwiegend um die sprachkritische Bestimmung des Verhältnisses der gesellschaftlichen Akzeptanz von Behinderten zu den wissenschaftlichen Definitionen von Behinderungen, deren sogenannte Wertfreiheit nicht einfach hingenommen werden kann. Bekanntlich erschien die Schrift »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens« der damals angesehenen Wissenschaftler Binding und Hoche schon 1920. Romey beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Bedeutung von Täter- oder Opfer-Sichtweisen und deren jeweiligen Konsequenzen für die Kritik. Klee, Biesold, Emmerich u.a. bringen konkrete Lebens- und Leidensgeschichten. Gers und Reuter befassen sich mit der Rolle der Hilfsschulen im Faschismus. Von Richter enthält der Band einen Aufsatz mit dem Titel »Blindheit und Eugenik – Zwischen Widerstand und Integration«. Und Sierck stellt die »Geschichte der Körperbehinderten-Organisationen im Dritten Reich« dar, in dessen Zusammenhang er auch die unrühmliche Vorgeschichte der »Werkstätten für Behinderte« erwähnt.

Aus dem Aufsatz von Schwerkolt (zur Schwerhörigenpädagogik im Nationalsozialismus) zitiere ich die Aussage des Dr. Gastpar von 1934 (159): »Wenn wir aber all das, was an Krankheitskeimen und Abfällen und Ballast in einer Stadt wie z.B. Stuttgart anfällt, nicht durch gewaltige Kanalisationsarbeiten, Straßenreinigungseinrichtungen, Desinfektionsmaßnahmen usw. beseitigen würden, so würden wir in unseren Städten in sanitärer Hinsicht die gleichen Zustände schaffen, die wir leider Gottes in rassenhygienischer Hinsicht in den letzten Jahrzehnten über uns haben hereinbrechen lassen.« Die Anstrengung der Demontage solcher entwürdigender Vergleiche ist wortwörtlich lebensnotwendig, vor allem wenn berücksichtigt wird, daß Variationen des Vergleichs heute beispielsweise in bioethischer und -technologischer Hinsicht aktualisiert werden.

Christian Mürner (Hamburg)

Soziale Bewegungen und Politik

Böttger, Barbara: Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Elisabeth Selbert und der Kampf der Frauen um Art. 3 II Grundgesetz, m. e. Vorwort v. Ute Gerhard. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 1990 (326 S., br., 39,80 DM)

»Ich hatte nicht geglaubt, daß 1948/49 noch über die Gleichberechtigung überhaupt diskutiert werden müßte und ganz erheblicher Widerstand zu überwinden war! Aber ich habe es dann doch mit Hilfe der Proteste aller Frauenverbände geschafft. Es war ein harter Kampf, wie die Protokolle des Parlamentarischen Rates beweisen. Ich hatte gesiegt ... Es war die Sternstunde meines Lebens, als die Gleichberechtigung der Frau damit zur Annahme kam.« (166) Mit diesem Resümee hat Elisabeth Selbert, die 1986 starb, die beiden faszinierenden Momente der Entstehung der elementaren Bezugsnorm im Grundgesetz »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« (Art. 3 Abs. 2) beschrieben. Da war einerseits der Skandal, daß bei dem Start in den demokratischen und sozialen Rechtsstaat Bundesrepublik nicht einmal die Gleich-

stellung der Frauen auf allen Gebieten des Rechts Konsens war, sondern zunächst nur die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, die schon in der Weimarer Verfassung enthalten und dort bereits ein Anachronismus war. Die Frauen, die als Lückenbüsserinnen in beiden Weltkriegen Produktion und Verwaltung aufrechterhalten sowie Trümmer beseitigt und Volk und Familien ernährt hatten, sollten wiederum unter die »fürsorgliche Vormundschaft« der Männer zurückgeführt werden. Denn diese wollten bei der Rückkehr zur »Normalität« nicht auch noch die Verlierer in der Familie und am Arbeitsplatz sein. Die Juristen klammerten sich ebenfalls an Vorkriegskontinuitäten, die sie nach der »Auflösung aller Werte« im großen Kodifikationswerk des ausgehenden 19. Jahrhunderts, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, zu finden glaubten. Thomas Dehler (FDP), der spätere Bundesjustizminister, witterte daher sofort, was die von Selbert im Parlamentarischen Rat vorgeschlagene Formulierung an Umwälzungen mit sich bringen würde: »Dann ist das ganze Bürgerliche Gesetzbuch verfassungswidrig« (181). Genau das sollte es nach Selberts Plänen auch sein.

Und da war andererseits der frauenpolitische Triumph, ein wohl einzigartiger Erfolg in der bis heute von halbherzigen und verspäteten Reformen geprägten Entwicklung der Frauenrechte in der Bundesrepublik! Hier befand sich die richtige Frau im richtigen Moment an richtiger Stelle, um mit Hilfe vieler Frauen politischen Druck zu mobilisieren, der ausreichte, um eine hochrangige, fast nur männliche Expertengemeinschaft dazu zu bringen, ihre zuvor mehrheitlich bekräftigte Ablehnung der neuen Gleichberechtigungformel sogar in eine einstimmige Zustimmung zu verwandeln.

Barbara Böttger hat mit der genauen Rekonstruktion dieser Sternstunde sowie der Analyse ihrer Vor- und Nachgeschichte eine Lücke geschlossen »nicht nur in der Frauen-, sondern auch in der deutschen Verfassungsgeschichte« (Gerhard im Vorwort, 7). Ines Reich-Hilweg (*Männer und Frauen sind gleichberechtigt*, Frankfurt/M. 1979) hatte den Anfang gemacht und neben einer kurzen Darstellung der Entstehungsgeschichte des Art. 3 Abs. 2 Grundgesetz vor allem eine Analyse der allzu geschlechtsstereotypen Auslegung durch das Bundesverfassungsgericht geliefert. Marianne Feuersenger (*Die garantierte Gleichberechtigung*, Freiburg i.B. 1980) bereitete die Gleichberechtigungsgeschichte bald darauf journalistisch auf, und Vera Slupik (*Die Entscheidung des Grundgesetzes für Parität im Geschlechterverhältnis*, Berlin 1988) arbeitete Kriterien für eine im Sinne von Selbert historisch-funktionale, aber auch für die heutige Auslegung richtungweisende Interpretation aus. Böttger macht nun das Ereignis selbst und die Person Selbert sowie die sozial- und rechtsgeschichtlichen Hintergründe zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Abhandlung, die aber gleichwohl sehr gut lesbar ist. Enthalten ist auch die selbst erzählte Lebensgeschichte von Selbert.

Zu Beginn der Verfassungsberatungen hatte es sehr schlecht ausgesehen. Fast wäre Elisabeth Selbert überhaupt nicht in den Parlamentarischen Rat gekommen, denn ihr Heimatland Hessen hatte sie nicht entsandt, dies tat schließlich das Land Niedersachsen. Sie befaßte sich dort zunächst nicht mit Grundrechtsfragen, sondern mit den Konzeptionen für Justiz und Rechtsstaat. Auch stand sie mit der für sie selbstverständlichen Forderung nach umfassender Gleichberechtigung in der SPD-Fraktion und sogar unter den vier »Müttern des Grundgesetzes« allein. Selbst ihre Fraktionsgenossin Frieda Nadig übernahm nur halbherzig die Argumentationsführung in der ersten Lesung zugunsten des Selbertschen Antrags, eigentlich scheute auch sie die weitreichenden Veränderungen im gesamten Zivilrecht. Für Konservative, auch unter den anderen »Müttern des Grundgesetzes«, war die Konzeption von der »weiblichen Eigenart« ein gedankliches Hindernis, welches umfassende Gleichberechtigung als

»Gleichmacherei« und »Vermännlichung« von Frauen erscheinen ließ. Ernsthaft wurde befürchtet, daß Frauen dann zum Militär müßten oder das Arbeitsschutzrecht bei Schwanger- und Mutterschaft einbüßten. Nachdem der SPD-Vorschlag bei der ersten Lesung im Hauptausschuß abgelehnt worden war, reiste Elisabeth Selbert durch die Lande und mobilisierte zusammen mit Journalistinnen, Gewerkschafterinnen und Kommunalpolitikerinnen die Frauenöffentlichkeit. Es erhob sich ein »Sturm« der Empörung, später von Theodor Heuss (FDP), dem späteren Bundespräsidenten, zum »Quasi-Stürmlein« heruntergestuft (222), und der Parlamentarische Rat wurde »waschkörbeweise« mit Briefen von überparteilichen Frauenorganisationen, Gewerkschaftsfrauen, Betriebsbelegschaften und Einzelfrauen überschüttet. Sie alle wollten endlich uneingeschränkt gleichberechtigt sein. Daß die Männer nach dem Sturm und der einstimmigen Annahme der neuen Formel so taten, als wäre es nur ein Streit über Worte gewesen und als hätten sie die umfassende Gleichberechtigung schon immer gewollt, schmälerte den Triumph nicht. Obwohl die strategische Ausgangslage für die Frauen so ungünstig war, konnte mit dem Pfund gewuchert werden, daß die Wählerinnen im Nachkriegsdeutschland ganz eindeutig in der Mehrheit waren.

Selbert verstand unter »Gleichberechtigung« das Recht auf Gleichheit *und* Differenz. Bei der zweiten Lesung im Hauptausschuß des Parlamentarischen Rates führte sie aus: »Es ist ein grundlegender Irrtum, bei der Gleichberechtigung von der Gleichheit auszugehen. Die Gleichberechtigung baut auf der Gleichwertigkeit auf, die die Andersartigkeit anerkennt. Mann und Frau sind nicht gleich. Ihre Besorgnis, daß die Gleichstellung der Frau Gleichmacherei sei, ist daher ebenfalls unbegründet. Unsere Forderung auf diese Art Gleichberechtigung entspringt nicht frauenrechtlicher Tendenzen. Ich bin in 30 Jahren, in denen ich in der politischen Bewegung stehe, nie Frauenrechtlerin gewesen und werde es nie sein. Ich bin vielmehr der Meinung, daß auch die Mitarbeit der Frau im Politischen nur unter Einsatz ihrer besonderen Eigenart erfolgen soll. Nur in einer Synthese männlicher und weiblicher Eigenart sehe ich einen Fortschritt im Politischen, im Staatspolitischen, im Menschlichen überhaupt« (218). Die schroffe Distanzierung von der »Gleichmacherei« und den »Frauenrechtlerinnen« war eine – heute verzeihliche – sozialdemokratische »Eigenart«, die mit der alten Kluft zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung zusammenhing. Mit ihrer Interpretation stellt Selbert gerade die Synthese von »Gleichheit« und »Differenz« her, sie meint sowohl eine formale Gleichstellung, dort wo es um Freiheits- und Selbstbestimmungsrechte geht, als auch eine kompensatorische Gleichbewertung, wo die Lebensumstände von Frauen und Männern unterschiedlich sind. In derselben Rede nennt sie ein Beispiel für die Forderung nach Anerkennung der Gleichwertigkeit: »... daß die Arbeit der Hausfrau soziologisch der Arbeit der berufstätigen Frau gleichwertig ist.« (219)

An der weiteren rechtspolitischen Entwicklung in der Bundesrepublik zeigt sich, wie ambivalent sowohl die Gleichheits- als auch die Gleichwertigkeitsformel – jeweils für sich genommen – ist. Formal gleiche Rechte für Frauen mit nachteiligen Ausgangs- und Alltagslebensbedingungen führen keineswegs zur Gleichstellung und lassen Frauen – gemessen an den Standards von Männern – als defizitär und noch dazu »selbst schuld« an ihrer Situation erscheinen. Die propagierte »Gleichwertigkeit« etwa von Familien- und Berufsarbeit, wie sie inzwischen dem Unterhaltsrecht sowie dem Versorgungs- und Zugewinnausgleich bei der Scheidung zugrundeliegt, bleibt fiktiv, zudem behält sie tatsächliche Abhängigkeit, Arbeitslosigkeit und Armut von Frauen bei, indem sie verdeckt, daß Familienarbeit ökonomisch bisher keineswegs so ausgestattet ist wie bezahlte Berufsarbeit. In beiden deutschen Staaten

stimmte das jeweils reduzierte gesetzgeberische Gleichberechtigungsverständnis insofern überein, als es allenfalls eine Veränderung der Frauenrolle, nicht aber der Männerrolle im Auge hatte.

Sehen wir einmal von der dem Zeitgeist geschuldeten allzu idealisierten und konstant gesetzten »Eigenart« der Frau ab, die Selbert zur Begründung ihrer Synthese anführt, so besitzt diese auch heute noch Aktualität und enthält somit eine positive Utopie. Nur wenn es gelingt, im Rechtssystem ein differenziertes und wirksames Geflecht von gleichem und kompensatorischem Recht zu schaffen, welches die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung aufricht und damit die Marktwertdynamik von männlicher und weiblicher Arbeit verändert, läßt sich diese Utopie einlösen. »Gleichstellung« bedeutet in diesem Sinne nicht Angleichung an männliche Lebensmuster, sondern die durch das Recht geförderte Pluralisierung von Lebensweisen unabhängig vom Geschlecht.

Sabine Berghahn (Berlin)

Gerhard, Ute: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. Beck Verlag, München 1990 (269 S., br., 19,80 DM)

Das Buch erschien zur rechten Zeit. Ute Gerhard, Inhaberin des ersten deutschen Lehrstuhls für Frauenforschung, präsentiert ihre Rechtskritik, mit der sie sich 1987 habilitierte, in einem Moment, in dem sich die deutsche Frauenbewegung verstärkt auf rechtliche Fragestellungen einläßt.

Gerhard geht in ihrer überwiegend rechtshistorischen Untersuchung von den »Menschenrechten als Denkmöglichkeit humaner Verhältnisse« aus. Ausführlich stellt sie Olympe de Gouges, die Frauenrechtlerin der französischen Revolution vor, nachdem sie »in den Fußstapfen der Philosophen« (18) – von den Sophisten über Thomasius zu Pufendorf, Wolff, Fichte, Kant – deren Gleichheitsverständnis kurz und kritisch beleuchtet hat. De Gouges' Erklärung der Rechte der Frauen bleibt für Gerhard Ausgangspunkt. Wichtig ist ihr, daß sie »gleiche Rechte für Frau und Mann reklamiert«, sich »nicht auf Frauenspezifisches beschränkt, sich nicht mit ihm zufrieden gibt« (70). Gerhard widmet sich der deutschen Rechtsgeschichte insbesondere mit Blick auf die »alte« Frauenbewegung, also die Stimmrechtskämpferinnen und die Sittlichkeitsstreiterinnen um 1900, um nicht immer wieder neu und scheinbar geschichtslos anzufangen. Die umfassende Darstellung führt nicht nur erneut die Aktualität der alten Forderungen, Analysen und Kritik vor Augen. Die »Rechtskämpfe und Rechtskritik der Radikalen in der alten Frauenbewegung« (110) sind auch ein Beispiel für die Schwierigkeiten innerhalb einer feministischen Rechtsdebatte. Der reichhaltige Schatz oft scharfsinnigst-pointierter Zitate könnte aktuelle politische Diskussionen bereichern und sollte daher eher anregen als – mit Blick auf die relative Erfolglosigkeit jener »Kämpfe« – entmutigen.

Ein weit düsteres Kapitel deutscher Rechtsgeschichte stellt Gerhard mit der Geschlechtsvormundschaft im 19. Jahrhundert vor. Ihre Analyse patriarchaler Rechtswissenschaft kann als Beispiel für die notwendige Kritik derzeit noch »herrschender« Meinung dienen. Das »Strukturprinzip patriarchaler Herrschaft« (163) zeigt sich für sie in der Ehe. Hier klingt an, daß Gerhard Gewalt nicht als zentralen Bestandteil weiblicher Lebensrealitäten sieht, was die Analyse zumindest unvollständig machen kann, wenn nicht auch die Täter schont.

Am Schluß stehen Interviews mit Frauen und Beamten auf dem Arbeitsamt, die den Sexismus von Recht und Rechtsanwendung, aber auch die Schwierigkeiten der Frauen im »Zugang zum Recht« verdeutlichen. Das Arbeitsförderungsgesetz entpuppt sich als ein Beispiel für die »Unangemessenheit des geltenden positiven Rechts« (205) für Frauen. Unberücksichtigt bleibt nach wie vor Qualifikation, die

außerhalb männlicher Muster erworben wird: »Ich hab' alles andere, nur keine Zeugnisse« (176). Aus den Äußerungen der befragten Arbeitsamtsbeamten spricht ein »alltäglicher Patriarchalismus«: »Wer hat Ihnen gesagt, daß das AFG (das Ziel hat), daß die Frauen sich selbst verwirklichen?« (193). Nicht zuletzt durch die kritiklose Übernahme gesellschaftlicher Rollenklischees und Geschlechtscharaktere setzt hier eine zweite Stufe der Diskriminierung von Frauen ein.

In der Einleitung schreibt die Autorin, es handle sich bei der Untersuchung lediglich um »Vorarbeiten« (10). Nicht nur hier wird eine gewisse Zurückhaltung deutlich, die andernorts verstreute konkrete Forderungen nach einer Verbesserung der rechtlichen Situation von Frauen zu vorsichtigen Denkspielen macht. Die anklingende Verzweiflung auf der Suche nach dem besseren Recht (Gerhard: »wie soll es anders gehen«, 108) erstaunt. Denn eigentlich hat Gerhard ein Plädoyer für eine (Rechts-) Politik der Gleichberechtigung gehalten, auch für Olympe de Gouges, deren Erbe sie »ernsthaft und kritisch zu verwalten« gedenkt (69), für Gleichheit und Freiheit.

Die Frage, was »Gleichheit« für Gerhard konkret bedeutet, vor allen Dingen, wie sie sich herstellen läßt, bleibt überwiegend unbeantwortet, was auch auf die rechts-historische Perspektive zurückzuführen ist. Gerhard sucht nach einem neuen Vergleichsmaßstab, dem »tertium comparationis« (14), um Gleiches und Ungleiches auseinanderhalten zu können. Der Mann als Maß aller Dinge ist abzulehnen, Gerhard setzt dagegen ein »für alle Menschen (Männer und Frauen) mögliches Maß von Freiheit« (16), trotzdem sie die immanenten Schwierigkeiten jedweden Vergleichs erkennt. Fraglich ist, ob der Begriff »Freiheit« ermöglicht, eine wirksame Frauengleichberechtigungspolitik in patriarchalen Verhältnissen zu entwickeln, die auf Macht – oder konkreter: Gewalt gegen Frauen – gegründet sind.

Die Suche nach den rechtlichen Mitteln, die zu einem Ende der Diskriminierung führt, fängt hier erst an. Und es bleibt die ketzerische Frage, denn um diese Klarstellung und Abgrenzung geht es Gerhard ja im Titel: Was wäre so gefährlich an einer »Angleichung an die Mannesstellung« (16)? Nicht an den Mann, nicht an Männlichkeit, aber an den sozialen Status, Respekt, an Achtung, Würde, Menschsein. Für Gerhard ist es u.a. ein »historisches Mißverständnis«, wie Juristen heute mit dem Gleichheitsanspruch umgehen. Es ist jedoch nicht nur Mißverständnis, sondern Machterhaltungsinteresse, wenn Juristen Frauen Steine in den Weg legen.

Gerhard läßt Raum für Widerspruch und Widersprüchlichkeiten. Als Beitrag zu feministischer Rechtsgeschichte schafft ihr Buch Grundlagen. Nicht nur für Juristinnen.
Susanne Baer (Berlin)

Gerhard, Ute, Mechtild Jansen, Andrea Maihofer, Pia Schmid und Irmgard Schultz (Hrsg.): Differenz und Gleichheit – Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Ulrike Helmer Verlag. Frankfurt 1990. (373 S., br., 30,- DM)

Eine feministische Trikolore über der Paulskirche? 200 Jahre nach der französischen Revolution fordern Frauen die Menschenrechte auch für sich. Zunehmend diskutieren sie dabei über »Differenz und Gleichheit«, Titel des Sammelbandes, der die auf einer Tagung in Frankfurt 1989 gehaltenen Vorträge dokumentiert.

Rossana Rossanda fragt in ihrem Einführungsvortrag nach dem Wert des Rechts und fordert, die Geschlechterdifferenz darin zu einem »sichtbaren Konflikt« zu machen. Sie nimmt Bezug auf die – von Adriana Cavarero in Frankfurt vorgestellte – italienische Differenz-Debatte, die mit dem Buch »Wie weibliche Freiheit entsteht« (Orlanda Frauenverlag) nach Deutschland schwappte und feministische Gemüter erhitzte. Rossanda prangert die Gleichmacherei des »real existierenden Sozialismus« (17) der Sowjetunion an, wo die Grenzen der Emanzipation sichtbar geworden seien.

Sie fordert die Anerkennung weiblicher Differenz, wobei sie nicht vergißt, vor dem Rückfall in Weiblichkeitsmythen zu warnen: ihr geht es um eine »globale Gesellschaft« (28), nicht eine separate. Ihr Beitrag endet mit der Feststellung, daß diesbezügliche feministische Forschung in den Anfängen steckt.

Die Rolle der Frauen in der französischen Revolution steht am Anfang – Historikerinnen zerren ans Licht, was männliche Geschichtsschreibung verbarg, die Fragmente ergänzen korrigierend ein schon immer zweifelhaftes Heldenbild. Im Anschluß referieren u.a. Frigga Haug und die Italienerin Adriana Cavarero »verschiedene Emanzipationskonzepte der Frauenbewegung« (81). Cornelia Klinger stellt die Ausgangspole Gleichheit und/oder Differenz grundlegender als andere in Frage. Für sie macht Differenz nur einen Sinn »im Hinblick auf das gesellschaftliche Herrschaftsverhältnis« (119). Annedore Prengel hält Gleichheit und Differenz für »falsche Alternativen im feministischen Diskurs« (120) und weist auf die faschistische Geschichte des Gleichheitsbegriffs hin, mit dem damals die Vernichtung von »Ungleichen« legitimiert wurde.

Die Auseinandersetzung mit feministischen Analysen zur Gen- und Reproduktionstechnologie als einer Form von Gewalt gegen Frauen stellt Realitäten in den Mittelpunkt, was Tagung und Buch vor allzu großer Theorielastigkeit bewahrt. In Frankfurt wurde übelgenommen, daß Rassismus im Programm nicht vorkam.

Ute Gerhard und Catharine A. MacKinnon befassen sich im vierten Teil mit der Rechtsstellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft. Gerhard weist auf die bereits vorhandene (!) Geschlechtlichkeit des Rechts hin und wirbt für »eine Gleichheit, deren Maß nicht Männlichkeit ist«, eine »Gleichheit in der Differenz« (202). MacKinnon betont, daß ein feministisches Gleichheitsverständnis weibliche Lebensrealität zum Ausgangspunkt nehmen muß. In ihrem Konzept wären Dominanz und Unterdrückung entscheidende Kategorien. Und sie prangert eine auch von den humanistischen Nachfolgerinnen Olympe de Gouges häufig ungern gesehene andere Seite der französischen Revolution an: Beispielhaft verkörpere der »Freiheitskämpfer« Marquis de Sade eine (letztendlich pornographische) »Gleichheit«, die heute noch das Denken bestimmt.

Warnungen lassen sich dann auch dem fünften Teil des Buches entnehmen: Die Beiträge zur »Geschlechterideologie von der natürlichen Bestimmung der Frau« (223) müßten eigentlich vor einem Rückfall in Weiblichkeitsideale, die auf Unterdrückung basieren, bewahren helfen.

Schließlich geht es um die »Geschlechterproblematik im bürgerlichen Demokratieverständnis« (267). Karin Hausen stellt sich – orientiert an Habermas' Strukturwandel der Öffentlichkeit – die Frage, »welche soziale Relevanz der Tatsache zuzumessen ist, daß die Öffentlichkeitsplätze zwischen Frauen und Männern so ungleich verteilt sind« (279). Barbara Holland-Cunz geht in ihren »Überlegungen zur feministischen Praxis« (304) auf eben jene im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, Autonomie und/oder Egalität ein. Ihre Perspektive gewinnt sie aus feministisch-utopischen Texten, »vergesellschaftete Privatheit und privatisierte Öffentlichkeit« (306) werden problematisiert, um vor der »institutionellen Starrheit patriarchaler Öffentlichkeit« (307), in die sich ja auch Feministinnen begeben, zu warnen. Myra Marx Ferree vergleicht die US-amerikanische mit der (west-)deutschen Frauenbewegung, das Übermaß mit dem Mangel an Liberalismus und liefert so Anregungen für eine politische und rechtliche Praxis, die gestaltend bewirken kann, was sonst Ideal am fernen Horizont bleibt.

Am Ende des Buches wird noch einmal die – nach wie vor problematische – Grundfrage gestellt: Zielt die Emanzipation auf Gleichheit und/oder Differenz?

Luce Irigaray fordert mehr als utopisch anmutende »geschlechtsdifferenzierte bürgerliche Rechte«, wie z. B. eines auf »Jungfräulichkeit«. Andrea Maihofer fragt: »Gleichheit nur für Gleiche?« (351) und liefert mit ihren Hinweisen zur »herrschenden« Interpretation von Artikel 3 des Grundgesetzes Argumente für Kritik und neue Rechte in einer neuen Verfassung – mit Volksentscheid, aber eben auch mit Frauen.

Die Tagung orientierte sich an einem »humanistischen Feminismus«, dann an der Frage, ob geschlechtsspezifisch *anderes* Recht oder universale, neu definierte Kriterien für *ein* Recht vonnöten seien, um Frauen im Recht einen Ort zu geben. Häufig wird die Frage nach der Differenz gestellt, ohne Gleichheit in Frage zu stellen. Gleichheit jedoch hat Geschichte, eine für Frauen trügerische, wie sich heute z. B. aus den Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts ablesen läßt, wie sich auch an den Klagen von Männern gegen »umgekehrte Diskriminierung« zeigt, wo ein starres Gleichheitsverständnis den status quo des Patriarchats rettet.

Die Sympathie für »geschlechtsdifferenzierendes Recht« ist voreilig, wenn Konzepte übernommen werden, die nur auf dem Papier bestehen können. Die Lebensrealität von Frauen erfordert Rechte, die im Verhältnis zu Männern insbesondere vor deren Zugriff schützen, die einen Zugang zu (Definitions-)Macht ermöglichen, nicht jedoch die derzeitige Geschlechtsrolle Frau endgültig zementieren. Entscheidender Prüfstein für feministisches Recht bleibt so seine Nutzung, sein Bezug zu patriarchaler Realität.

Susanne Baer (Berlin)

Lucke, Doris, und Sabine Berghahn (Hrsg.): Rechtsratgeber Frauen. Rowohlt Verlag, Reinbek 1990 (590 S., br., 19,80 DM)

Doris Lucke, Soziologin an der Universität Bonn und Sprecherin der Sektion Rechtssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, und Sabine Berghahn, Juristin an der Freien Universität Berlin, wollen entlang typischer Konfliktfälle und Lebenslagen einer sogenannten weiblichen »Normalbiographie« über Rechte von Frauen informieren und Frauen ermutigen, diese Rechte wahrzunehmen (vgl. 20). Die 26 Beiträge wurden von 24 Autorinnen, meist Rechtsanwältinnen verfaßt, wodurch eine gewisse Heterogenität im Stil entsteht. Auch werden dadurch einige Problemfelder mehrmals – in jeweils unterschiedlichen Zusammenhängen – behandelt und zum Teil auch dieselben gesetzlichen Bestimmungen mehrmals dargestellt. Dies ist jedoch nicht unbedingt ein Nachteil, vor allem wenn das Buch als Nachschlagewerk benutzt wird. Es ist mit einem Sachwortregister ausgestattet und kann auch anhand des Inhaltsverzeichnisses gezielt für bestimmte Problemlagen genutzt werden. Im Anschluß an jedes Kapitel sind viele Hinweise auf weiterführende Literatur und Kontaktadressen von Beratungsstellen u. ä. zu finden. Auf Grund des Erscheinungstermins konnten in der ersten Auflage die im Einigungsvertrag der beiden deutschen Staaten festgelegten Übergangsregelungen für die neuen Bundesländer leider nicht berücksichtigt werden. In die Nachauflage wurde ein Beitrag über »Frauenrechte vor und nach der deutschen Vereinigung« aufgenommen.

Behandelt werden die rechtlichen Grundlagen von Frauenerwerbstätigkeit, Arbeitslosigkeit, Zusammenleben in der Ehe und Lebensgemeinschaften sowie Scheidung und Trennung, Leben mit und ohne Kindern sowie Frauenleben im Alter.

Im Abschnitt »Erwerbsleben« z. B. werden Berufswahl und Rechte bei der Berufsausbildung, Arbeits- und Tarifverträge (insbesondere, was Frauen bei Beginn und Beendigung von Arbeitsverhältnissen beachten müssen), sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, rechtliche Probleme von Teilzeitarbeit und ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen, Frauenarbeitsschutz in »Männerberufen« behandelt sowie einige

Hinweise für Existenzgründungen von Frauen gegeben. Im Abschnitt zu Arbeitslosigkeit werden ausführlich die Leistungen nach dem Arbeitsförderungsgesetz und nach dem Bundessozialhilfegesetz behandelt.

Neben der detaillierten, notwendigerweise recht trockenen Darstellung der Rechtslage in dem jeweiligen Gebiet werden zumeist Beispielfälle geschildert und anhand dieser die rechtlichen Regelungen und Möglichkeiten der Konfliktlösung erläutert. Dabei läßt das Verfolgen der aufgeworfenen Beispielfälle in manchem Kapitel etwas zu wünschen übrig, wenn erst nach seitenlangen Abhandlungen wieder Bezug darauf genommen wird.

Ein Vorzug des Buches besteht darin, daß das geltende Recht oft nicht nur dargestellt, sondern aus der Sicht von Frauen, die ein selbstbestimmtes Leben führen wollen, kritisch diskutiert wird. An zahlreichen Stellen wird es als Widerspiegelung patriarchaler Verhältnisse charakterisiert, z.B. wenn die Vergewaltigung in der Ehe nach wie vor kein Straftatbestand ist (vgl. 303), oder wenn die geschiedene Ehefrau den Unterhaltsanspruch gegenüber dem Ex-Ehemann verliert, weil sie sich (nach der Scheidung) einem anderen Partner zugewandt hat (vgl. 269).

Die Autorinnen gehen aber auch auf die Defizite des Rechts für Frauen ein, mahnen Regelungsbedarf an und unterbreiten hierzu konkrete Vorschläge. Nützlich sind auch Hinweise auf Spielräume des geltenden Rechts (so z.B., daß für schwangerschaftsabbruchende Frauen das Faktum einer »Beratung für das Leben«, die sie über sich ergehen lassen, nach § 218 Abs. 3 StGB bereits ein Strafausschließungsgrund ist – vgl. 360). Ebenso die Informationen über die Modalitäten der Anwendung von rechtlichen Mitteln und über die Aussicht auf Erfolg. So haben zum Beispiel Widersprüche der Betroffenen gegen die Verhängung einer Sperrfrist durch das Arbeitsamt häufig Erfolg. 1987 galt dies für 37,6 Prozent der rund 330 000 Widersprüche (vgl. 211).

In der engagiert geschriebenen Einleitung kritisieren die Herausgeberinnen, daß die Rechtswissenschaft »die bestehende Kluft zwischen Rechtsnorm und Rechtswirklichkeit [vor allem des verfassungsmäßigen Gleichberechtigungsgrundsatzes für Frauen und Männer; C.K.] hinter einer Fassade formalegalitären Rechts zu verbergen« sucht. Gleiches Recht reiche nicht aus, weil für die Wahrnehmung von Rechten häufig die Verfügung über bestimmte (meist materielle) Ressourcen notwendig ist, die Frauen oft nicht haben (vgl. 46). Dies ist ein weiterer Beleg dafür, daß das geltende Recht an den Lebensmustern von Männern orientiert ist.

Lucke und Berghahn zeigen aber auch, welche Rechtsfortschritte es für Frauen in der Bundesrepublik seit der Verabschiedung des Grundgesetzes gegeben hat und weisen auf den ambivalenten Charakter des Rechts vom Frauenstandpunkt: »Recht bildet auf der einen Seite die gesellschaftliche Benachteiligung in Form von Diskriminierungen ab, auf der anderen Seite gibt es Ansatzpunkte und Instrumente an die Hand, die die Aufhebung der Benachteiligung fördern können« (vgl. 42). Daher ist es auch wichtig, die materiellen Veränderungen in der Gesellschaft und insbesondere von der Frauenbewegung erreichte Erfolge in rechtlichen Regelungen festzuschreiben, um so einmal Erkämpftes zu sichern.

Christina Klenner (Berlin)

Schunter-Kleemann, Susanne (Hrsg.): EG-Binnenmarkt – EuroPatriarchat oder Aufbruch der Frauen? Schriftenreihe der Wissenschaftlichen Einheit Frauenstudien und Frauenforschung an der Hochschule Bremen, Bd.2, 1990 (263 S., br. 16,- DM)

Die Fülle der Literatur zur Europäischen Gemeinschaft ist durch eine markante Lücke gekennzeichnet: die Auswirkungen des Binnenmarktes auf die Situation der

165 Millionen in der Europäischen Gemeinschaft lebenden Frauen. Die Frauen aus der Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, die in diesem Band ihre Arbeiten vorlegen, verstehen ihre Beiträge als erste Annäherungen an dieses noch weithin unerforschte Thema. Sich als Pionierinnen auf einem recht unbekanntem Gelände zu bewegen, heißt notwendig, mehr Fragen zu stellen, als Antworten zu geben.

Thematisiert werden alle Fragen, die Aspekte des künftigen Platzes der Frauen im europäischen »Herrenhaus« (1) betreffen: ihre Beschäftigungssituation, soziale Sicherung, rechtliche Gleichstellung, Beteiligung an Marktchancen etc. Neben den Zweifeln und Unklarheiten, die sich auf die empirischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen des Binnenmarktes allgemein richten, offensbaren Unsicherheiten in bezug auf die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Betroffenheit ein weiteres Hindernis für eine mögliche Bündnisfähigkeit: »Ist es überhaupt richtig, pauschal von *den* Frauen Europas zu sprechen? Werden nicht vielmehr die positiven und negativen Wirkungen national, regional, klassen- und schichtenspezifisch sehr unterschiedlich zum Tragen kommen?« (2) »Welcher Stand der Frauenemanzipation ist eigentlich in den anderen westeuropäischen Ländern erreicht?« (3)

In einem Rückblick auf die Gleichstellungspolitik der Europäischen Gemeinschaft 1957-1990 verfolgt Susanne Schunter-Kleemann das widersprüchliche Gegeneinander von progressiven Vorschlägen von seiten der Kommission und Mitgliedern aus dem – weitgehend politisch machtlosen – Europäischen Parlament und massiven Verhinderungen durch die nationalen Regierungen bzw. den Rat, mit wiederum kompromißlerischem Zurückweichen der Kommission in der Hoffnung, »sich also der Kooperation der EG-Regierungen dadurch zu vergewissern, daß man ihnen nicht zu viel Frauenemanzipation auf einmal abverlangte« (6). So wählte man oft in den Bereichen sozialpolitischer Gestaltung »keineswegs ... die verbindliche Verordnung, sondern jeweils nur ... die flexiblere Richtlinie« (7), die die Umsetzung in hohem Maße von den nationalen Regierungen abhängig macht. Zusätzlich wird wie z.B. in der 1975 beschlossenen Lohngleichheitsrichtlinie nicht das strukturelle Problem diskriminierender Entlohnung für Frauen durch z.B. ein Verbandsklagerecht angegangen, sondern die diskriminierte Frau muß als »Einzelfall« – mit begrenzten Erfolgsaussichten – den Konflikt mit dem Arbeitgeber ausfechten. In einer persönlichen Einschätzung stellt Schunter-Kleemann fest: »von einer systematischen, kontinuierlichen und kohärenten Aktivität der tatsächlichen Entscheidungsorgane der EG – Kommission und Rat – zugunsten von benachteiligten Frauen kann nicht gesprochen werden« (21). Jedoch habe die Normsetzungspolitik der EG einen wichtigen Beitrag zur Bewußtseinsbildung geleistet, gehe damit aber über den Ansatz einer symbolischen Politik nicht hinaus.

Wichtiger Bestandteil des Buches sind statistische Angaben, Tabellen etc. Gerade in vielen EG-Erhebungen wird keine Trennung nach Geschlecht vorgenommen, und Daten zur Situation von Frauen in den einzelnen Ländern sind schwer zugänglich. Daß dieser Mangel an Datendifferenzierung auch Symptom ist, zeigt Hildegard Kaluza in ihrem Beitrag über Frauenförderung in der Europäischen Strukturpolitik. Zunächst belegt sie, wie auch Wiebke Buchholz-Will in einem Beitrag über Teilzeitarbeit, die geschlechtsspezifische Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, die sich in höheren Arbeitslosigkeitsziffern (außer in England), geringerer Entlohnung und geringeren Qualifizierungschancen von Frauen nachweisen läßt. Durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie werden die Frauen in die oft schlecht entlohnte, sozial kaum abgesicherte, gering qualifizierte Teilzeitarbeit gedrängt und stellen dort zwischen 75 und 92 Prozent aller Beschäftigten (vgl. 97). Dieser Umstand rechtfertigt die Notwendigkeit von beschäftigungsfördernden Maßnahmen

für Frauen und könnte zum eigenständigen Kriterium für die Vergabe von Strukturhilfegeldern gemacht werden. Dies versucht auch z. B. der Europäische Sozialfonds, jedoch sind trotz expliziter Benennung als zu fördernder Personengruppe zwischen 1984 und 1987 nur ca. 37 Prozent der Fördermittel für Frauen vergeben worden (vgl. 77). »Die Bilanz der bisherigen europäischen Frauenpolitik fällt demnach ungünstig aus. Sie blieb ein weißer Fleck in der Wirtschaftspolitik. Die Beschäftigungspolitik hat sich diesem Thema zwar geöffnet, wesentliche Verschiebungen konnten aber nicht durchgesetzt werden« (77). Das »Windhundverfahren« bei der Bewerbung um Gelder spielt dabei ebenso eine Rolle wie das Ineinandergeschobensein von Regional- und Beschäftigungspolitik in der Strukturpolitik der EG. So geht nach einem prioritär geordneten Zielkatalog ein Löwenanteil der Strukturhilfe in benachteiligte Regionen – allein unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten – während die Förderung benachteiligter Personenkreise, worin die Frauen selbst wieder nur einen Teil stellen, mit wesentlich geringerem finanziellen Aufwand betrieben wird.

Weitere Beiträge behandeln die Familienpolitik (Schunter-Kleemann) die – durchgeführt an einem Kompromißpapier von Kommissionsmitgliedern eines Untersuchungsausschusses – bei auch moderaten Tönen tendenziell die Emanzipationstendenzen der Frauen als bedrohlich für die Bevölkerungsentwicklung und als Angriff auf das »allgemeingültige und quasi universelle Wesen« der Ehe (aus KOM 83 [363], zit. n.S. 125) ansehen. »Versteht sich, daß vor dem Hintergrund solcher gebärpolitischer Konzepte ein grundsätzliches Recht der Frauen auf Erwerbsarbeit nicht akzeptiert werden kann. Jedoch ist man 'modern' genug, Frauenerwerbsarbeit nicht mehr grundsätzlich abzulehnen, sondern in gewissen Grenzen zu befürworten: vor der Eheschließung; dann, wenn die Ehe schief gegangen ist und in Krisen und Engpaßzeiten.« (126)

Branchenanalysen aus der Nahrungs- und Genußmittelindustrie (Margita Matthies) und der Textilindustrie (Berith Jordan), ein Beitrag über die Auswirkungen des Binnenmarktes auf die Alterssicherung von Frauen (Schunter-Kleemann) sowie eine Untersuchung über Elternurlaub in der EG (Wiebke Buchholz-Will) runden das Bild ab, das ein »Sozialdumping nach unten« befürchten läßt. In einer Persiflage auf die vier Freiheiten des Europäischen Binnenmarktes (Freizügigkeit der ArbeitnehmerInnen, freier Kapital-, Waren- und Dienstleistungsverkehr) resümiert Schunter-Kleemann: »Unbestritten: Das Gros der Frauen wird sich europaweit im Dienstleistungssektor wiederfinden. Allerdings wird das weibliche Geschlecht weniger die Freiheit haben, die Dienste in Anspruch zu nehmen, als die Freiheit, rund um die Uhr und unterbezahlt zu Diensten zu stehen.« (253) Petra Dobner (Berlin)

Fischer, Erica, und Petra Lux: Ohne uns ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1990 (234 S., br., 16,80 DM)

Die von Erica Fischer und Petra Lux aufgezeichneten Interviews mit 16 Frauen aus der DDR, alle geführt im Februar/März 1990, spiegeln auf recht differenzierte Weise Leben und Selbstverständnis von Frauen in der DDR wider. Gleichzeitig fangen sie die Gedanken und Gefühle dieser Frauen in den bewegten Monaten der Wende ein. In den meisten Beiträgen treten der Leserin selbstbewußte Frauen entgegen, die ihre Standpunkte zur Politik und zur Frauenfrage, zu ihrer Arbeit und zur Sexualität äußern. Insofern könnte ich mir vorstellen, daß das Buch besonders für LeserInnen aus dem Westen Deutschlands aufschlußreich ist, denn es gibt – nimmt man/frau die 16 Protokolle als ganzes – eine weitaus differenziertere Sicht auf die DDR-Verhältnisse als die heute in den Medien vorherrschenden Urteile.

Natürlich haben die Älteren mehr zu erzählen: manche der Frauen würde ich sehr

gern kennenlernen – so die 64jährige Philosophin Inge B. aus Leipzig. Alle Frauen haben das Bedürfnis, über ihre Eindrücke seit der Wende zu sprechen; manche zeigen, welche Veränderungen seitdem in ihnen vorgegangen sind. Zum Beispiel die 27jährige Kantinenkraft Claudia, die Krankenschwester gelernt hat und Genossin der SED war, als Angestellte einer Gewerkschaftsschule ihre Arbeit verlor und seitdem sehr viel nachgedacht hat. Bruchstückhaft wird in den Lebensläufen die Anatomie bestimmter Züge des gescheiterten Sozialismus in der DDR sichtbar: Die Kulturhausleiterin wird wegen einer »nicht abgesehenen« Frauenveranstaltungsreihe fristlos entlassen, die Tierärztin aus Liepen protestierte gegen widernatürliche 2000-Rinder-Stallungen, die Küchenleiterin mußte mit den Auswirkungen von oben verordneter und ökonomisch völlig unabhingestimmter Sozialmaßnahmen klarkommen, die Germanistin mußte ihr Studium abbrechen, weil sie zur Friedensbewegung von Jena gehörte, die Bäuerin machte sich vergebens darüber Gedanken, daß die Böden ausgemergelt wurden, die Gewerkschaftsfrau durfte keine Westkontakte haben, die Philosophin wurde nach der Kerzendemo 1983 stundenlang verhört und die Ökonomin rät ihrem Sohn zu lügen, damit er das Abitur machen kann (»Sag bloß nicht, daß du Journalist werden willst, sage, du willst Lehrer werden«; 136). Ein bedrückender und beschämender Katalog von großen und kleinen Repressionen, von Unterdrückung jeglicher Initiative und gesundem Menschenverstand. Jede der Frauen zeigt einen dieser Punkte auf, wo Lügen oder Schweigen belohnt, Offenheit und Engagement aber bestraft wurden. Aber trotz allem klingt da bei kaum einer Haß oder völlige Ablehnung des Gewesenen aus ihren Worten, viele sagen ähnlich wie Petra Lux: »In mir ist keine Aufbruchstimmung, sondern Abschiedsstimmung.« (13) Und die alte Bäuerin Erika meint: »Wenn sie uns nicht so betrogen hätten und mit dem Geld ein bißchen Südfrüchte oder sonstwas für die Kinder eingekauft hätten, wir hätten schön leben können, nicht?« (83). Bei den meisten Frauen herrscht Angst vor der Zukunft, weil sie sich schon recht klar vorstellen können, was mit der zukünftigen Entwicklung auf sie zukommen wird.

Vom feministischen Standpunkt aus enthält der Band eine echte Überraschung. Der verbreiteten Ansicht, DDR-Frauen würden ihre Diskriminierung gar nicht wahrnehmen, wird durch diese Protokolle widersprochen: Alle Frauen sind sich auf die eine oder andere Weise ihrer Benachteiligung als Frauen bewußt! Nicht wenige schildern konkrete Demütigungen oder das Scheitern ihrer Partnerschaften. Allerdings äußern sich einige Frauen dabei auch widersprüchlich, in dem sie gleichzeitig Klischees über die Geschlechterverhältnisse kolportieren. Doch die Aussagen zum Thema Frau sind selten zentral, oft spürt man/frau recht deutlich das Insistieren der Interviewerin auf diesen Fragen. Wichtiger scheint es den Frauen zu sein, über ihre Arbeit und ihr meist sehr aktives Leben in der DDR-Gesellschaft zu berichten.

Besonders bemerkenswert scheint mir die durchgängig als patriarchal erlebte Struktur in den politischen Bewegungen und Organisationen, auch und gerade im Laufe der Wende selbst. Die Hausfrau Vivian macht im Büro des Neuen Forums unangenehme Erfahrungen mit männlicher Selbstüberhöhung, Petra ergeht es als Sprecherin des Neuen Forums ähnlich, und Gina tritt wegen des wieder stark männerdominierten Parteivorstandes aus der PDS aus. Gleichwohl: ich hätte nicht gedacht, daß so viel über Geschlechterfragen reflektiert worden ist in der DDR. Vielleicht liegt das aber auch an der Auswahl der Interviewpartnerinnen. Die 47jährige Feministin Erica Fischer, in Köln lebende Österreicherin, wollte vor allem mit Arbeiterinnen und Landfrauen ins Gespräch kommen, Petra Lux, 34jährige Journalistin aus Leipzig, bat vor allem intellektuelle Frauen um Interviews.

Die in einer bewegten Zeit entstandenen Protokolle werden später – schon heute!

– unwiederbringliche Momentaufnahmen der Gedanken und Empfindungen zum Zeitpunkt der ostdeutschen Weltenwende sein. Theoretisch verarbeiten muß sie die Leserin selbst.
Christina Klenner (Berlin)

Muckli, Martina: Einbruch in die Männerwelt? Chancen und Restriktionen einer Veränderung von Politik durch Frauen am Beispiel der GAL-Frauenfraktion in Hamburg. Bormann & von Bockel Verlag, Hamburg 1990 (132 S., br., 34,- DM)

Haben Frauen einen anderen Politikstil, eine andere, weibliche politische Kultur – und können sie damit die »männliche« Politik verändern? Diesen Fragen geht Muckli am Beispiel der GAL-Frauenfraktion in Hamburg nach. Gesucht wird ein Politikbegriff, der sich weder an Gleichstellungsideologien noch an dem Autonomieprinzip der neuen Frauenbewegung orientiert, sondern den weiblichen – ansozialisierten – Verhaltensweisen eine Chance gibt und trotzdem »Einmischung« bedeutet. – Im ersten Teil thematisiert Muckli den feministischen Politikbegriff der Frauenfraktion, der auch ihr eigener zu sein scheint: »Das Konzept der Frechen Frauen zielt auf eine Veränderung von (politischer) Kultur – nicht im Sinne eines weiteren Ausbaus einer feministischen Subkultur, sondern als Infragestellung der herrschenden Normen in Politik und Kultur. Impulse der Veränderung werden in den Lebenszusammenhängen von Frauen gesucht ...« (8) Sodann diskutiert sie als Hintergrund dieses Politikkonzeptes feministische Theorien und leitet über zur Frage nach den realen Umsetzungsmöglichkeiten. Sie kritisiert zu recht, daß sich die bislang vorliegenden Arbeiten zu Frauen in der Politik – zumindest im deutschsprachigen Raum – vorwiegend auf quantitative Aspekte von Frauenpartizipation konzentrieren. Wichtig sei es, nach den qualitativen Veränderungen zu fragen, insbesondere nach den Inhalten einer Feminisierung von Politik.

Die zentrale Frage, die sie empirisch am Beispiel der Frauenliste bearbeitet, ist, inwieweit sozialisationsbedingte weibliche Fähigkeiten wie Sensibilität und Fürsorglichkeit ebenso wie Vorstellungen von einer herrschaftsfreien Machtkonzeption in die herrschende Politiklogik einfließen können bzw. eingeflossen sind. Dieser Teil ist in drei Abschnitte gegliedert: Es werden 1. die Entstehungsgründe für die Idee einer reinen Frauenliste genannt, 2. ausführlich die innerparteilichen Kontroversen dargestellt, die nicht zuletzt zwischen dem Frauenbereich der GAL und den Initiatorinnen der Frauenliste, den *Frechen Frauen* (so genannt wegen »ihres Willens zur Macht«), bestanden, und 3. die externen und internen Restriktionen, denen die Frauenfraktion nach ihrer Wahl ins Hamburger Stadtparlament begegnete, beleuchtet. Die Idee der Gründung einer Frauenliste entwickelten die *Frechen Frauen* im Zusammenhang mit Diskussionen um Weiberräte und (autonome) Frauenlisten innerhalb der Frauenbewegung. Durch das Autonomieprinzip und die Aufspaltung der Aktivitäten seien Staat und Ökonomie aus dem politischen Blickfeld der Frauenbewegung geraten. Dies erforderte, das Verhältnis zu den Institutionen und das Autonomieprinzip neu zu überdenken, jedoch auch der herrschenden Politiklogik andere Ansätze entgegenzusetzen (vgl. 28f.). Für die *Frechen Frauen* bestand die Voraussetzung für künftiges politisches Handeln in einem anderen Umgang miteinander. Beispielhaft dafür steht die Art und Weise, wie sie sich konstituierten: über persönliche Kontakte und gegenseitige Sympathie. Ein ausformuliertes neues Politikkonzept hatten sie zunächst nicht: »Nein, um die Ahnung des Neuen auch nur einigermaßen hinreichend auszudrücken, dafür fehlt uns noch die Sprache. Und die Erfahrung« (Adrienne Göhler, vgl. 27). Die klassische Frauenfrage gehörte nicht zum »Lieblingsthema« der Frauenlisten-Initiatorinnen; sie wollten die Interessen und Belange von Frauen in jedem relevanten Bereich zum Thema machen.

Die Darstellung der von 1984-86 geführten innerparteilichen Kontroversen um die Aufstellung einer reinen Frauenliste gibt Einblick in die Beweggründe für dieses Experiment. Deutlich wird, daß die Partei kein Interesse an den von den *Frechen Frauen* entwickelten Ideen einer anderen weiblichen Politik zeigte, sondern vor allem auf die erhoffte politische Signalwirkung setzte. So blieb von den ursprünglichen, zwar größtenteils vage formulierten Überlegungen der Initiatorinnen nur noch die Idee einer reinen Frauenliste ohne explizit feministischen Anspruch übrig. Deutlich wurde dies bei der Wahl der Kandidatinnen; auf die ersten drei Listenplätze kamen Frauen, die die Idee Frauenliste ursprünglich abgelehnt hatten oder ihr gleichgültig gegenüberstanden. Hier wäre es spannend gewesen, wenn die Autorin ihre Frage, »inwiefern die Entscheidung für eine bestimmte Form der Frauenliste deren weitere Entwicklung präjudizierte« (61), auch beantwortet hätte.

In einer Zusammenfassung der Arbeit der Frauenfraktion kommt Muckli zu dem Schluß, daß es »nur bedingt gelang, frauenspezifische Interessen und einen feministischen Blickwinkel in alle Politikbereiche hineinzutragen« (102). Sie beklagt hier, daß es für viele Themenbereiche noch keine konzeptionelle Erarbeitung feministischer Politik gäbe.

Im vorletzten Kapitel befaßt Muckli sich mit den äußeren Restriktionen; drei Punkte erscheinen ihr wesentlich: Die Auseinandersetzungen zwischen »Reala/os« und »FundamentalistInnen« innerhalb der GAL, die letztlich auch die Frauenfraktion dominiert hätten; antagonistische Emanzipationskonzepte und fehlende frauenpolitische Schwerpunktsetzungen und nicht zuletzt die Probleme im weiblichen Arbeitszusammenhang. Die Frauenfraktion sei, bedingt durch das Verfahren der Kandidatinnenaufstellung auf den Mitgliederversammlungen, eine zutiefst heterogene Gruppe gewesen, der es nicht gelang, im Verlauf der Jahre ein gemeinsames politisches Programm zu entwickeln. Nicht zu unterschätzen seien die internen Kämpfe, die ebenso wie die externen Faktoren dem Ziel der Entwicklung einer »anderen« politischen Kultur entgegenwirkten. Die Existenz der Frauenfraktion habe jedoch gezeigt, daß schon Frauenpräsenz allein das Bild von Frauen in der Politik verändere. Muckli kommt zu dem Ergebnis, daß das »Experiment Frauenfraktion und die damit verbundenen Schwierigkeiten die Fragen nach der Beschaffenheit einer anderen weiblichen politischen Kultur verstärkt« (124) hätten. Eine solche weiterzuentwickeln sei »zukünftige Aufgabe für feministische (Politik)Wissenschaftlerinnen« (ebd.).

Informativ ist das Buch vor allem im empirischen Teil für all diejenigen, die schon immer mal wissen wollten, wie es hinter den Kulissen zugeht. Andererseits kommt durch die nahezu ausschließliche Konzentration auf die innerparteilichen/fraulichen Flügelkämpfe der Blick auf die mindestens ebenso wichtigen, über die eigene Partei hinausgehenden politischen Machtverhältnisse zu kurz. Elke Biester (Berlin)

Dialektik ist eine philosophisch-wissenschaftliche Zeitschrift mit enzyklopädischem Anspruch und erscheint 3 mal im Jahr. Jedes Einzelheft konzentriert sich auf einen Schwerpunkt aus den Themenbereichen der Philosophie sowie der Natur-, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. Zum Konzept der Zeitschrift gehört die systematische kontinuierliche Weiterführung des Programms der "Europäischen Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften".

Dialektik gibt orientierende Antworten auf die Frage, wie die Grundsätze der Humanität, der Emanzipation und der politischen Mündigkeit aller Menschen unter den Bedingungen des Pluralismus praktisch verwirklicht werden könnten und sollten.

Dialektik greift die erkenntnistheoretischen und wissenschaftlichen Denkrichtungen der Gegenwart auf und setzt sie in Korrespondenz zu den in der Moderne begründeten, auf die Ganzheit der Erkenntnis des Wirklichen gerichteten Theorien rationaler Weltauffassung. Die Marxsche Theorie und deren Kritik bildet in diesem Kontext in doppelter Hinsicht einen der Schwerpunkte.

Dialektik stellt sich der Thematik der Pluralität der Werte und Weltbilder im Denken der Gegenwart. Ziel ist die rationale Prüfung und konstruktive Zusammenführung philosophischer und wissenschaftlicher Erkenntnisformen und Erkenntnisse gegenwärtigen Denkens und Wissens unter der Perspektive, Wirklichkeit als Ganzheit zu fassen.

Dialektik erscheint in Zusammenarbeit mit dem Istituto Italiano per gli Studi Filosofici, Napoli, und wird herausgegeben von Hans Jörg Sandkühler, Hans Heinz Holz, Lars Lambrecht und Detlev Pätzold. Pro Jahrgang erscheinen 3 Hefte mit jeweils etwa 150 Seiten Umfang. Das Einzelheft kostet DM 30,-, der Jahrgang im Abonnement DM 78,- einschließlich der Versandkosten. Ihre Bestellung nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen. Ein Sonderprospekt steht zu Ihrer Verfügung. Schreiben Sie an den Felix Meiner Verlag, Richardstr. 47, D-2000 Hamburg 76.

Meiner

Ab 1991

Enzyklopädische Zeitschrift für Philosophie und Wissenschaften

DIALEKTIK

VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, **V:** = Veröffentlichungen, **M:** = Mitgliedschaften

Ach, Johann S., 1961; Studium der Philosophie an der WWU Münster. **V:** *Kein Diskurs über Abtreibung und »Euthanasie«?* *Das Argument* 183. **A:** Praktische Philosophie. **M:** AK Friedens-Erklärung/Friedensinitiative am Phil. Seminar der WWU Münster

Alisch, Rainer, 1952; MA, Studium der Philosophie an der FU Berlin. **V:** *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitautor, 1989)

Auernheimer, Georg: siehe *Argument* 185

Baer, Susanne, 1964; Juristin. **A:** Feministische Rechtstheorie, Verfassungsrecht, Rechtsvergleich USA

Banner, Rhoda, 1962; Theologin, z.Zt. erwerbslos. **A:** Geschlechterverhältnisse in der BRD und DDR, sexueller Mißbrauch. **M:** Feministische Univ. Hamburg

Behrens, Manfred, 1952; Lehrer. **V:** *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Faschismus und Ideologie 1*, AS 60 (Mitautor, 1980); *Faschismus und Ideologie 2*, AS 62 (Mitautor, 1980).

Berghahn, Sabine, 1952; Juristin, wiss. Mitarb. am Fachbereich Politische Wissenschaft der FU Berlin. **V:** *Frauenrechte in Ost und West* (Mitautorin, 1991). **A:** rechtliche Grundlagen der Politik, Frauenpolitik.

Biester, Elke, 1961; Dipl. Pol., Wiss. Mitarb. an der FU Berlin. **A:** Analyse polit. Institutionen und Willensbildungsprozesse unter feministischen Ansätzen.

Blumenbach, Ulrich, 1964; Doktorand an der FU Berlin. **V:** *Auf Spurensuche im Medienmüll* (Mitautor, 1991); *A Bakhtinian Approach towards translating »Finnegans Wake«* (erscheint 1992). **A:** Musik- und Literaturtheorie, englische Literatur der klassischen Moderne

Blumentritt, Martin, 1954; MA, Doktorand an der GH Kassel. **V:** *Theodor W. Adorno, der Komponist* (Mitautor, 1989). **A:** Kritische Gesellschaftstheorie, Ästhetik, Naturphilosophie, Wissenschaftsgeschichte

Bockel, Rolf von, 1959; Dr. phil., Lehrbeauftragter an der Univ. Hamburg. **V:** *Kurt Hiller und die Gruppe Revolutionärer Pazifisten* (1990); *Philosophien einer »Neuen Ethik«: Helene Stöcker* (1991); **A:** Geschichte des Pazifismus, Intellektuelle in der Weimarer Republik

Bogner, Ralf Georg, 1967; Mag. phil., Doktorand an der Univ. Wien. **A:** Barockliteratur, historische Lexikographie, Theorie der Kommentierung

Cockburn, Cynthia, 1934; Senior Research Fellow, Dept. of Social Sciences. The City University, London. **V:** *The Local State* (1977); *»Weibliche Aneignung der Technik«*, in *Argument* 144 (1984), *Die Herrschaftsmaschine* (1989). **A:** Frauenarbeit, Gewerkschaften, Neue Technologien, Männlichkeit

Damerau, Burghard: siehe *Argument* 186

Dobner, Petra, 1964; Studium der Politischen Wissenschaft an der FU Berlin

Drees, Martin, 1955; Dr. päd., arbeitslos, z.Zt. Habilitation. **V:** *Der Nationalsozialismus in der historisch-politischen Bildung* (Mitautor, 1979); *Alltag und Vergegenständlichung* (1981). **A:** Dialektische Theorie, Naturphilosophie

Garten, Frieder, 1952; Dr. phil., Wiss. Ass. an der Martin-Luther-Universität Halle, Sektion Philosophie (in Abwicklung). **A:** Philosophie des Mittelalters. **M:** Förder- und Forschungsgemeinschaft Friedrich Nietzsche

Gilleßen, Christoph, 1962; Dipl.-Soz., Wiss. Mitarb. an der GH Kassel. **A:** Arbeits- und Organisationssoziologie

Haag, Uschi, 1953; Krankengymnastin, Stud. der Germanistik und Soziologie. **A:** Feministische Theorie

Hartssock, Nancy, ph. d. Professorin am Institut für Politische Wissenschaften und Frauenstudien der Universität Washington, Seattle, USA. **V:** *Money, Sex and Power* (1984). **A:** politische Philosophie, feministische Kritik politikrelevanter Männlichkeitsmuster. **M:** Mithrsg. der Zeitschrift *Signs*

Haug, Frigga, 1937; Dr. phil. habil., Dozentin an der HWP Hamburg. V: *Frauenformen*, AS 45 (Hrsg., 1980); AS 90 (Hrsg., 1983); *Subjekt Frau*, AS 117 (Mithrsg., 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mithrsg., 1986); *Küche und Staat*, AS 180 (Hrsg., 1989); *Widersprüche der Automationsarbeit* (zus. mit Projekt Automation und Qualifikation, 1987); *Die andere Angst*, AS 184 (Mithrsg., 1991). A: Arbeit und Automation: Frauenforschung

Hauser, Kornelia, 1954; Dr. phil., wiss. Ass. an der Univ. Bielefeld, Mitglied der *Argument*-Frauenredaktion. V: *Strukturwandel des Privaten?* (1987); *Viele Orte überall?* (Hrsg., 1987); *Küche und Staat*, AS 180 (Mithrsg., 1989); *Die andere Angst*, AS 184 (Mithrsg., 1991). A: Geschlechterverhältnisse i. d. Literatur, weibliche Vergesellschaftung. M: ÖTV

Jehle, Peter: siehe *Argument* 185

Klenner, Christina, 1954; Dr.sc.oec., wiss. Oberass. an der Hochschule f. Ökonomie Berlin; Mitglied der *Argument*-Frauenredaktion. A: Entwicklung der Bedürfnisse. M: SOFI, UFV

Kaufhold, Roland, 1961; Sonderpädagoge, Sprachtherapeut. A: Psychoanalyse und Heilpädagogik. M: GEW

Königsdorf, Helga, 1938; Dr.rer.nat. V: *Meine ungehörigen Träume* (1978); *Der Lauf der Dinge* (1982); *Respektloser Umgang* (1986); *Die geschlossenen Türen am Abend. Erzählungen* (1989)

Lindner, Gabriele, 1942; Dr.phil., arbeitslos. V: *Erich Köhler*. In: Literatur der DDR in Einzeldarstellungen (1987); *Weibliches Schreiben*. In: DDR-Literatur '87 im Gespräch (1988). A: z.Zt. Politikform Runder Tisch

Mürner, Christian, 1948; Dr. phil. V: *Normalität und Behinderung* (1982); *Die Pädagogik von Heinrich Hansemann* (1985). A: Pädagogik, Behindertenpädagogik, Semiotik, Kunst

Oeser, Hans-Christian, 1950; M.A., Doktorand, Sprachlehrer und Übersetzer. V: *Irland. Ein politisches Reisebuch* (Hrsg., 1987). A: Neuere deutsche Literatur, Exilliteratur. M: BDÜ, IRAAL, ITA

Rügemer, Werner, 1941; Dr. phil., Publizist. V: *Philosophische Anthropologie und Epochenkrise* (1980); *Utopie und Zivilgesellschaft. Antonio Gramsci* (Mithrsg., 1991)

San Juan, E., 1938; Prof. of English and Comparative Literature an der Univ. of Connecticut, Storrs, USA. V: *Only by Struggle* (1988); *Raptures, Schismas, Interventions: The Cultural Revolution in the Third World* (1989); *From People to Nations* (1990). A: Moderne englische Literatur, Ethno-Politik, Kulturpolitik in der Dritten Welt

Schäfer, Alfred, 1951; PD, Dr.päd., Bildungsreferent/Priv. Doz. an der Hochschule Lüneburg. V: *Systemtheorie und Pädagogik* (1983); *Aufklärung und Verdinglichung* (1988); *Zur Kritik pädagogischer Wirklichkeitsentwürfe* (1989). A: Allgemeine Pädagogik, Sozialisierungstheorie, Erziehungsphilosophie

Schmidt-Dilcher, Jürgen, 1952; Soziologe, MA, wiss. Mitarb. an der GH Kassel. V: *Die Einführung von CAD als Reorganisationsprozeß* (Mitautor, 1991). A: Industrie- und Arbeitssoziologie, Entwicklungssoziologie. M: Neue Gesellschaft für Psychologie

Schneider, Renate, 1952; Dipl. Sozialwirtin, z.Zt. erwerbslos. M: IGM

Stefaniak, Rolf, 1944; MA. V: *Prenzlauer Berg-Connection und Karls Enkel. Junge Schriftsteller aus der DDR – die letzte Generation*. Hörfunksendung, (Mitautor, 1991). A: Kulturtheorie und -politik, Entwicklung der Arbeit, Bauarbeit

Wekwerth, Manfred, 1929; Prof. Dr. phil., Intendant, Regisseur, Lehrbeauftragter an der Akademie der Künste zu Berlin. V: *Theater in Veränderung* (1959); *Notate* (1967); *Arbeit mit Brecht* (1975). A: Theaterwissenschaft

Wöllmann, Eva, 1956; Sozialökonomin. V: *Die andere Angst*, AS 184 (Mitautorin, 1991); »Frei für die Arbeit«. *Zur Scientology-Kirche (Argument 168)*. A: weibliche Identitätsbrüche in der ehemaligen DDR. M: Feministische Univ. Hamburg

blätter *der* **IZW**

links
Sozialistische Zeitung

172 '91

Namibia: Vergangenheitsbewältigung

Bolivien: Der lange Marsch der Tieflandvölker

Schwerpunkt: Krisenregion Mittlerer Osten

Krisenregion Mittelost: Konzepte einer Neuordnung

Politischer Islam und westliche Mißverständnisse

Erdölkonflikte am persischen Golf

Die arabische »Frauenfrage«

Kurden zwischen den Fronten

Kleine Geschichte Kuwaits

Bündnisfall und Grundgesetz

Linke und Krieg – zwei Diskussionsbeiträge

Der Ölpreis und die Dritte Welt

Haiti: Politischer Sieg der Volkskirche

Projekt: Internationales Frauenflüchtlingshaus

5 '91

J.Becker: Südafrika: Kontrollierter Wandel?

M.Mergelstein: Übergang in Chile

I.Zander: Stiftungen für NS-Verfolgte

Interview mit Rupert von Plottnitz: Die dicken Bretter von Reformen

Debatte

P.Ciupke, A.Heß, K.-H. Klein-Rusteberg, N.Reichling: Der Golfkrieg als zweites Bitburg

H.Füchtner: Mentale Kriegsfolgen

Thema: Krieg ohne Ende

M.Schnieper: Die Kurden – Spielball der Mächte

J.Ely, S.Müller: Der Golfkrieg und die Friedensbewegung in den USA

M.Klare: Pax Americana II

L.Lodovico: »Die Deutschen sind das Volk«

R.Gössner: Europäische Gemeinschaft der »Inneren Sicherheit«

C.-W.Macke: Aufstieg der »Ligen« in Italien

H.Brunkhorst: Demokratische Frage und volonté générale

Ch.Görg: Die Verfassung des Fortschritts

21. Jg. 1991

Jährlich 8 Hefte. Einzelheft 6 DM. Jahresabo 48 DM (ermäßigt 40 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328 7800 Freiburg i. Br.

Redaktion: N. Apostolidou, P. Bonavita-Lindloff, U. Braud, C. Gorg, H. Grun, J. Hirsch, P.-E. Jansen, P. Kern, H.-D. Köhler, E.-M. Krampe, T. Kunz, L. Lodovico, R. Pusch, S. Reinfeldt, F. Schneider. – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl. Verand. – Verlag 2000 GmbH, PF 102062, 6050 Offenbach 1

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

5 '91

Aktuelles

- K.Bloemer: Die Neu-Unterordnung Europas
 D.Melčić: Die Hoffungsblüten der Belgrader Demokratiebewegung sind schnell verwelkt
 M.Kempe: Der Aufschwung läßt auf sich warten
 R.Weidmann: Wirtschaftsreform in der Sowjetunion

Flucht – Vertreibung – Einwanderung

- H.Arendt: Die Nation der Minderheiten und das Volk der Staatenlosen
 A.Taheri: Flucht nach dem Golfkrieg
 N.Aziz: Das uralte Leiden der Kurden
 I.Oswald: Die Öffnung der osteuropäischen Grenzen – Folgen für Osteuropa
 A.Germershausen, R.Schneider: Flüchtlingspolitik in der Krise

Kontrovers

- J.Schmid, H.Tiemann: Vom Tempolimit zur Zeitpolitik

Kultur

- W.Kuprijanow: Gesangstunde. Menschenliebe
 J.Baumgarten: Die Gesellschaft Imshausen. Ein vergessener Versuch zur Neuordnung Deutschlands
 W.Scheller: Zum Tode von Max Frisch
 K.Nemitz: Weimarer Profile: Julius Moses
 R.Dannemann: Bob Dylan Revisited – Die Utopie der populären Kunst

38. Jg. 1991

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Günter Grass, Johannes Rau, Carola Stern, Hans-Jochen Vogel. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Ulrike Ackermann, Norbert Seitz (beide verantw.) - Erscheint monatlich. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialistische Politik



1 '91

Markt und Demokratie

- M. de Vroey: Der Markt – von wegen einfach
 W.Semmler: Markt- und nicht-marktförmige Regulierung: Neuere Tendenzen in der Theorie
 H.Schwengel: Soziale Frage – Demokratische Frage – Kulturelle Frage. Die drei politischen Welten der Marktwirtschaft
 R.Bugaj, T.Kowalik: Auf dem Weg zu einer gemischten Ökonomie
 P.Kammerer: die alte DDR – der Mezzogiorno des neuen Deutschland? Ein italienischer Beitrag zur Verfremdung unserer Gegenwart
 U.Müller-Plantenberg: Marktwirtschaft und Demokratie in Lateinamerika
 L.Mármora, D.Messner: Zur Kritik Eindimensionaler Entwicklungskonzepte. Die Entwicklungsländer im Spannungsfeld zwischen aktiver Weltmarktintegration und globaler Umweltkrise
 M.Krätke: Steuergewalt, Versicherungszwang und ökonomisches Gesetz
 O.Sundt: »Fordismus in Spanien«
 J.Jordana, V.Wellhöner: Nationalismus und ökonomische Ungleichheit im europäischen Paradies. Replik auf O.Sundt
 E.Altvater: Ressourcenkrieg am Golf? Das Öl und die neue moralische Weltordnung
21. Jg. 1991

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. - Redaktion: E.Altvater, H.Ganßmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf, M.Mayer, D.Messner, S.Neckel, K.-D.Tangermann (geschäftsführend). - Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM, Jahresabo 52 DM - Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30. - Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.



Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

2 '91

Neue Welt(-Ordnung)?

I.Arend: Der Golf und die Bewegung

A.Brunn: Berlin oder Bonn?

R.Bäcker: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: Die SPD

L.Marz: Zu einem »blinden Fleck« der industriellen Umstrukturierung in den fünf neuen Ländern

E.Göll: Stecknadel im Heuhaufen: Die Linke in den USA

spw-special

I.Ahlers: »Neue Weltordnung« und regionaler Klientelismus

K.-P.Weiner: Feuertaufe einer Neuen Weltordnung?

F.O.Wolf: Warum ist die Durchsetzung eines alternativen Konsummodells so wichtig – und so schwierig?

D.Bimboes: Umwelt und Gesundheit im gemeinsamen Haus Europa

C.Butterwege: Die neue Rechte und der Kampf um Hegemonie

14. Jg. 1991

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Oliver Bosch, Jürgen Egert, Katrin Fuchs, Josef Hindels †, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Susi Möbbeck, Ursula Pausch-Gruber, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann, Birgit Zoerner. — Redaktion: Ingo Arend, Florene Guesnet, Uwe Kremer, Mathias Machnig. — Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Str. 13, 5000 Köln 80

TEXT+KRITIK

110 '91

Paul Nizon

P.Nizon: Zum Kampf des Schriftstellers

D.Bachmann: Das Wiegen des Dromedars. Begegnungen mit Paul Nizon

P.Grotzer: »Riesenhaft aufgeplusterte und korsettierte Häuser, balkonumhängt ...« Zur Archäologie von Paul Nizons »Canto«

P.Nizon: Zum musikalischen Verfahren

S.Blatter: »In Essen war es kalt und naß«

H.Schertenleib: Das Fieber. Paul Nizon – sein Gradmesser

P.Nizon: In New York (Depesche)

U.Horn: Paul Nizon und die Städte

Ein Gespräch vn M.Langer mit Paul Nizon: »Ich rase durch Paris«

P.Utz: Paul Nizons Poetenmantel

A.Hartmann: Paul Nizons Konzeption von Literatur & Leben

H.Sumerauer: Die existentielle Leere im Werk Paul Nizons

B.Garlinski: Zu Paul Nizons Abzweigungen aus der Geschichte, den Geschichten

P.Nizon: Rede bei der Entgegennahme des Marie Luise Kaschnitz-Preises

P.Henning: Bibliographie zu Paul Nizon

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold, Redaktionelle Mitarbeiter: Otto Lorenz, Angelika Machinek, Frauke Meyer-Gosau, und Michael Töteberg. — Erscheint viermal jährlich. Abopreis 54 DM zzgl. Versand. Einzelheft 19 DM – Redaktion: Tuckermannweg 10, 3400 Göttingen – Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

109 '91

Zeitfragen, Kommentare

A. Buro: Golfsplitter

E. Hennig: Zur Bundestagswahl 1990

A. Bernhard: Zum Vermächtnis Antonio Gramscis

T. Jäger: Was hat der Sudan im Jahr Europas zu suchen?

L. Incesu: Wege zur Bekämpfung des internationalen Frauenhandels

M. Findeisen, B. Hoepner, M. Zünkler: Der strafrechtliche Ehrenschutz. Ein Kriminalstrafrechtsinstrument

Thema: Furcht vor den Fremden?

A. Roos: Flüchtlingspolitik und innenpolitische Debatte

H. H. Heldmann: Zum Ausländergesetz 1991

A.-A. Guha: Xenophobie – oder warum gibt es Fremdenfeindlichkeit?

H. Soremsky: Vom solidarischen Internationalismus zum Rassismus? Ausländerfeindlichkeit in der DDR

R. A. M. Mayer: Abschied von der Heimat. Konzepte interkultureller Sozialisation

Dokumentation

Potsdamer Erklärung: »Verfassung für Deutschland«

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. – Redaktion: Dieter Hoffmann. – Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 14 DM (Doppelheft 20 DM); Jahresabo 65 DM zzgl. Versand. – Verlag: Leske+Budrich, Gerhard-Hauptmann-Str. 27, 5090 Leverkusen 3

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

38 '91

Kinder? Kinder!

H. Sünker: Das Kind als Subjekt. Notizen zu Kindheit und Kinderleben heute

Dokumentation: »Wenn das Auge über die Mauer springt«. Reggio-Pädagogik in Hamburg

E. Kazemi-Weisari: Augenblicke in Reggio-Emilia. Erfahrungen mit der Reggio-Pädagogik

H. Seehausen: Arbeitswelt und Familie: Wege aus der Krise. Auswirkungen neuer Technologien auf die öffentliche Entwicklung von Kindertageseinrichtungen

Ch. Preissing: Entspricht das KJHG der kindlichen Lebensrealität?

R. Ahlheim: »Traurigkeit hat in der Kindheit nichts zu suchen«. Der Golfkrieg und die Angst der Kinder

Dokumentation: Frauen für eine Verfassung. Frankfurter Entwurf eines Frauenmanifestes

M. Bitzan: Das weibliche Gemeinwesen. Zur sozialpädagogischen Arbeit mit Frauen in Brennpunkten

H.-D. Bamberg: Viele Kinder, hohe Renten. Über fundamentalistische Heilerwartungen

W. Schmidt: UNO-Konvention über die Rechte des Kindes

II. Jg. 1991

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: A. Schaar-schuch, N. Diemer, W. Völker, F. Schütte, B. Hafeneeger, W. Lochmann, F. DÜchting, T. Kunstreich, F. Manke, F. Peters, W. Plum, B. Rose, V. Schöneberg, E. Bolay, G. Pabst, A. Wagner. – Jährlich 4 Hefte. – Einzelheft 14 DM. Jahresabo 54 DM + Versand. – Redaktion Widersprüche: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

1 '91

J.Reusch: Golf-Krieg und deutsche Linke
Marxismus: Erneuerung und Aktualisierung

J.Reusch, A.Leisewitz: Zusammenbruch des »realen Sozialismus« und marxistische Theorie

F.Deppe: Der Zusammenbruch des Sozialismus und Perspektiven der marxistischen Theorie

H.J.Sandkühler: Marx und das alte Neue

J.Bischoff: Sozialistische Vergesellschaftung

W.Goldschmidt: Vergesellschaftung

M.Menard: Gesellschaftliche Steuerung und Privatinteresse

K.H.Tjaden: Marx, der Müll und der Fortschritt

Th.Mies: Die Kategorie der doppelten Produktion des Lebens

U.Beer: Vergesellschaftungsprozeß und Subjektivität

L.Peter: Marxismus und Subjektfrage

H.Jung: Gorbatschowismus, »neues Denken« und die Realität

J. Dörge-Weidemann: Sartre und der »skleporse Marxismus«

W.F.Haug: Dummheit. Entwurf eines Artikels für ein neues marxistisches Wörterbuch

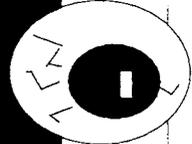
Th.Koch: Kontinuität, Krisen, Brüche ostdeutscher Identitäten

F.Haug: Die Situation der Linken im vereinten Deutschland

E.Schöfer: Aktbild eines Revolutionärs

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: A. Engelhardt, H. Jung. Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z - Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Str. 66, 6000 Frankfurt/M. 1

Heften
Sie
Ihr



auf
diese
Seite

AN.SCHLÄGE

Feministisches Magazin für Politik,

Arbeit und Kultur

Unser Blick auf die Welt ist eindeutig, aber vielseitig. Ihr Auge erblickt diese Seite und Sie möchten mehr erfahren. AN.SCHLÄGE kosten nicht Welt, aber Sie haben die Welt im Auge.

Jeden Monat. Schwarz auf Weiß. Mit ein bißchen Rot. In der guten Frauenbuchhandlung. Oder im Abo, pünktlich mit der Post.

Jahres-Abo (11 Hefte) zu öS 330,- oder ins Ausland zu DM 65,-

Schnupperabo (3 Nummern) zu öS 50,- (nur Inland!)

Abo-Bestellungen an

AN.SCHLÄGE

A-1080 Wien, Postfach 172

Damit das Kapital nicht das letzte Wort behält ...

- ist der **ak** seit 1971 eine linksradikale Monatszeitung
- dokumentieren, kommentieren und berichten wir über politische Justiz und Haftbedingungen; Faschisten und was mensch dagegen tun kann; die Lage in der Sowjetunion; Israel und die Linke; § 218 und die Frauenbewegung in Ost und West; Linke in der (Ex-) DDR
- ist der **ak** für DM 5 in allen linken Buchläden und gut sortierten Zeitschriftenläden oder direkt bei der **Hamburger Satz- und Verlagskooperative**, Schulterblatt 58, 2000 Hamburg 36, Tel. 040 / 43 53 20 zu haben

ak

Der **ak** kostet im Abonnement jährlich DM 60; halbjährlich DM 33 (Einzelbestellungen DM 5 + DM 1 Porto).

Kostenloses Probeexemplar bestellen!

Summaries

Nancy Hartsock: Masculinity, Heroism, and the Making of War

The author argues that there are unexamined issues of gender in the debates of military preparedness. She goes back to some of the sources of men's involvement in the making of war, especially to the construction of masculinity and heroism in Homer's Iliad.

Frigga Haug: Women Entering War

In view of the Gulf war and the media battle surrounding it, Frigga Haug ponders once again the relationship between militarism and masculinity, women and war. Mundane routine and especially the reports on »the lady soldier« are analysed concluding that this particular division of labor between giving life and killing, reflected in day-to-day life as well, not only serves to legitimize war but also continues to broaden the gulf between those governed and those governing.

Renate Schneider: Genderrelations in E. Jelinek's »Die Klavierspielerin«

The author works out the interrelation between control and subjection, sexuality and power, violence and authority, and economy and love, in Elfriede Jelinek's novel. Schneider points to the relationship between the protagonist and one of her pupils, to show the interrelations between violence and gender afforded by Jelinek's radical forms of writing.

Kornelia Hauser: Sex-Change as Reflected in the Works of Ch. Wolf and I. Morgner

What kind of social and cultural reform/revolution will come about when a woman changes her sex and becomes a man? Irmtraud Morgner hoped that caring could be shared in an equal way. Christa Wolf showed that there is no human hope in the men's world because men do not love their own actions and therefore can not love others and the world in it's entirety.

Gabi Lindner: Womens Emancipation as Reflected in Womens Individuality in GDR-Literature

This publication refers to texts by female and male authors of GDR literature addressing the »relative autonomy of the individual« (Teichmann). It examines, in particular, how this topic is reflected in the sequel to Christa Wolf's »Nachdenken über Christa T.« by Maxie Wander's »Guten Morgen, du Schöne«, Helga Schütz's »In Annas Namen« and in the stories by Helga Königsdorf.

Rolf Stefaniak: We Have Art so That Truth May not Ruin Us

The more one talks about culture the more elusive it becomes. A »broad notion of culture« runs the risk of negating vastly different concepts of life. Still, the discussion of »culture as a way of life« has offered important impulses. Inspired by a conference on »Changing the Industrial Society Into a Society of Culture«, the author examines entirely different sets of linkages between politics, ecology, esthetics in the more recent cultural debate.

E. San Juan: Symbolizing the Resistance

To sustain its superiority in the Third World, the United States relies – beyond the military, political, economic intervention – on its often hegemonial cultural position. With respect to the Philippines, San Juan examines which forms of literature, music, film, video etc. will qualify to counteract this predominance. The author offers the notion of »emergency art« to describe attempts at a counter-culture which may have a future.

Peter Jehle: Questions About the Romanistic School During German Fascism

The experts' perception during German fascism is predominantly divided into a persecuted scientific romanistic school on one hand and a derailed, nazi-oriented 'ideological' romanistic school on the other hand. This division obfuscates a clear view of a phenomenon which is analysed as an antagonistic reproduction of the prevailing ideology. The quarrell over certain questions, the scuffle to find the 'proper balance' lend resonance to nazi-oriented ideological paradigms. This analysis focuses more attention on those resonance conditions and less on the isolated actions of individuals.



Kritik der Sozial- geschichtsschreibung

Hg. von Rüdiger Scholz

Argument-Sonderband AS 166
216 S., br., DM 18,50

Mit Beiträgen von Hans Peter Her-
mann, Georg G. Iggers, Rüdiger
Scholz und Immanuel Wallerstein

Zur Diskussion gestellt: Sozial- und Gesellschafts- geschichte

Daß in der Geschichte aller Gesellschaften die Entwicklung der Aneignung und Bearbeitung der Natur und der Formen des Eigentums an menschlicher Arbeit zu den Hauptmotoren historischer Prozesse gehört, ist eineinhalb Jahrhunderte lang nur von ganz wenigen bürgerlichen Historikern akzeptiert worden. Mit dem internationalen Aufschwung der Sozialgeschichte in allen historischen Disziplinen zeichnet sich eine Änderung ab. Die Dominanz der Politik- und Ereignisgeschichte wird mittlerweile entschieden in Frage gestellt. Zugleich verstärkt sich die Diskussion um die verschiedenen Konzepte, Kategorien und Begriffe von Sozialgeschichtsschreibung. Neu begonnen wurde die Auseinandersetzung mit marxistischen Historikern. Diese Debatte wird infolge des Zusammenbruchs des Marxismus-Leninismus in den ehemals sozialistischen Ländern eine neue Wendung nehmen.

Der Band enthält Beiträge zur deutschen und internationalen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte: Zur Integration von Sozialgeschichte in großen Geschichtswerken, zur Konzeption von Wirtschafts- und Sozialgeschichten, zur historischen Literatur über die Ursachen der Entstehung des Kapitalismus, zum theoretischen Fundament der *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* von H.-U. Wehler, zur aktuellen Veränderung in der DDR-Geschichtsschreibung und zu sozialhistorisch sich verstehenden Literaturgeschichten.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Argument-Rückschau

186: Krieg und Nation

M. Kaldor: Der imaginäre Krieg / A.G. Frank: Politische Ökonomie des Golfkriegs / G. Auernheimer, J. Bidet, W.F. Haug: Fragen zum Golfkrieg / B. Anderson: Die Erschaffung der Nation durch den Kolonialstaat / R. Suny: Sozialismus und Nationalitätenkonflikt in Transkaukasien / G. Auernheimer: Nachdenken über Deutschland als Nation / Th. Gehrman: Fußball und Nationalismus / M. Schneider: Von der Staatsfirma in die DM-Kolonie / W. Bialas: DDR-Identität im Umbruch / A. Weberling: Technikkritik und Geschlechterverhältnisse / Besprechungen: Nietzsche und der Faschismus; Sozialphilosophie; Literatur und Medien; Kulturpolitik; Bildungstheorie; Dritte Welt; Israel

185: Gramsci und die Zivilgesellschaft

J.A. Buttigieg: Gramsci Methode / A. Showstack Sassoon: Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft / A. Demirović: Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie / D. Boothman: Gramsci als Ökonom / Ch. Löser: Wolkogonows Stalin-Biographie / H. Behrend: Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit? / St. Krätke: Umbau der Städte / Interventionen zur Singer-Debatte / Besprechungen: Philosophie im Faschismus; Evolutionäre Erkenntnistheorie; Aufklärung; Literatur der Moderne; Identität in der Fremde; Informatik und Gesellschaft; Computerlernen; Emanzipation und Mutterschaft; Antisemitismus; Bucharin; Sozialpolitik

184: West-Östliches Patriarchat

Ch. Schenk: Experiment Unabhängiger Frauenverband / H. Behrend: Aufbruch und Elend der DDR-Frauen / Ch. Klenner: Die Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien / I. Kurz-Scherf: Deutschland – einig Mutterland? / F. Haug: Neue Herausforderungen an einen sozialistischen Feminismus / K. Hauser: Zu Christa Wolf / O. Negt: Sozialismus und das Problem einer Deutschland-Utopie / M. Brie: Vom Ende des »Maulwurfs der Geschichte« / V. Domeyer, M. Funder, L. Voigt-Weber: Bestandsbedingungen einer »alternativen« Ökonomie / Besprechungen: Sinn und Bedeutung; Kulturpolitik; Medienwissenschaft; Mädchen und sexueller Mißbrauch; Linke Perspektiven

183: Sozialpolitik statt Sozialismus; Krise der Perestrojka

M. Krätke: Sozialpolitik im Wohlfahrtsstaat / B. Hansen: Der dänische Sozialstaat aus der Sicht der Frauen / F.O. Wolf: »Arbeitspolitik« und soziale Bewegungen / F. Haug: Erneuerung der Gewerkschaftsarbeit / K. Segbers: Der letzte Parteitag der KPdSU / Th. Sauer: »Krise der Perestrojka« oder Krise der »Mangelwirtschaft«? / J. Busch-Weßlau: Sozialistischer Rechtsstaat und Demokratie / H.-H. Nolte: Perestrojka und Internationales System / J. Ach, A. Gaidt: Kein Diskurs über Abtreibung und »Euthanasie«? / Besprechungen: Computerlinguistik; Patriarchat und Lebensweise; Pädagogische Ethik; Freud; Sucht und Prostitution; NS und Nachkriegszeit; Rassismus, Arbeitszeit; Naher Osten

182: Kampfplatz Philosophie

W.F. Haug: Fragen zur Frage »Was ist Philosophie?« / J. Koivisto: Marx, Labriola, Gramsci / H.-P. Krebs: Gramsci und die Geschichte der Philosophie / H.G. Gadamer zur Philosophie im NS / T. Orozco: Das »Bild der Antike« und der NS-Staat / S. Harding: Feministische Erkenntnis / C. Scherrer: Europa-USA: Handelskrieg oder Kooperation? / P. Ruben: Nach dem »rohen Kommunismus« ... / D. Kramer: Nachdenken über Kulturpolitik / Chr. Pollmann: Im Dschungel der Bekenner / Besprechungen: Heidegger; Ästhetik; Philosophiegeschichte; Elias; Sozialarbeit; Psycho-Politik; Neokonservatismus u.v.a.

181: Quotierungs-Erfahrungen

F. Haug: Zur politischen Ökonomie der Frauen-Quote / C. Pinl: Abwehrkämpfe der Männer / S. Raasch: Frauenförderung in der Privatwirtschaft / S.v. Wasielewski: Quotierungskämpfe bei Bayer Leverkusen / K. Hildebrandt: Frauen in DDR-Hochschulen / I. Reuter: Diskussionen um einen Frauenförderplan im WSI / I. Wettig-Danielmeier: Wie lebt die SPD mit der Quote? / J. Meyer-Siebert: Quotierung in sozialwissenschaftlichen Zeitschriften / B. Dennerlein: Klassen und Kulturen / Besprechungen: Habermas; Lukács; Politische Philologie; Kulturpolitik; Pädagogisches Handeln; Sozialgeschichte u.v.a.

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Wiss. Buchhandlung Theo Hectol, Gräfestr. 77; Tel. 069/77 73 03
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/718 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 704
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/42 02 14
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am-Grün 28; Tel. 06421/24 787
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/44 926
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13 949
Osnabrück Autonomie-Buchladen, Martinistr. 9
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/5 15 35
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 4; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münstergasse-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschgaugasse 7; Tel. 01/25 12 674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund Frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 Frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Lange-gasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/75 24 245